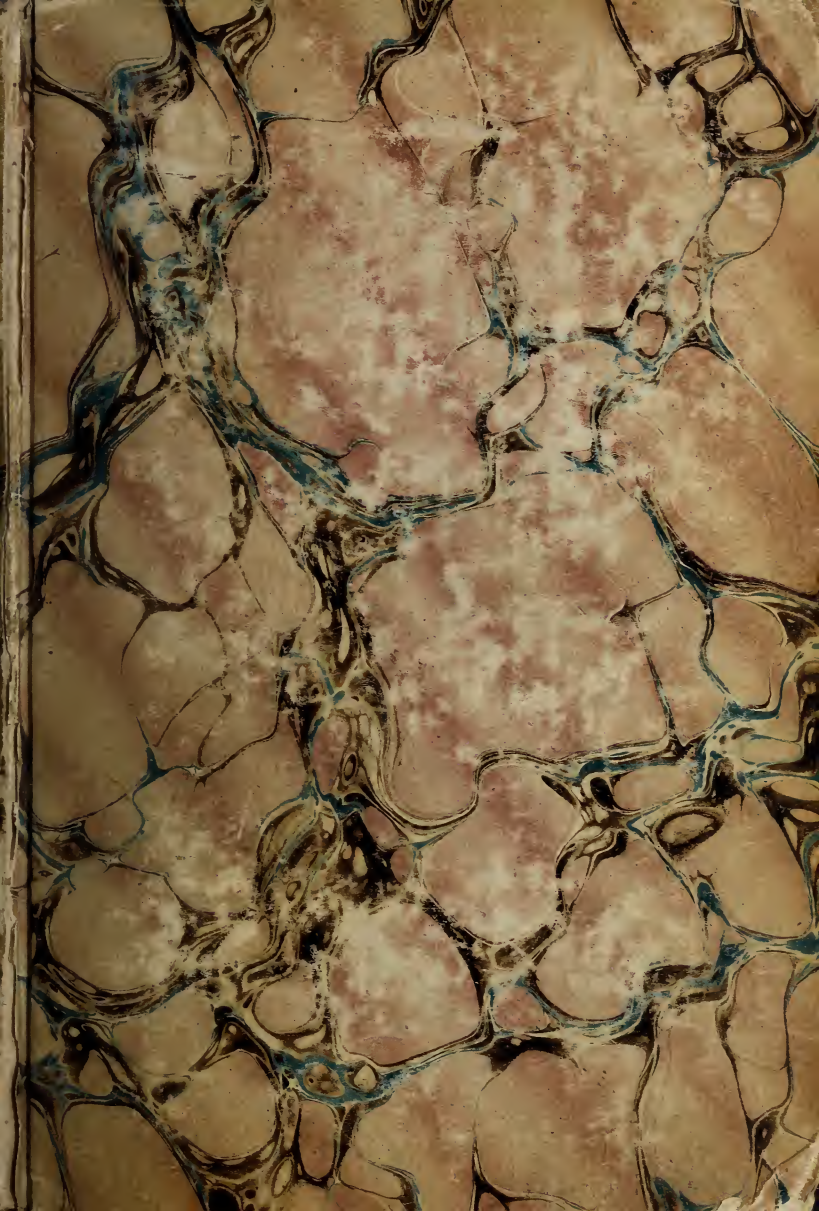
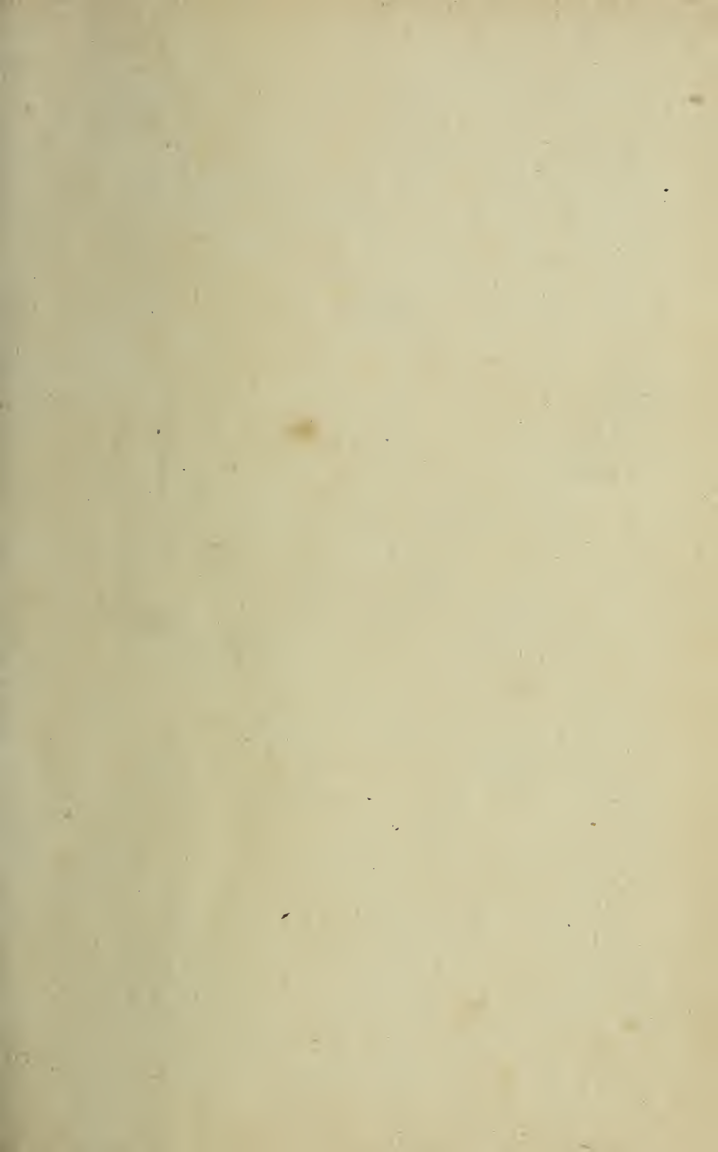
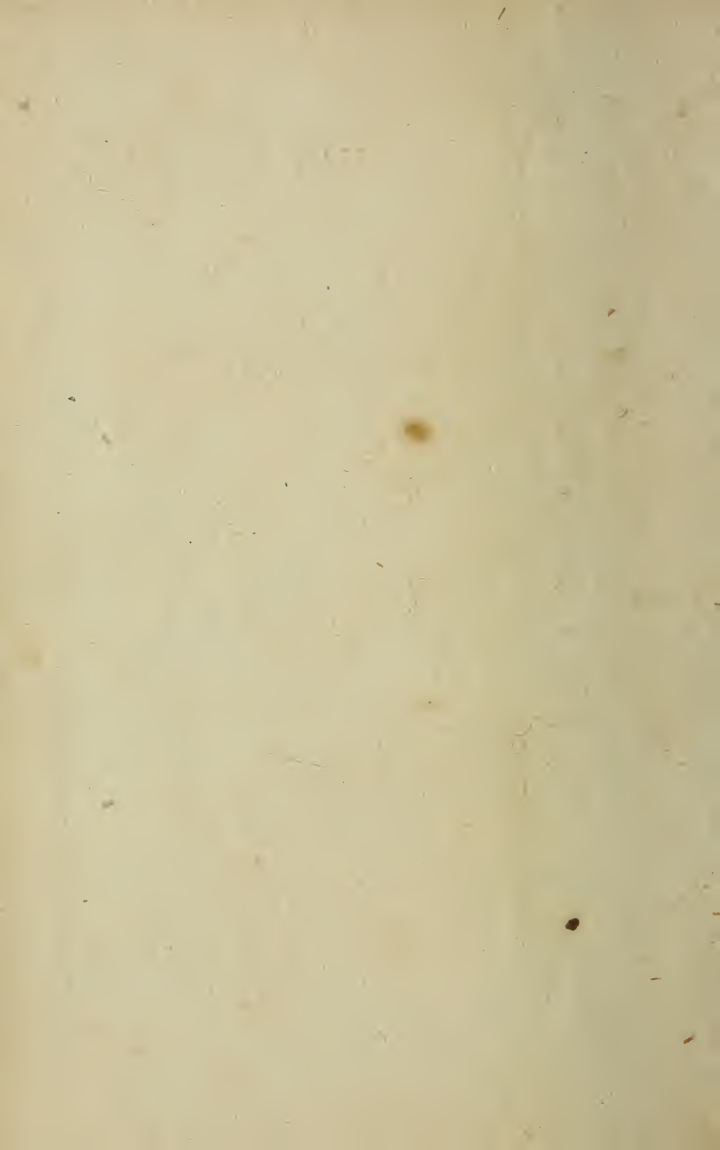



THE LIBRARY OF CONGRESS
1800





Franklin's Leben und Schriften.

Druck und Papier
von Fr. Vieweg und Sohn
in Braunschweig.

Benjamin Franklin's Leben und Schriften,

nach der von seinem Enkel,

William Temple Franklin,

veranstalteten

neuen Londoner Original-Ausgabe;

mit Benutzung

des

bei derselben bekannt gemachten

Nachlasses und früherer Quellen

zeitgemäß bearbeitet

von

Dr. A. Binzer.

Erster Theil.

Kiel,

Universitäts-Buchhandlung.

1829.

His lib'ral soul, his worth, his actions scan,
Go, reader, go and imitate the man.

Lamont, Lines to the memory of B. F.

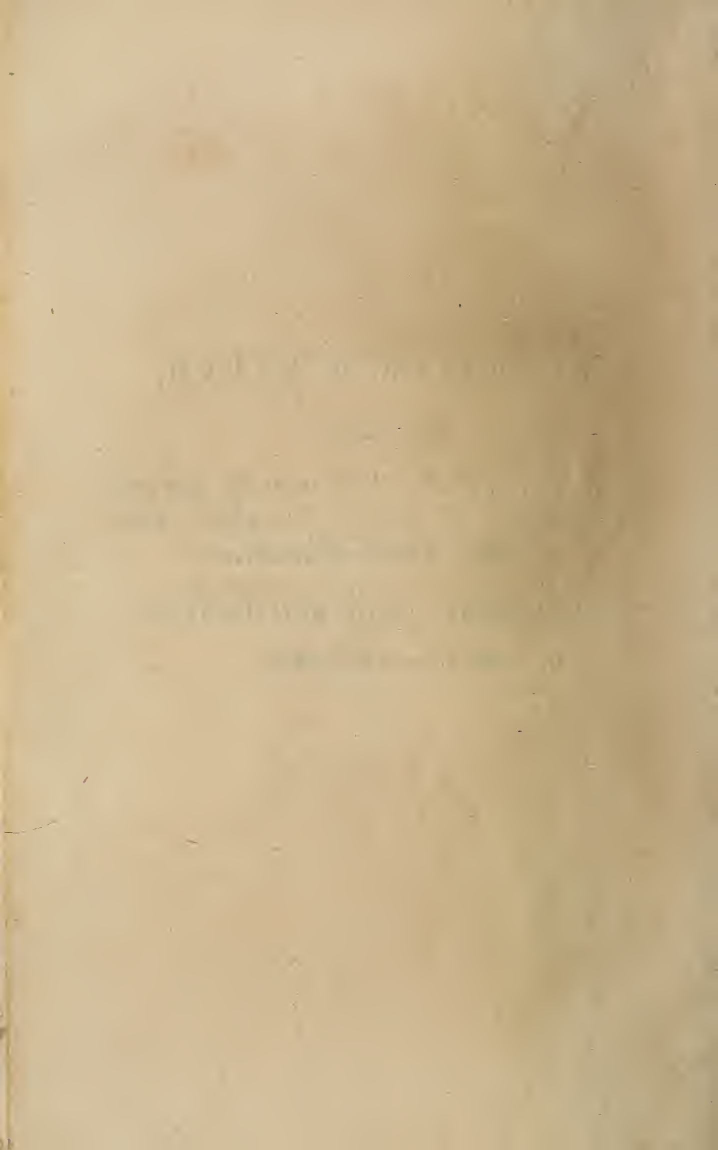
Franklin's Leben,

bearbeitet

nach einer, von ihm selbst begonnenen und von seinem Enkel, W. Temple Franklin, fortgesetzten Lebensbeschreibung,

mit Benutzung seiner Korrespondenz

und anderer Nachrichten.

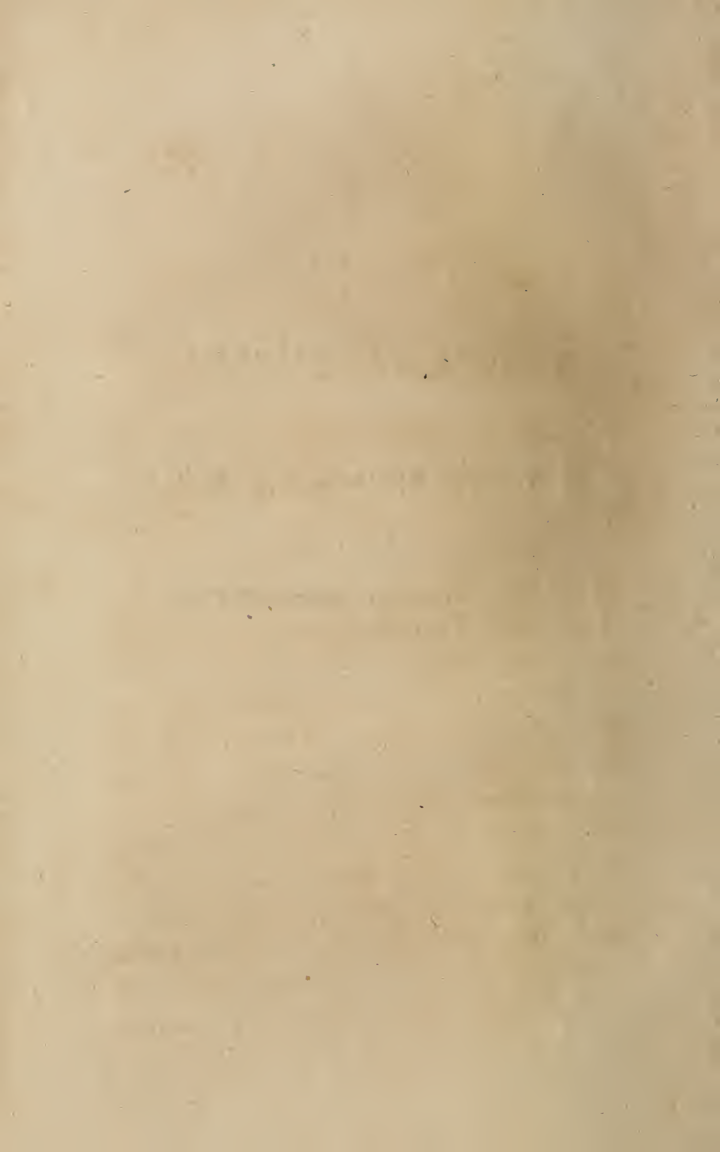


Erste Abtheilung.

Selbstbiographie.

Fortgeführt

bis ins ein und funfzigste Lebensjahr.



Erste Abtheilung.

Selbstbiographie.

Fortgeführt

bis ins ein und funfzigste Lebensjahr.

Franklin schrieb im Jahre 1771 an seinen Sohn Wilh. Franklin, Gouverneur von New-Jersey, wie folgt:

Es war mir immer eine Freude, wenn ich irgend eine kleine Anekdote von meinen Vorfahren hörte. Da ich mir nun einbilde, es werde dir eben so angenehm sein, die näheren Umstände meines Lebens zu erfahren, und eben jetzt einige Wochen in ungestörter Muße zu verleben hoffe, so setze ich mich hin, diese Umstände aufzuzeichnen. Allein auch andere Gründe bewegen mich zu diesem Unternehmen. Aus der Armuth und Dunkelheit, in welcher ich geboren ward und

meine frühesten Jahre verlebte, habe ich mich selbst erhoben zum Wohlstande und zu einem gewissen Grade von Berühmtheit. Da selbst bis zum spätern Alter das Glück mich stets begleitet hat, so könnte es meinen Nachkommen wohl angenehm sein, die Mittel kennen zu lernen, welche mich dahin führten. Auch könnten sie diese der Nachahmung werth halten, wenn sie sich etwa in ähnlichen Lagen befinden sollten. Jenes Glück hat mich oft zu der Aeußerung bewogen, daß ich Nichts dagegen hätte, mein Leben von Anfang an zu wiederholen, nur mit dem Vorbehalte der Autoren, bei einer zweiten Auflage die Fehler der ersten zu verbessern. Diese Wiederholung selbst ist nicht zu erwarten, allein das Rekapituliren und Aufzeichnen aller Umstände des Lebens kommt ihr nahe. So werde ich bei dieser Beschäftigung der einem alten Manne so natürlichen Neigung Gehör geben, von mir selbst und von meinen Handlungen zu sprechen, und zwar ohne Denjenigen lästig zu werden, die aus Achtung vor meinem Alter sich verbunden halten möchten, mir zuzuhören, da es immer in ihrem freien Willen steht, mich zu lesen, oder nicht. Und endlich (ich kann es gern gestehen, denn die Behauptung des Ge-

gentheils würde doch keinen Glauben finden) ich werde auf diese Weise vielleicht meiner Eitelkeit nicht wenig schmeicheln. Jedesmal, wenn ich die Einleitungsworte hörte oder sah: »Ohne Eitelkeit darf ich sagen,« folgte unmittelbar hinterdrein irgend etwas Eitles. Die meisten Menschen können die Eitelkeit an Andern nicht leiden, wenn sie gleich selbst keineswegs frei davon sind; ich dagegen lasse sie gewähren, wo ich sie auch finde, indem ich überzeugt bin, daß sie oft zum Guten führt, und nicht nur in Betreff des Besitzers, sondern auch für Andre, die sich in seinem Wirkungskreise befinden. Daher möchte es in manchen Fällen nicht so ganz einfältig sein, wenn ein Mensch für seine Eitelkeit, als für eins der Lebensgüter, Gott dankte *).

Und jetzt, da ich von »Gott danken« spreche, will ich mit aller Demuth bekennen, daß ich das erwähnte Glück meines bisherigen Lebens seiner göttlichen Vorsehung zuschreibe, welche mir die Mittel an die Hand gab, deren ich mich mit

*) Daß Franklin hier nur von einer bescheidenen, ich möchte sagen, unschuldigen und nicht unverständigen Eitelkeit spricht, beweiset sein ganzes Leben und dieses Buch.

Erfolg bediente. Dieser Glaube leitet mich zu der Hoffnung (obgleich ich keinen Anspruch darauf machen darf), daß dieselbe Güte ferner über mich walten werde, indem sie entweder jenes Glück fortdauern läßt, oder mir Kraft giebt, ein Unglück zu tragen, das mir vielleicht noch bevorsteht. Denn die Beschaffenheit meines künftigen Schicksals ist ihm allein bekannt, in dessen Macht es steht, uns zu segnen, selbst in unsern Leiden.

Seit wenigstens drei hundert Jahren lebten unsere Vorfahren in dem Dorfe Ecton, in Northamptonshire, auf einem Freilehn von etwa dreißig Ackern Landes *). Davon konnten sie nicht leben; sie trieben daher seit uralter Zeit das Schmiedehandwerk, zu dessen Fortsetzung wenigstens die ältesten Söhne immer angehalten wurden. Aus den Todtenlisten in Ecton habe ich ersehen, daß ich der jüngste Sohn des jüngsten Sohnes war, bis auf fünf Generationen rückwärts.

Sehr frühe schon erwählte unsere Familie die

---

*) Vielleicht hatten sie dort schon viel früher gelebt, von der Zeit an, da der Name Franklin, der ehemals eine Volksklasse (die der freien Landbesitzer) bezeichnete, von ihnen als Familienname angenommen ward.

reformirte Religion, und hatte unter der Königin Maria manche Gefahren der Verfolgung zu bestehen. — Mein Vater und mein Oheim Benjamin verließen die Episcopal-Kirche und hielten sich zu den Conventikeln der, unter Karl's II. Regierung, wegen abweichender Lehre vertriebenen Prediger. Diese Conventikel wurden verboten und auf manche Weise beunruhigt, weßhalb mehrere angesehene Bekannte meines Vaters nach Neu-England auszuwandern beschlossen, wo sie Religionsfreiheit zu finden hofften. Mein Vater, der frühe geheirathet hatte, schloß sich diesen an und ging 1682 mit seiner Frau und drei Kindern nach Neu-England. Dieselbe Frau gebar ihm noch vier, und eine zweite zehn Kinder, im Ganzen siebzehn, von denen ich dreizehn zusammen an seinem Tische gesehen habe. Sie haben alle das Mannesalter erreicht und geheirathet. Ich war der jüngste Sohn und ward den 17. Jan. 1706 in Boston geboren. In meinem achten Jahre ward ich in eine gelehrte Schule geschickt, indem mein Vater mich, als den Zehnten seiner Söhne, dem Dienste der Kirche weihen wollte. Lesen hatte ich so frühe gelernt, daß ich mich der Zeit nicht erinnere, da ich nicht lesen konnte.

Auch rückte ich in der Schule schnell aufwärts. Allein die Last einer zahlreichen Familie machte es meinem Vater unmöglich, die Kosten einer solchen Erziehung zu bestreiten. Er fürchtete überdies, daß auf diesem Wege wenig ermuthigende Aussicht für mich vorhanden sei, gab deshalb seine erste Absicht auf und sandte mich in die Schreib- und Rechenschule des damals berühmten George Brownwell. Hier lernte ich bald gut schreiben; mit der Arithmetik wollte es aber gar nicht gehen. Mit zehn Jahren nahm mein Vater mich wieder zu sich, damit ich ihm in seinem Geschäfte, dem Lichtgießen und Seifensieden, behülflich wäre. Hier mußte ich Dochte schneiden, Lichtformen füllen, im Laden stehen, als Laufjunge dienen rc. — Die Sache sagte mir nicht zu; ich hatte große Lust, zur See zu gehen, allein mein Vater erklärte sich dagegen. Da wir in der Nähe des Wassers wohnten, war ich viel in und auf demselben, lernte gut schwimmen und segeln, und ward gewöhnlich, besonders in schwierigen Fällen, von meinen Spielkameraden zum Führer erwählt, wobei sich denn frühe, obschon nicht immer gut geleitet, mein Unternehmungsgeist offenbarte. Auf einem salzigen Moor-

ufer pflegten wir oft am Strande des Wassers zu stehen und Elritzen zu fangen. Durch das viele Treten war die Stelle zu einem Sumpf geworden, weshalb ich beschloß, daselbst einen Kai zu bauen, um einen festen Standort zu gewinnen. Ich zeigte meinen Kameraden einen großen Haufen, zum Bau eines neuen Hauses bestimmter Steine, die ganz für unsern Zweck paßten; und eines Abends, nachdem die Arbeiter zu Hause gegangen waren, schleppten wir gemeinschaftlich und emsig, wie die Ameisen, alle Steine zu unserer Fischbrücke zusammen. Am folgenden Morgen sahen die Arbeiter mit Verwunderung, daß ihre Steine verschwunden waren. Wir wurden bald als die Thäter entdeckt, verklagt und von unsern Vätern bestraft; und obgleich ich die Nützlichkeit unserer Arbeit demonstrirte, überzeugte mich der meinige doch, daß, was nicht rechtschaffen wäre, auch nicht wahrhaft nützlich sein könnte.

Mein Vater, ein Mann von mittlerer Statur, gedrungenem Wuchse und angenehmer, sonorer Stimme, hatte ausgezeichnet gesunden Verstand und richtiges Urtheil, in Privat- wie in Staats-Angelegenheiten, und sehr häufig ward er von Staatsmännern, Kirchenvorstehern und Pri-

vatpersonen in schwierigen Fällen um Rath gefragt, und zwischen streitenden Parteien zum Schiedsrichter erwählt. An seinem Tische *) hatte er gern, so oft er konnte, einige verständige Freunde oder Nachbaren, und wußte in der Unterhaltung mit ihnen immer solche Gegenstände zu wählen, die dazu beitragen konnten, den Geist seiner Kinder zu bilden. Dadurch wandte er unsere Aufmerksamkeit auf Alles, was gut, gerecht und nützlich für's Leben ist, während auf die Lebensmittel seines Tisches und auf deren Zubereitung oder Werth nie geachtet ward. Dies hatte für mich die angenehme Folge, daß es mir auch später einerlei war, was man mir zu essen gab, und daß ich wenige Stunden nach der Tischzeit nicht mehr wußte, was ich gegessen hatte. Auf Reisen, wo meine Gefährten sich oft recht unglücklich fühlten, weil ihrem besser unterrichteten und daher feinern Geschmack das Essen nicht gut

---

*) Die langen Tischgebete des Vaters waren dem kleinen Benjamin so unangenehm, daß er eines Tages, als die Wintervorräthe eingesalzen waren, zu ihm sagte: »ich dächte, wenn du jetzt dein Gebet ein für allemal über den ganzen Vorrath sprächest, so könntest du gar viele Zeit ersparen.«

genug war, kam mir diese frühe Gewöhnung sehr zu Statten.

Meine Mutter war, wie mein Vater, von vortrefflicher Constitution; sie säugte alle ihre zehn Kinder selbst, und ich weiß nicht, daß weder er noch sie an einer Krankheit gelitten hätten, die beiden ausgenommen, woran er im neun und achtzigsten und sie im fünf und achtzigsten Jahre starb. Auf ihr Begräbniß in Boston ließ ich vor einigen Jahren eine Marmorplatte legen mit der Inschrift: »Josiah Franklin und Abiah, seine Frau, liegen hier beerdigt. In Liebe vereint durchlebten sie eine fünf und funfzigjährige Ehe. Und ohne Besitz, ohne gewinnreiches Geschäft, gelang es ihnen, mit Gottes Hülfe, durch stete Arbeitsamkeit und rechtschaffene Betriebsamkeit, eine zahlreiche Familie behaglich zu ernähren, und dreizehn Kinder und sieben Enkel mit Ehren zu erziehen. Ihr Beispiel, Leser, möge dich ermuthigen zur Treue in deinem Berufe und zum Vertrauen auf die Vorsehung. Er war ein frommer und kluger Mann, sie eine bescheidene, tugendhafte Frau. Ihrem Gedächtniß setzt, in kindlicher Verehrung, diesen Grabstein ihr jüngster Sohn.«

Zwei Jahre, d. i. bis zu meinem zwölften Jahre, blieb ich bei meinem Vater und half ihm in seinem Gewerbe: allein meine Abneigung gegen dieses nahm immer zu, und mein Vater begann zu fürchten, ich möchte, wenn mir keine angenehmere Beschäftigung zn Theil würde, davon und auf die See gehen, wie es zu seinem großen Verdruß mein Bruder Josuah gemacht hatte. Deshalb nahm er mich mit sich in mancherlei Werkstätten, zu Tischlern, Mauerleuten, Drechslern, Gelbgießern rc., um meine Neigung zu erforschen und sie, wo möglich, auf irgend ein Geschäft zu lenken, das mich auf dem Festlande halten sollte. Endlich wählte er das Messerschmieden, und gab mich zu einem Vetter, der dasselbe in London erlernt und sich eben in Boston etablirt hatte; allein dieser verlangte ein zu hohes Lehrgeld, und mein Vater nahm mich bald wieder in sein Haus zurück.

Von meiner Kindheit an war ich ein leidenschaftlicher Freund vom Lesen, und alles Geld, das ich erhielt, ward für Bücher ausgegeben. Ganz besonders liebte ich die Reisebeschreibungen, und das erste Buch, das ich mir kaufte, waren Bunyan's Werke. Meines Vaters Biblio-

thek enthielt meist Bücher über Religionsstreitigkeiten, die ich fast alle las. Von wahrem Nutzen und dauerndem Einfluß auf mein Leben waren aber folgende Bücher: Plutarch, Defoe's Essay on projects und Dr. Mather's Essays to do good. (Ueber dieses letztere Buch schreibt F. v. Passy, 12. Mai 1784, an Dr. Mather: »Als ich ein Knabe war, kam mir ein Buch, ich glaube aus der Feder ihres Vaters, in die Hände, betitelt: Versuche, Gutes zu thun. Der frühere Besitzer hatte es so wenig geachtet, daß mehrere Blätter herausgerissen waren; allein die übrigen gaben meiner Denkungsart eine Wendung, die durch's ganze Leben auf mein Betragen Einfluß gehabt hat; denn ich habe stets einen größeren Werth auf den Ruf der Wohlthätigkeit gesetzt, als auf irgend einen sonstigen Ruhm; und wenn ich selbst, wie Sie zu glauben scheinen, ein nützlicher Staatsbürger war, so hat man den Vortheil davon diesem Buche zu danken.«) — Diese Neigung zu den Büchern bewog endlich meinen Vater, mich zu einem Buchdrucker zu machen, obgleich schon einer von seinen Söhnen, James, dies Geschäft betrieb, und 1717, von London zurückgekehrt, sich in

Boston etablirt hatte. Ich war noch nicht über zwölf Jahr alt, als man mich zu meinem Bruder in die Lehre gab, wo ich bis zum ein und zwanzigsten Jahre bleiben und nur im letzten Jahre Gesellenlohn erhalten sollte. In kurzer Zeit kam ich so weit, daß ich meinem Bruder von Nutzen sein konnte. Jetzt hatte ich Gelegenheit, mir bessere Bücher zu verschaffen, und las oft die ganze Nacht hindurch, um ein, Abends geliehenes, Buch am andern Morgen zurück liefern zu können. Bald gewann ich die Poesie lieb und schrieb selbst ein paar kleine Stücke; unter andern, von meinem Bruder ermuntert, zwei Balladen, welche gedruckt und mit gutem Erfolg verkauft wurden. Allein mein Vater nahm mir den Muth, indem er meine Leistungen kritisirte und mir sagte: Versmacher wären gewöhnlich Bettler. So entging ich dem Schicksale, ein Poet zu sein, und wahrscheinlich ein sehr schlechter *); da aber das Prosaschreiben ein Hauptmittel meines Fortkommens geworden ist, so will ich erzählen, wie

*) Es ist nicht zu läugnen, daß in Franklin's ganzem Sinn und Leben selten etwas wahrhaft Poetisches durchblickt, was er denn auch selbst gefühlt zu haben scheint.

ich die geringe Fertigkeit, die ich mir darin zuschreiben mag, erlangt habe.

Es war noch ein anderer Knabe, Namens John Collins, in der Stadt, der, wie ich, die Bücher liebte und mit dem ich sehr vertraut war. Oft stritten wir uns und waren dann sehr begierig, uns durch Gründe zu widerlegen und zu besiegen. Einmal mußten wir uns trennen, ohne unsern Streit beendigt zu haben; ich setzte deshalb meine Gründe schriftlich auf, und auf diese Weise entstand ein Briefwechsel, der meinem Vater in die Hände kam, und ihm Veranlassung gab, mich auf meine Schreibart aufmerksam zu machen, und mich zu überzeugen, daß mein Gegner sich mit viel mehr Eleganz, Klarheit und Methode auszudrücken wußte, als ich. Das weckte in mir den Entschluß, mir Mühe zu geben, meinen Styl zu bessern. Ich kaufte einen Theil des Spectator's, ein Buch, das mir vortrefflich geschrieben zu sein schien. Beim Lesen desselben zog ich den Inhalt eines jeden Satzes in kurzen Worten aus, und versuchte dann nach einigen Tagen, ohne wieder ins Buch zu sehen, die Gedanken mit meinen eigenen Worten auszuführen. Darauf verglich ich meine Sätze mit

den Originalsätzen, entdeckte meine Fehler und verbesserte sie. Es fehlte mir hauptsächlich an Wortvorrath, oder an der Fertigkeit, die rechten Worte zur Hand zu haben und zu gebrauchen. Diesen Mangel glaubte ich durch Versemachen ersetzen zu können, wobei man ja genöthigt ist, theils des Versmaßes, theils des Reimes wegen, beständig mehrere Ausdrücke für dieselben Gedanken aufzusuchen und sich zu eigen zu machen. Deshalb brachte ich einige Erzählungen aus dem Spectator in Verse, und verwandelte später, wenn ich das Original ziemlich vergessen hatte, meine Verse wieder in Prosa. Auch warf ich zuweilen die oben erwähnten kurzen Auszüge durcheinander, und versuchte dann später, sie wieder richtig zu ordnen und darauf auszuführen, um mich so in der Methode und in der Anordnung meiner Gedanken zu üben. Dann verglich ich wieder meine Arbeit mit dem Original und verbesserte meine Fehler. Zuweilen bildete ich mir aber auch ein, daß meine Arbeit, in Hinsicht der Methode oder der Sprache, in einzelnen Punkten das Original überträfe, und dies ermuthigte mich zu der Hoffnung, selbst gut schreiben zu lernen. Die Zeit, die ich auf diese Sprachübungen verwenden konnte,

war spåt Abends oder in der Frühe, ehe die Tagesarbeit begann, und Sonntags, da ich selbst, wenn es thunlich war, den Gottesdienst deshalb versåumte, obgleich ich strenge zu diesem angehalten war, so lange ich unter der Aufsicht meines Vaters lebte.

Als ich etwa sechzehn Jahr alt war, fiel mir zufällig ein Buch in die Hånde von einem gewissen Tryon, worin als die beste Diåt empfohlen war, von Gemůsen zu leben. Ich beschloß, diesem Rath zu folgen. Mein noch unverheiratheter Bruder hatte keine eigene Haushaltung, sondern speiste mit seinen Lehrlingen bei einer andern Familie. Mein Entschluß, kein Fleisch zu essen, führte zu mancher Unbequemlichkeit, und ich ward ein Sonderling gescholten. Ich machte meinem Bruder den Vorschlag, wenn er mir die Hålfte von dem Gelde gåbe, was er für meinen Tisch bezahlen mußte, so wolle ich mich selbst speisen. Er willigte sogleich ein. Ich kochte mir darauf, nach Tryon's Vorschrift, meine Gemůse selbst, und konnte so die Hålfte von dem, was er mir zahlte, sparen und Bücher dafür kaufen. Außerdem hatte ich noch den Vortheil, schneller mit dem Essen fertig zu werden, und

konnte die gewonnene Zeit mit um so größerm Erfolge auf mein Studium verwenden, weil bei dieser mäßigen Kost (die oft in nichts bestand, als in einem Stück Brot, einer Hand voll Rosinen und einem Glas Wasser) mein Kopf an Klarheit und meine Auffassungskraft an Leichtigkeit gewannen. In dieser Zeit lernte ich ohne Schwierigkeit die früher versäumte Arithmetik und ein wenig Geometrie, worin ich's jedoch nie weit gebracht habe. Bald darauf las ich einige philosophische Schriften von Locke, und dann eine Uebersetzung von Xenophon's Sokrates, dessen Methode zu disputiren mich entzückte. Meine frühere Art der bestimmten Beweisführung und des raschen Widerspruchs gab ich sofort auf, spielte den bescheidenen Frager, und brachte es in dieser Kunst bald so weit, daß ich, zumal in Religions-Angelegenheiten, worin ich zu den Zweiflern gehörte, mir sehr überlegene Gegner oft in die größte Verlegenheit setzte, und sie sogar in Fällen besiegte, wo weder ich noch meine Sache es verdienten. Ich blieb einige Jahre bei dieser Methode, dann aber verließ ich sie allmälig und behielt nur die Gewohnheit, in bescheidenen Worten meine Zweifel auszudrücken, nie bei bestreitbaren

Sätzen die Worte: gewiß, ohne Zweifel ꝛc. zu gebrauchen, sondern lieber zu sprechen: Ich meine, mir scheint, wenn ich nicht irre u. dergl. m. — Diese Gewohnheit ist mir, glaube ich, von großem Nutzen gewesen. — Im Jahre 1720 oder 21 hatte mein Bruder angefangen, eine Zeitung zu drucken (die zweite, die in Amerika erschien) unter dem Namen New-England Courant; die einzige früher existirende war die Boston News Letter. Ich erinnere mich, daß seine Freunde ihn von dem Unternehmen abriethen, sie hielten nicht für wahrscheinlich, daß es gelänge, indem, nach ihrem Urtheil, eine Zeitung für Amerika genug sei. Jetzt, 1771, existiren dort nicht weniger als fünf und zwanzig. Er führte jedoch das Unternehmen aus, und ich erhielt, außer dem Antheil am Setzen und Drucken, das Geschäft, die Blätter auszutragen. Er hatte unter seinen Freunden einige geistreiche Männer, die zu ihrem Vergnügen kleine Aufsätze für dies Blatt schrieben, und dadurch den Credit und den Absatz desselben förderten. Diese Herren kamen oft bei uns zusammen. Ihre Unterhaltungen und Erzählungen von dem Beifall, womit ihre Blätter aufgenommen wur-

den, machten mir Lust, mich auch unter ihnen zu versuchen. Da ich aber noch Knabe war, und befürchtete, mein Bruder werde nichts drucken wollen, von dem er wisse, daß ich es geschrieben habe, so verstellte ich meine Hand und legte Nachts ein anonymes Blatt vor die Thür der Druckerei. Es ward Morgens gefunden, und als die Freunde sich wie gewöhnlich versammelten, diesen vorgelegt. Sie lasen es, beurtheilten es in meinem Beisein, und mir ward die große Freude, nicht nur meine Arbeit billigen, sondern auch unter den Verfassern, worauf sie riethen, keinen nennen zu hören, der nicht durch Kenntnisse oder Geist einen gewissen Ruf unter uns erlangt hatte. Ich vermuthe, daß ich in Betreff meiner Richter glücklich war, und daß diese in der That nicht so gut waren, als ich damals meinte. Ich fuhr indeß fort, auf dieselbe Weise für die Zeitung zu schreiben, und behielt mein Geheimniß für mich, bis meine Geistesquelle für dergleichen Leistungen erschöpft war. Als ich mich darauf als den Verfasser angab, schien dies meinem Bruder nicht sonderlich zu behagen; er meinte, ich würde dadurch zu eitel, und dies war vielleicht eine Veranlassung zu der Uneinigkeit, die sich um diese

Zeit zwischen uns entspann. Obgleich mein Bruder, betrachtete er sich ganz als meinen Meister, und verlangte von mir dieselben Dienste, wievon jedem andern Lehrling, während ich mich durch manches herabgesetzt fühlte, und von einem Bruder mehr Schonung erwartete. Unsere Zwiste wurden oft vor den Vater gebracht, und entweder hatte ich in der Regel Recht, oder ich konnte meine Sache besser darstellen; denn gewöhnlich fiel sein Urtheil zu meinen Gunsten aus. Mein Bruder war leidenschaftlich; er hatte mich oft geschlagen, was ich ihm sehr übel nahm; auch kam mir meine Lehrzeit sehr langwierig vor, und ich wünschte mir stets eine Gelegenheit, sie abzukürzen; diese bot sich endlich auf eine unerwartete Weise dar. Vielleicht war diese harte, tyrannische Behandlung ein Mittel, mir die Abneigung gegen willkührliche Macht einzuprägen, die mich während meines ganzen Lebens nicht verlassen hat.

Ein politischer Aufsatz in unserer Zeitung, dessen ich mich nicht mehr erinnere, beleidigte die Versammlung der Repräsentanten. Mein Bruder ward vor Gericht gebracht, und ich glaube, weil er den Verfasser nicht nennen wollte, zu einmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt. Auch

ich mußte erscheinen; allein man ließ mich — vermuthlich als Lehrling — mit einer Vermahnung wieder gehen.

Während der Gefangenschaft meines Bruders, die ich mir, ungeachtet unserer Zwistigkeiten, sehr zu Herzen nahm, hatte ich die Redaction unserer Zeitung, und erkühnte mich, unserer Regierung einige Hiebe zu versetzen, was mein Bruder sehr gut aufnahm, während ich Anderen in ungünstigem Lichte erschien, als ein Jüngling, der Hang habe zu Libellen und Satyren. — Die Befreiung meines Bruders war begleitet von einem Befehl (und einem recht einfältigen): daß James Franklin die Zeitung »New-England Courant« nicht länger drucken dürfe. Mein Bruder hielt Rath mit seinen Freunden; es ward vorgeschlagen, den Namen des Blattes zu ändern und so das Gesetz zu umgehen; allein mein Bruder fürchtete neue Unannehmlichkeiten, und man beschloß endlich, das Blatt unter dem Namen Benjamin Franklin herauszugeben. Damit es nicht heiße, er ließe die Zeitung unter dem Namen seines Lehrlings drucken, sollte ich meinen alten Lehrbrief zurück erhalten mit der Lossprechung auf der Rückseite, um diese, nöthigen

Falls, produciren zu können; um aber meinem Bruder den Vortheil meines Dienstes zu sichern, mußte ich für den Rest meiner Dienstzeit einen neuen Lehrbrief unterzeichnen, der geheim gehalten werden sollte. Das war ein sehr unkräftiger Plan; er ward jedoch sogleich ausgeführt und die Zeitung mehrere Monate unter meinem Namen gedruckt. Endlich bewog mich ein neuer Zwist mit meinem Bruder, mir meine Freiheit anzumaßen, in der Voraussetzung, er werde nicht wagen, meinen neuen Lehrbrief vorzuzeigen. Es war nicht hübsch von mir, diesen Vortheil zu benutzen, und ich rechne diesen Schritt zu den ersten Fehlern meines Lebens; allein das Nichthübschsein war mir von keinem Gewichte, da ich aufgebracht war durch die Schläge, die seine Leidenschaftlichkeit mich zu oft erdulden ließ. Zwar war er sonst kein boshafter Mann, vielleicht habe ich ihn durch Trotz erbittert. Als er sah, daß ich ihn verlassen wollte, ging er zu allen Buchdruckern und überredete sie, mich nicht in Dienst zu nehmen. Ich dachte deßhalb, nach Neu-York zu gehen, was mir um so rathsamer schien, da ich mich der Regierungspartei schon feindlich erwiesen und auch durch meine unvorsichtigen Reli-

gions=Streitigkeiten den guten Leuten Veranlassung gegeben hatte, mich für einen Ungläubigen oder Atheisten zu halten. Oeffentlich durfte ich aber nicht gehen; mein Vater, der es jetzt mit meinem Bruder hielt, würde Mittel ergriffen haben, mich zu halten. Mein Freund Collins übernahm es daher, die Anstalten zu meiner Flucht zu treffen, und beredete durch eine erdichtete Geschichte den Capitain eines Schiffes von Neu=York, mich mitzunehmen. Ich verkaufte meine Bücher, ging heimlich an Bord und war in drei Tagen in Neu=York, fast drei hundert Meilen von meiner Heimath, siebzehn Jahr alt, ohne alle Empfehlung, ohne alle Bekanntschaft und mit sehr wenigem Gelde in der Tasche.

Meine Neigung zum Seefahren war verschwunden, sonst hätte ich jetzt Gelegenheit gehabt, sie zu befriedigen. Im Bewußtsein, etwas leisten zu können, ging ich zu dem alten Herrn W. Bradford (dem ersten Buchdrucker in Pensylvanien, der in Folge einer Streitigkeit mit dem Gouverneur Keith von da nach Neu=York gezogen war) und bot ihm meine Dienste an. Er hatte zu wenig Arbeit, rieth mir aber, nach Philadelphia zu seinem Sohne zu gehen, der seinen besten Ar=

beiter vor Kurzem verloren hatte; das war hundert Meilen *) weiter; ich ging mit einem Boot nach Amboy und ließ meinen Koffer zur See nachkommen. Die Reise war nicht glücklich. Ein Sturm warf uns an das steinige Ufer von Long-Island, von wo wir, der Brandung wegen, keine Hülfe erlangen konnten; wir mußten die Nacht vor Anker liegen, um ruhigeres Wetter zu erwarten. Am nächsten Morgen konnten wir segeln und erreichten auch Amboy vor Abend; allein dreißig Stunden auf dem Wasser, ganz durchnäßt, ohne alle Lebensmittel, selbst ohne Trinkwasser, nur mit einer Flasche schmutzigen Rums versehen, das war mir zu viel. Ich mußte mich Abends mit Fieber zu Bette legen. Nach einer Vorschrift, die ich irgendwo gelesen hatte, trank ich sehr viel kaltes Wasser, kam stark in Schweiß und konnte am andern Morgen frei von Fieber meine Fußreise nach dem funfzig Meilen entfernten Burlington antreten, von wo, wie man mir sagte, Böte bis Philadelphia gingen. Es regnete den ganzen Tag, und ich war Mittags schon so ermüdet, daß ich in ein schlechtes Wirthshaus

*) Worunter, wie immer, englische zu verstehen sind.

einkehren und bis zum andern Morgen ruhen mußte. Den zweiten Tag ging es besser, ich kam bis etwa zehn Meilen vor Burlington, wo ich in einem bessern Wirthshause übernachtete. Als ich am Morgen darauf Burlington erreichte, waren die Böte nach Philadelphia bereits gesegelt und sollten erst nach drei Tagen wieder abgehen. Eine alte Frau, bei der ich Brot gekauft hatte, nahm mich in ihr Haus auf; doch war ich schon Abends so glücklich, ein zufällig vorbeifahrendes Boot zu treffen, das mit Passagieren nach Philadelphia ging. Ich ward aufgenommen und wir ruderten in die Nacht hinein, bis wir nicht mehr wußten, wo wir waren. Darauf landeten wir in einer kleinen Uferbucht, zündeten ein Feuer an, uns zu erwärmen, und so den Tag zu erwarten. Wir hatten Philadelphia hinter uns, kehrten also zurück und trafen endlich neun Uhr Morgens dort ein. — Ich beschreibe diese Reise so genau, des Contrastes wegen, den meine Ankunft in Philadelphia mit der Rolle macht, die ich später dort spielte. Ich war in meiner Arbeitskleidung, da mein Koffer noch auf dem Meere schiffte; überdies schmutzig von der Reise, die Taschen ausgestopft mit Wäsche und Strümpfen, müde und

hungrig, und mein ganzes Vermögen bestand in einem Dollar. Den Bootsleuten hatte ich noch einen Schilling aufgedrungen. Der Mensch ist oft freigebiger, wenn er wenig Geld, als wenn er vollauf hat, vielleicht um seine Armuth nicht sehen zu lassen. — Auf der Marktstraße begegnete ich einem Knaben mit Brot. Ich fragte, wo er's gekauft habe, ging in den mir bezeichneten Bäckerladen und verlangte für drei Pfennig Brot. Die Quantität, die ich dafür erhielt, überraschte mich, es waren drei große Brote; in meinen Taschen war kein Raum dafür, ich nahm eins unter jeden Arm und ging weiter, während ich das dritte verzehrte. So kam ich an dem Hause des Herrn Read vorbei, des Vaters meiner künftigen Frau; sie stand in der Thüre, sah mich und dachte (gewiß mit Recht), daß ich einen höchst täppischen, lächerlichen Aufzug mache. Ich ging durch mehrere Straßen und kam am Ende wieder zurück zu meinem Landungsplatze. Dort stieg ich in das eben verlassene Boot, um Wasser aus dem Fluß zu trinken, und gab, von dem einen Brote gesättigt, die andern beiden einer Reisegefährtinn, die mit ihrem Kinde in demselben Boot noch weiter reisen wollte. Erfrischt

ging ich abermals die Straße hinauf, die sich aber jetzt mit vielen reinlich gekleideten Leuten füllte. Ich ging dem Zuge nach und gelangte so in ein Versammlungshaus der Quäker. Ich setzte mich, sah eine Weile umher, hörte aber niemanden reden, und sank endlich, von Anstrengung und Nachtwachen erschöpft, in tiefen Schlaf, aus dem ich, da die Versammlung aufbrach, freundlich genug von einem der Gehenden erweckt ward. Das war also das erste Haus in Philadelphia, welches ich betrat und worin ich schlief.

Jetzt ging ich wieder dem Flusse zu, sah allen Menschen in's Gesicht, und bat endlich einen jungen Quäker, dessen Züge mich ansprachen, mir ein Haus zu zeigen, wo ich wohnen könnte; er brachte mich sehr freundlich in ein gutes Wirthshaus, wo ich bis zum andern Morgen blieb und trefflich bewirthet ward, ob ich schon aus manchen Fragen merken konnte, daß man mich für einen Entlaufenen hielt. Nach einem erquickenden, gesunden Schlaf kleidete ich mich so gut als möglich an, und eilte zum Buchdrucker Andrew Bradford. Hier fand ich seinen alten Vater, der, zu Pferde reisend, vor mir nach Philadelphia gekommen war, und mich seinem Sohne vor=

stellte. Dieser war sehr artig, gab mir ein Frühstück, sagte aber, er habe schon einen Gehülfen angenommen und könne mich jetzt nicht beschäftigen; es sei jedoch noch ein Buchdrucker, Namens Keimer, in der Stadt, der vielleicht Arbeit für mich habe; wenn nicht, so könne ich bei ihm wohnen, und er wolle mir vorläufig dann und wann ein wenig zu thun geben. Keimer nahm mich an, war aber nicht eingerichtet, mich zu logiren; ich wohnte daher anfangs bei dem einen Drucker und arbeitete für den andern. Dies gefiel jedoch dem letztern nicht lange und er miethete mir ein Zimmer bei dem erwähnten Herrn Read, auf dessen Tochter ich jetzt, da mein Koffer angekommen war, einen bessern Eindruck machte, als da sie mich zuerst mit den drei Broten auf der Straße sah.

Bald lernte ich einige junge Leute kennen, die Freunde vom Lesen waren; auch verdiente ich mir Geld durch Fleiß und Mäßigkeit, lebte sehr zufrieden, suchte Boston zu vergessen und meinen Aufenthalt geheim zu halten, außer vor meinem Freunde Collins, der das Geheimniß treu bewahrte. Endlich kam mein Schwager, der Schiffscapitain Robert Holmes, nach New-

Castle, hörte von mir und schrieb mir, wie meine plötzliche Abreise die Verwandten und Freunde in Boston betrübt habe, wie sie mir wohl wollten und Alles nach meinem Wunsche einzurichten dächten, wenn ich mich entschlösse zurückzukehren, wozu er mich ernstlich beredete. Ich dankte für seinen Rath und setzte die Gründe meines Abzugs von Boston so klar auseinander, daß ich ihn überzeugte, ich habe nicht so sehr Unrecht, als er befürchtete.

Als Capitain Holmes meinen Brief erhielt, war er eben in Gesellschaft mit Sir Will. Keith, dem Gouverneur der Provinz. Als dieser den Brief las und mein Alter erfuhr, äußerte er, ich scheine ein junger Mann, der viel verspräche und deßhalb ermuntert werden sollte; die Buchdrucker in Philadelphia wären schlecht, und wenn ich mich dort etabliren wollte, so würde es mir nicht fehlschlagen; was ihn beträfe, so wollte er mir die öffentlichen Geschäfte verschaffen und sonst jeden guten Dienst leisten, der in seiner Macht stehe. Ich erfuhr jedoch diese Umstände erst später und war daher nicht wenig überrascht, als eines Tages der Gouverneur in unser Haus trat und nicht Herrn Keimer, der sich den Be=

such zuzog, sondern mich zu sprechen verlangte. Er sprach zu mir mit einer mir gänzlich ungewohnten Artigkeit, wünschte mich kennen zu lernen, tadelte mich, daß ich mich nicht an ihn gewandt habe, als ich in Philadelphia eintraf, und nahm mich mit in ein Gasthaus. Hier proponirte er mir, bei einer Flasche vortrefflichen Madeira, mich als eigner Buchdrucker zu etabliren, und versprach, Alles, was er vermöchte, für mich zu thun. Auf meine Besorgniß, daß mein Vater vielleicht nicht seine Einwilligung dazu geben werde, entgegnete Sir William, er wolle mir einen Brief an den Vater geben, durch welchen er ihn zur Einwilligung zu bewegen hoffe, und es ward beschlossen, daß ich mit dem ersten Schiff nach Boston zurückkehren sollte. Inzwischen arbeitete ich wie gewöhnlich bei Keimer, mußte aber oft beim Gouverneur zu Mittag essen und ward auf das Freundlichste von ihm behandelt.

Am Ende des Monats April 1724 nahm ich Abschied von Keimer, sagte ihm, ich wolle meine Verwandten besuchen, erhielt den versprochenen Brief vom Gouverneur und kam, nach einer nicht eben glücklichen Reise von etwa vierzehn

Tagen, wohlbehalten in Boston an *). Meine Verwandten und Freunde hatten in sieben Monaten nichts von mir gehört, da Holmes noch nicht zurück war und auch nicht geschrieben hatte; meine plötzliche Erscheinung überraschte und erfreute sie alle, bis auf meinen Bruder, der sich zu ärgern schien über meine bessern Kleider und mein erspartes Geld. Als Holmes zurückkam, zeigte mein Vater ihm den Brief des Gouverneurs Keith und erkundigte sich nach dem Charakter dieses Mannes. Darauf schrieb er dem

*) Franklin hatte schon früher die Bemerkung gemacht, daß in den Wirthshäusern des Landes jedes Glied der Familie dem Reisenden in Betreff seines Lebenslaufes ein paar Fragen vorzulegen pflegte, und daß es unmöglich war, irgend eine Erfrischung zu erhalten, bis das ganze Haus in dieser Hinsicht zufrieden gestellt war. So oft er daher in ein Wirthshaus trat, verlangte er alle Familienmitglieder und Dienstboten zu sehen, und wenn sie alle versammelt waren, sprach er: »Lieben Leute, ich bin Benjamin Franklin von Philadelphia, ich bin Buchdrucker von Profession, bin unverheirathet und gehe nach Boston, um meine Verwandten zu besuchen. Mein Aufenthalt dort wird kurz sein, dann werde ich zu meinen Geschäften zurückkehren, wie es einem klugen Manne ziemt. Das ist Alles, was ich Euch von mir zu berichten weiß; ich bitte daher, daß Ihr Euch meiner und meines Pferdes erbarmen und uns beiden einige Erfrischung reichen wollt.«

Letzteren einen höflichen Brief, dankte für die mir bewiesene Theilnahme, fügte aber sehr bestimmt hinzu: ich wäre für ein so wichtiges Unternehmen zu jung und auch zu unbemittelt. Uebrigens war mein Vater mit meiner Aufführung sehr zufrieden, gab mir, da eine Versöhnung mit meinem Bruder nicht gelingen wollte, seine Einwilligung zu meiner Rückkehr nach Philadelphia und manchen guten Rath dazu, und meinte, durch Fleiß und Sparsamkeit könnte ich mit der Zeit wol so viel erübrigen, um mich zu etabliren, und dann wolle er mir auch behülflich sein. Mit diesem Versprechen und einigen kleinen Geschenken von ihm und der Mutter, als Zeichen ihrer Liebe, schiffte ich mich wieder ein nach New-York: jetzt mit der Zustimmung und dem Segen meiner Eltern. Auf Rhode Island besuchte ich meinen Bruder John, und ward liebevoll von ihm aufgenommen. Ein Freund von ihm, Namens Vernon, der in Pensylvanien etwa 35 Pf. Sterl. zu fordern hatte, bat mich, dieses Geld für ihn einzukassiren und es bis zu seiner fernern Verfügung aufzuheben. In Newport hatten wir viele Reisende eingenommen, worunter zwei junge Frauenzimmer, mit denen

ich von Tag zu Tag bekannter ward. Eine ältliche Quäkerfrau, der ich einige kleine Dienste geleistet hatte, warnte mich so nachdrücklich vor diesem Umgange, daß ich versprach, ihrem Rath zu folgen. Und dadurch entging ich einer gefährlichen Klippe; denn jene beiden waren liederliche Personen, von denen ich später erfuhr, daß sie dem Capitain Verschiedenes gestohlen hatten *).

---

*) Ungefähr in diese Zeit mag folgende Begebenheit gefallen sein, welche Franklin in einem Briefe vom Februar 1780 dem Dr. Priestley erzählt: »In meiner Jugend fuhr ich als Passagier auf einer kleinen Schaluppe den Delaware-Fluß hinab. Windstille nöthigte uns, nach Ablauf der Ebbe die Anker zu werfen, um die folgende abzuwarten. Die Sonne brannte entsetzlich auf dem Schifflein; die Gesellschaft war mir fremd und nicht eben angenehm. Einen Theil des Ufers hielt ich für eine liebliche grüne Wiese, in deren Mitte ein großer, dicht belaubter Baum mir Lust machte, in seinem Schatten zu sitzen, und, da ich ein Buch in der Tasche hatte, zu lesen, bis die Fluth vorüber sei. Ich bewog daher den Capitain, mich an's Land zu setzen. Dort angelangt, zeigte sich's, daß der größte Theil meiner Wiese nichts als Sumpf war, wo ich, um zu dem Baume zu gelangen, bis an die Kniee im Morast waden mußte, und kaum saß ich fünf Minuten im ersehnten Schatten, als Schwärme von Muskito's mich aufspürten, mein Gesicht, meine Hände und Beine attakirten und Ruhe und Lesen ganz unmöglich machten, so daß ich zum Ufer zurückkehrte und das Boot heranrief, um

In New-York fand ich meinen Freund Collins. Seit meiner Abwesenheit von Boston hatte sich dieser talent- und kenntnißreiche Jüngling dem Trunk ergeben. Hier war er, wie ich später erfuhr, noch keinen Tag nüchtern gewesen und hatte noch obendrein sein Geld verspielt, so daß ich nicht nur seine Wirthshausrechnung, sondern auch die fernere Reise nach Philadelphia, die wir gemeinschaftlich machten, bezahlen mußte, was mir sehr schwer ward. Glücklicherweise empfing ich unterwegs Vernon's Geld. Collins konnte kein Unterkommen finden; er lebte daher bei mir und auf meine Kosten, und borgte überdies einen Thaler nach dem andern von mir, bis am Ende fast die ganze Summe erschöpft und ich in steter Angst war, das Geld möchte mir abgefordert werden. Mitunter zankten wir uns über seine Trunksucht und bald hatte unsere Freundschaft ein Ende. Endlich nahm ein Schiffscapitain ihn mit nach Westindien, als Lehrer für die

---

mich wieder an Bord zu bringen, wo ich jetzt nicht nur die Hitze, der ich zu entgehen strebte, sondern überdies noch das Gelächter der Gesellschaft erdulden mußte. Aehnliche Erfahrungen habe ich seitdem öfter gemacht.«

Söhne eines angesehenen Mannes in Barbadoes. Er versprach mir, das geliehene Geld von dort zu schicken; ich habe aber nie wieder von ihm gehört. Der Treubruch gegen Vernon, indem ich sein mir anvertrautes Geld angriff, war wieder einer der großen Fehler meines Lebens, und bewies, daß mein Vater nicht so Unrecht hatte, wenn er mich für zu jung erklärte, um ein Geschäft zu verwalten. Sir William, der Gouverneur, war aber anderer Meinung; er sagte: »der Verstand kommt mitunter auch vor den Jahren. Da indeß Ihr Vater Sie nicht etabliren will, so will ich es thun; geben Sie mir ein Verzeichniß von allen Erfordernissen, damit ich dieselben aus England verschreibe. Ich bin nun einmal entschlossen, hier einen guten Drucker zu haben, und überzeugt, es muß Ihnen gelingen.« Das sagte er in so herzlichem Tone, daß ich nicht an der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung zweifeln konnte. Ich hielt ihn für den besten Mann in der Welt. Als ich ihm ein Inventarium überreichte, fragte er: ob es nicht besser sei, wenn ich selbst nach England ginge, um die Sachen zu besorgen und zugleich Verbindungen anzuknüpfen, und fügte auf meine Beistimmung hinzu: dann möge ich

mich fertig halten, mit der Annis zu segeln, dem einzigen Schiffe, das damals regelmäßig zwischen Philadelphia und London fuhr. Da aber die Abfahrt desselben erst nach einigen Monaten erfolgen sollte, so blieb ich bei Keimer und war in steter Angst wegen des Vernonschen Geldes, das jedoch erst einige Jahre später von mir verlangt ward.

Keimer und ich lebten auf recht gutem Fuß mit einander, denn er ahnte nicht, daß ich mich etabliren wollte. Er war sehr lebhaft und ein großer Freund von Disputiren, und wenn ich ihm auch mit meiner sokratischen Methode arg zusetzte, so gab ihm dies andererseits doch eine so hohe Idee von meinen Fähigkeiten, daß er mir ernstlich vorschlug, mich mit ihm zur Begründung einer neuen Secte zu vereinigen. Er wollte die neuen Lehren predigen, und ich sollte die Gegner durch meine Fragen verwirren. Als er mir seine Lehrsätze erklärte, stieß ich bald auf einige Eigenheiten, die ich verwarf, wofern es mir nicht gestattet wäre, Etwas von dem Meinigen einzuflicken. Keimer trug seinen Bart ungeschoren, nach dem mosaischen Gesetze, auch hielt er den Sabbath, und diese beiden Punkte waren

ihm wesentlich. Ich mochte beide nicht, wollte sie mir aber gefallen lassen, wenn er die Lehre annehmen wollte, keine animalischen Nahrungsmittel zu genießen. Er war ein starker Esser, und ich wollte mir den Spaß machen, ihn vor Hunger schmachten zu sehen. Endlich entschloß er sich, mit mir zusammen einen Versuch zu machen. Drei Monate ging es, aber der arme Keimer litt gewaltig, ward des Planes überdrüssig, sehnte sich nach den Fleischtöpfen Aegyptens und ließ ein Ferkel braten. Zwei Freundinnen und mich lud er dazu ein; der Braten ward aber zu frühe aufgesetzt; er konnte der Versuchung nicht widerstehen und verzehrte ihn ganz, ehe wir kamen.

Während dieser Zeit hatte ich ein etwas näheres Verhältniß mit Miß Read angeknüpft; ich achtete und liebte sie sehr, und hatte einigen Grund, zu glauben, daß sie meine Gefühle erwiedere; allein da ich eine lange Reise beabsichtigte und wir beide sehr jung waren (nur wenig über achtzehn Jahr), so hielt es ihre Mutter für das Klügste, uns noch nicht zu weit gehen zu lassen, indem eine Heirath, wenn sie Statt finden sollte, nach meiner Rückkehr passender schien,

wenn ich, wie ich hoffte, mein eigenes Geschäft angetreten haben würde. Vielleicht erschienen ihr auch meine Erwartungen nicht so wohl begründet, als mir.

Meine vertrautesten Bekannten dieser Zeit waren: Charles Osborne, ein gefühlvoller, freundlicher, offener Mensch, warm gegen seine Freunde, aber in literarischen Dingen zu sehr dem Kriticismus ergeben; Joseph Watson, ein junger Mann von großer Rechtschaffenheit und Frömmigkeit (worin die anderen nicht eben mit ihm harmonirten); und James Ralph, ein sehr geistreicher Jüngling, von feiner Sitte und außerordentlicher Beredsamkeit. Mit diesem verlebte ich viele frohe Stunden, zumal Sonntags, wenn wir an den Ufern des Schuylkill lustwandelten, uns mancherlei vorlasen und über das Gelesene unterhielten. Ralph war geneigt, sich ganz der Dichtkunst zu widmen; er meinte, sein Glück dadurch zu machen. Osborne suchte ihm das auszureden und ihn zu überzeugen, er habe nicht den wahren Dichtergeist, es wäre daher besser, er bliebe beim Handel, wozu er erzogen sei. Ich billigte es, sich mit der Dichtkunst zu belustigen, in soweit man seine Sprache

dadurch verbessere, aber weiter nicht. Darauf ward beschlossen, daß jeder von uns, bis zur nächsten Versammlung, einen Versuch machen solle, um dann gemeinschaftlich zu kritisiren und zu corrigiren, und da wir nur Sprache und Ausdruck dabei im Auge hatten, so ward zur Aufgabe eine Bearbeitung des achtzehnten Psalms gewählt. Ralph war zuerst fertig und kam, mir seine Arbeit zu zeigen. Ich sagte ihm, daß ich viele Geschäfte und wenig Neigung gehabt, und daher nichts gemacht hätte. Als ich seine Arbeit mit Ueberzeugung lobte, entgegnete er: Osborne wird nie etwas gut heißen, das von mir kommt; er ist aber nicht so neidisch auf dich; ich wünschte, daß du diese Arbeit für dein Werk ausgäbest, dann wollen wir sehen, was er dazu sagt. Bei der gemeinschaftlichen Zusammenkunft ward Watson's Versuch zuerst gelesen; er enthielt einige Schönheiten, aber viele Fehler. Osborne war der nächste, und viel besser; Ralph ließ ihm Gerechtigkeit widerfahren, rügte einige Fehler, rühmte dagegen die Schönheiten. Er selbst hatte nichts vorzuzeigen. Ich hielt zurück, sagte, ich hätte nicht Zeit gehabt zu corrigiren 2c., allein es half nichts, ich mußte vorzeigen. Die Arbeit ward

gelesen und wiederholt; Watson und Osborne hatten nichts zu erinnern, sie vereinigten sich in Lobeserhebungen, die besonders dieser verschwendete. Nur Ralph kritisirte Einiges und schlug Verbesserungen vor; allein ich vertheidigte den Text, und Osborne äußerte mit Strenge, Ralph habe nicht mehr Fähigkeit zur Kritik, als zum Versmachen. Erst bei der nächsten Zusammenkunft entdeckte dieser den Scherz, und Osborne ward ausgelacht. Dieser Vorfall befestigte Ralph in seinem Entschluß, ein Dichter zu werden. Ich that mein Möglichstes, ihn davon abzubringen, allein er fuhr fort, Verse zu machen, bis Pope ihn durch folgende Zeilen heilte:

»Schweigt Wölfe, während Ralph zum Mond will heulen,
Ein Schreck der Nacht; — antwortet ihm, ihr Eulen!«

Er ward jedoch ein recht guter Prosaschreiber. Wenige Jahre darauf starb Watson, innig beweint, in meinen Armen; er war der beste von uns. Osborne ging nach Westindien, ward ein ausgezeichneter Jurist, starb aber jung. Mit ihm hatte ich ernsthaft die Verabredung getroffen, wer von uns zuerst stürbe, sollte, wo möglich, dem

Andern einen freundlichen Besuch machen, und ihm berichten, wie es da drüben aussähe; allein er hat sein Versprechen nicht erfüllt.

Der Gouverneur war fortwährend sehr freundlich mit mir, lud mich oft zu sich ein, und sprach jedesmal von meinem Etablissement, von den Empfehlungsbriefen, die er mir mitgeben wollte. 2c.; allein wenn ich kam, diese Briefe zu holen, so ward ich immer wieder bestellt. Endlich, als das Schiff segeln wollte, und ich mich zum Abschied meldete, kam der Secretair heraus, und sagte: der Gouverneur sei sehr beschäftigt mit Schreiben, er wolle aber noch vor dem Schiffe in New-Castle sein, wo ich dann die Briefe erhalten solle.

Ralph hatte, obgleich verheirathet und Vater eines Kindes, beschlossen, mich auf dieser Reise zu begleiten. Er ersann irgend einen Geschäftsvorwand, hatte aber eigentlich die Absicht, nie wieder nach Amerika zurückzukehren, weil er sich mit den Verwandten seiner Frau nicht vertragen konnte. Nachdem ich von meinen Freunden Abschied genommen und mich mit Miß Read versprochen hatte, verließ ich Philadelphia und kam bald nach New-Castle. Der Gouverneur war

dort; doch als ich zu ihm ging, ließ er sich wiederum durch seinen Secretair entschuldigen, er habe Geschäfte von der größten Wichtigkeit und könne mich jetzt unmöglich sehen, wolle jedoch die Briefe an Bord schicken, und wünsche mir eine glückliche Reise und baldige Rückkehr. Ich war darüber ein wenig verwundert, doch noch ohne Mißtrauen. Da mehrere angesehene Personen an Bord waren, begnügten wir uns mit einem schlechten Platz, und wurden anfangs, da uns niemand kannte, für geringe Leute gehalten; als aber kurz vor der Abfahrt der Colonel French (ein Freund des Gouverneurs) an Bord kam und sehr artig gegen mich war, ward ich mit meinem Freunde eingeladen, in die Kajüte zu kommen. Colonel French hatte die Depeschen des Gouverneurs an Bord gebracht, erwiederte aber auf meine Frage, ob er Briefe für mich habe: sie wären alle durcheinander im Felleisen, vor der Ankunft in England würde ich aber Gelegenheit haben, die meinigen herauszulesen, wodurch er mich für den Augenblick zufrieden stellte. Die Reise war übrigens, bei guter Gesellschaft und reichlicher Provision, sehr angenehm, obgleich das Wetter uns keineswegs begünstigte. — Mit

einem der Passagiere, Herrn Denham, einem Quäker=Kaufmann, schloß ich eine Freundschaft, die erst mit seinem Leben endete. — Im Canal angelangt, erlaubte mir der Capitain versprochenermaßen, die Briefe zu durchsuchen; mehrere waren für mich bestimmt, und sechs oder sieben hielt ich für die versprochenen Empfehlungsbriefe, um so mehr, da einer an den Buchdrucker Basket, ein anderer an einen Buchhändler adressirt war. Diesen traf ich, nachdem wir den 24. December 1724 in London angekommen waren, zuerst, und überreichte ihm den Brief, als vom Gouverneur Keith kommend. Den Mann kenne ich nicht, sagte er, öffnete, und fuhr fort: o, der ist von Riddlesden, das ist ein rechter Schurke, will nichts mit ihm zu thun haben. Damit schob er den Brief wieder in meine Hand, und ließ mich stehen. Jetzt fing ich an, die Aufrichtigkeit des Gouverneurs zu bezweifeln. Ich erzählte die Geschichte meinem Freunde Denham, und dieser öffnete mir völlig die Augen, indem er versicherte, kein Mensch habe Vertrauen zu Sir William, und am wenigsten könnten seine Creditbriefe nutzen, da es ihm selbst an allem Credit fehle. Darauf tröstete er mich, und

rieth mir, in meinem Fache Arbeit zu suchen, darin könne ich in London etwas lernen und mich dann um so vortheilhafter in Amerika etabliren.

Es war uns beiden, so wie dem Buchhändler, bekannt, daß Riddlesden ein rechter Taugenichts sei. Er hatte den Vater der Miß Read durch Unredlichkeit um sein halbes Vermögen gebracht. Aus dem Briefe erhellte, daß ein geheimer Plan im Werke war gegen Herrn Hamilton, einen berühmten Juristen in Philadelphia, den Vater des nachherigen Gouverneurs James Hamilton, welcher anfangs die Reise mit uns nach London zu machen beabsichtigte. Der Gouverneur Keith und Riddlesden waren darin verwickelt, und Denham, ein Freund Hamilton's, meinte, dieser müsse davon unterrichtet werden. Als er, nicht lange nachher, in England ankam, ging ich zu ihm und gab ihm den Brief, theils aus Unwillen gegen jene, theils aus Wohlwollen für ihn. Die Mittheilung war ihm sehr wichtig; er dankte herzlich, ward mein Freund und mir später sehr nützlich. — Keith war übrigens für das Volk ein guter Gouverneur und dabei ein verständiger und geistreicher Mann, dem wir

einige unserer besten Gesetze verdanken. Was soll man aber doch denken von einem Gouverneur, der so erbärmliche Streiche spielt, und einen armen, unwissenden Knaben so hintergeht! — Es war ihm einmal zur Gewohnheit geworden; er wünschte, Jedem zu gefallen, und da er nur wenig zu geben hatte, so gab er leere Versprechungen. Ralph und ich waren unzertrennliche Gefährten; wir mietheten zusammen eine wohlfeile, schlechte Wohnung, und sahen uns nach Beschäftigung um. Ihm wollte durchaus nichts glücken, und so lebte er denn von meinem Gelde, da ich glücklicherweise funfzehn Pistolen mitgebracht hatte. Mir gings besser; ich fand bald Arbeit bei einem berühmten Buchdrucker, Namens Palmer, wo ich ein Jahr blieb. Auch war ich fleißig genug, verschleuderte aber, was ich verdiente, mit Ralph im Schauspielhause und bei andern öffentlichen Vergnügungen. Er schien Frau und Kind ganz vergessen zu haben, und auch ich vergaß allmälig meine Verbindlichkeit gegen Miß Read, der ich nur einen einzigen Brief schrieb, um ihr zu melden, daß ich wahrscheinlich nicht so bald zurückkehren würde. Das war wieder ein großer Fehler meines Lebens, den

ich zu verbessern wünschte, wenn ich es noch einmal durchleben sollte. Auch schrieb und druckte ich in dieser Zeit eine »Dissertation über Freiheit und Nothwendigkeit, Freude und Schmerz«, die besser ungedruckt geblieben wäre. Doch gewann ich dadurch mehr Ansehen bei Palmer, und die Bekanntschaft mit einigen Schriftstellern und dem Buchhändler Wilcox, dessen großer Büchervorrath mir nützlich ward. Ralph ließ sich in eine Verbindung ein mit einer jungen Putzmacherin von guter Erziehung; allein da er nichts, und sie nicht genug für beide verdiente, so entschloß er sich, London zu verlassen und Landschulmeister zu werden; legte aber — in der Hoffnung, dereinst eine bessere Rolle zu spielen — seinen Namen ab, und that mir die Ehre, den meinigen dafür anzunehmen. Seine Putzmacherin, die durch ihn ihre Arbeit verloren hatte, lebte jetzt von meinem Gelde, und er schickte mir posttäglich Bruchstücke eines epischen Gedichts, wodurch er Glück zu machen hoffte. Vergebens bemühte ich mich, ihn eines andern zu überzeugen. Der Umgang mit seiner Schönen ward mir lieb, und da mich kein religiöses Band zurückhielt, so dachte ich, die über sie erlangte

Wichtigkeit zu benutzen, um mir mehr Freiheiten mit ihr zu erlauben. Sie wies mich aber mit gebührendem Tadel zurück, und benachrichtigte Ralph von meinem Betragen. Als dieser nach London zurückkehrte, ließ er mir sagen, er betrachte seine Verbindlichkeiten gegen mich als null und nichtig, woraus ich schloß, daß ich keine Rückzahlung des geliehenen Geldes von ihm zu erwarten habe. Das war jedoch von geringer Bedeutung, und auf der andern Seite sah ich mich, durch den Bruch unseres Verhältnisses, von einer großen Last befreit. Ich fing nun an, etwas zu erübrigen, verließ Palmer, und nahm, in der Hoffnung mich zu verbessern, Arbeit bei Watts, einem noch bedeutenderen Buchdrucker, wo ich während meines Aufenthalts in London blieb.

Bei meinem Eintritt in die Druckerei wählte ich die Arbeit an der Presse, in der Meinung, mehr körperlicher Bewegung zu bedürfen, an welche ich in Amerika, wo Setzen und Drucken von denselben Leuten betrieben wird, gewöhnt war. Ich trank nichts als Wasser; die andern Arbeiter, etwa funfzig an der Zahl, waren starke Biertrinker. Wenn ich gelegentlich mit zwei großen

Druckformen die Treppen auf- und abging, während die Andern kaum eine schleppten, wunderten sich diese, daß der Wasser-Amerikaner, wie sie mich nannten, stärker wäre, als sie, die doch starkes Bier tranken. Mein Mitarbeiter nahm täglich sechs Pinten zu sich, weil er meinte, um kräftig zur Arbeit zu sein, müsse er kräftig Bier trinken. Mir war diese Gewohnheit zuwider, und ich suchte ihm zu beweisen, daß die Kraft, die er durch sein Bier zu erhalten glaubte, nur mit der Quantität des Gerstenkorns, woraus es gemacht sei, im Verhältniß stehen könne, daß mithin ein Schillingsbrot mehr Kraft geben müsse, als ein Quart Bier. Er blieb jedoch bei seiner Gewohnheit, und mußte einen bedeutenden Theil seines Lohnes dafür hingeben, von welcher Ausgabe ich frei war. — Nach einigen Wochen verließ ich, auf Watt's Wunsch, die Presse, und ging zu den Setzern über, welche ein Willkommen von fünf Schilling Sterling von mir verlangten, um es zu vertrinken. Ich hatte schon ein solches Antrittsgeld an die Drucker bezahlt und hielt daher diese Forderung für ungerecht. Der Meister dachte auch so, und verbot mir, es zu zahlen. Ich ward aber so lange und so oft geplagt, und

auf allerlei Art chicanirt, daß ich mich endlich, unerachtet des Schutzes von Seiten des Druckerherrn, zur Einwilligung verstand, überzeugt von der Thorheit, mit denjenigen in schlechtem Vernehmen zu stehen, mit welchen man fortwährend leben soll. Nun gewann ich bald einigen Einfluß auf meine Kameraden. Manche Punkte der Setzerordnung wurden auf meinen Vorschlag abgeändert. Viele folgten meinem Beispiele, anstatt Bier, Brot und Käse, dünne Hafergrütze zu frühstücken, wobei der Beutel schwerer und der Kopf leichter blieb. Meine unausgesetzte Thätigkeit und mein schnelles Setzen empfahlen mich bei dem Meister, und ich ward daher bald besser bezahlt. Ich miethete mir eine, der Druckerei näher gelegene, Wohnung bei einer alten Kaufmannswittwe, die mich, nach vorhergegangener Erkundigung über meinen Charakter, zu drei Schilling sechs Pence die Woche bei sich aufnahm. Sie hatte früher viel unter angesehenen Leuten gelebt, und wußte tausend Anekdoten von diesen zu erzählen, bis in die Zeit Karl's II. hinein. Durch Gicht ans Zimmer gebunden, wünschte sie oft Gesellschaft, und die ihrige war mir so interessant, daß ichs nie ausschlug, wenn sie mich

einen Abend bei sich zu haben wünschte. Da ward freilich nichts gereicht, als ein Stückchen Brot mit einer halben Sardelle und einem Glase Bier; allein ihre Unterhaltung war um so reicher. Da ich stets zu rechter Zeit nach Hause kam und der Familie in keiner Weise lästig ward, so wollte sich die Alte nicht von mir trennen, und erließ mir, als eine wohlfeilere Wohnung sich darbot, zwei Schilling von der Miethe, so daß ich, nun für 1½ Schilling wöchentlich, bis zu meiner Abreise von London bei ihr blieb.

In Watt's Druckerei lernte ich einen geistreichen jungen Mann kennen, Namens Wygate, der durch Unterstützung reicher Verwandten besser erzogen war, als die meisten Drucker, Latein und Französisch verstand und die Lectüre liebte. Ich lehrte ihn und einen seiner Freunde in kurzer Zeit schwimmen; sie führten mich darauf bei einigen Herren vom Lande ein, welche nach Chelsea zu Wasser fuhren, und bei der Rückkehr sprang ich, auf die Bitte der Gesellschaft, deren Neugier Wygate erregt hatte, in den Fluß, und schwamm von Chelsea bis zu Blackfriars, wobei ich durch mancherlei Geschicklichkeiten, auf und unter dem Wasser, die Herren in Erstaunen

setzte. — Das Schwimmen hatte mich von Kindheit an ergötzt, ich hatte es förmlich studirt, und dabei eben so viel nach Anstand und Leichtigkeit gestrebt, als nach dem Nützlichen. Alles dies suchte ich bei dieser Gelegenheit der Gesellschaft darzuthun, und fühlte mich durch ihre Bewunderung sehr geschmeichelt. Wygate, der auch gern ein Meister werden wollte, schloß sich deßhalb, und wegen der Aehnlichkeit unserer Studien, immer näher an mich an. Endlich machte er mir den Vorschlag, mit ihm ganz Europa zu durchreisen, und ich war anfangs geneigt dazu; allein mein Freund Denham, mit dem ich manche Stunde der Muße verbrachte, gab mir den Rath, mich nicht darauf einzulassen, sondern nur an die Rückkehr nach Pensylvanien zu denken, welche er eben anzutreten beabsichtigte.

Ich muß hier einen Charakterzug dieses braven Mannes erzählen: er war früher in Geschäften in Bristol gewesen, hatte dort aber Schulden gemacht und war nach Amerika gegangen; hier hatte er durch treue Geschäftsführung als Kaufmann in wenigen Jahren ein bedeutendes Vermögen erworben. Nach England zurückgekehrt, lud er seine alten Creditoren zu einem Gastmahle

ein, dankte ihnen für die leichten Bedingungen, die sie ihm früher zugestanden hatten, und, während sie nichts erwarteten, als das Mahl, fand jeder beim ersten Wechseln der Teller unter dem seinigen eine Anweisung zum vollen Belauf der restirenden Schuld nebst Interessen.

Er erzählte mir jetzt, daß er im Begriff wäre, nach Philadelphia zurückzukehren, und eine große Menge Waaren mitzunehmen, um dort ein Lager zu eröffnen, und machte mir den Vorschlag, mit ihm zu gehen, seine Bücher zu führen, die Briefe zu copiren und die Aufsicht über sein Lager zu halten. Er fügte hinzu: sobald ich mit dem Geschäftsgange bekannt sein würde, wolle er mich mit einer Ladung Mehl, Brot u. s. w. nach Westindien schicken, mir auch vortheilhafte Aufträge von Andern verschaffen, und wenn ich das Geschäft gut ausführte, mich anständig etabliren. Das Ding gefiel mir, denn ich war London's überdrüssig, dachte mit Freuden an die glücklichen Zeiten in Pensylvanien, und wünschte, es wieder zu sehen; ich schlug daher ein, auf die Bedingung von funfzig Lstrl. jährlich, zwar weniger, als mein gegenwärtiger Lohn als Setzer, aber mit besseren Aussichten.

Ich nahm jetzt vom Buchdrucken Abschied (wie ich meinte, auf immer), und war täglich bemüht, mein neues Geschäft kennen zu lernen, indem ich mit Denham umherging, mancherlei Artikel einzukaufen, sie verpacken zu sehen, an Bord schaffen zu lassen 2c. Nachdem Alles verladen war, hatte ich einige Tage Muße; an einem dieser Tage ward von einem vornehmen Manne, Sir William Wyndham, den ich nur dem Namen nach kannte, nach mir geschickt, und ich machte ihm meine Aufwartung. Er hatte, ich weiß nicht wie, erfahren, daß ich von Chelsea nach Blackfriars geschwommen wäre, und Wygate diese Kunst in wenigen Stunden beigebracht hätte. Seine beiden Söhne sollten eben eine Reise antreten, der Vater wünschte aber, daß sie zuvor schwimmen lernten, und er machte mir ein ansehnliches Anerbieten, wenn ich ihr Lehrer werden wollte. Sie waren jedoch noch nicht in der Stadt, und die Zeit meines Aufenthalts war zu ungewiß, um mich darauf einzulassen. Dieser Zufall machte es mir wahrscheinlich, daß ich durch Eröffnung einer Schwimmschule in England viel Geld hätte verdienen können, und wenn jenes Anerbieten mir früher gemacht worden, so wäre ich wahr=

scheinlich nicht so bald nach Amerika zurückgekehrt. Viele Jahre später hatte ich wichtigere Geschäfte mit einem der Söhne dieses Wyndham, dem Earl of Egremont.

So verlebte ich achtzehn Monate in London, meistens anhaltend in meinem Geschäfte arbeitend, und nur wenige Zeit dem Schauspiele und den Büchern opfernd. Mein Freund Ralph hatte mich arm erhalten; er war mir sieben und zwanzig Lstrl. schuldig, einen großen Theil meines geringen Verdienstes; deßunerachtet liebte ich ihn, denn er hatte viele gewinnende Eigenschaften. — Mein Vermögen hatte ich zwar nicht vermehrt, wohl aber meine Kenntnisse, und außerdem sehr interessante Bekanntschaften gemacht, die mir von großem Nutzen wurden. — Wir segelten von Gravesend den 23. Juli 1726 ab.

Aus dem hier folgenden Tagebuche nur das Interessantere.

Sonntag den 24. Ein schöner heller Tag. Funfzehn Schiffe segeln in unserer Nähe; fern zur Linken die Küste Frankreichs, rechts Dover, mit den grünen Hügeln und Kalkklippen der englischen Küste, der wir jetzt Lebewohl sagen.

Den 27. Wir landeten in Portsmouth. Die Leute erzählen hier wunderbare Geschichten von der Strenge eines Gouverneurs Gibson, der für seine Soldaten ein besonderes, elendes Gefängniß bauen ließ, in welchem dieselben des geringsten Vergehens wegen sitzen mußten, bis sie fast vor Hunger umkamen. Es ist ein gewöhnlicher Grundsatz, daß man ohne die strengste Disciplin die Soldaten unmöglich in Ordnung halten kann. Ich gestehe, wenn ein Befehlshaber nicht die erforderlichen Eigenschaften besitzt, sich bei seinen Leuten beliebt zu machen, so muß er alle Mittel anwenden, sie in Furcht zu erhalten, weil eins von Beiden, oder Beides, durchaus nothwendig ist; doch Alexander und Cäsar, diese berühmten Feldherren, fanden treuere Diener, und verübten größere Thaten durch die Liebe ihrer Krieger, als sie auszuführen im Stande gewesen wären, wenn ihre Untergebenen sie nur gefürchtet hätten.

Den 28. Wir ankerten bei der Insel Wight, wo wir, westlicher Winde wegen, bis zum 5. August verweilen mußten. Ich vertrieb mir hier mitunter die Zeit am Damenbret, einem Spiele, welches mir sehr gefällt, das aber einen hellen,

ruhigen Kopf erfordert; wenn man es gut spielen will, darf man nicht an die Folgen und den Gewinn denken; das zerstreut, zieht die Aufmerksamkeit vom Spiele selbst ab, und führt gewöhnlich zum Verlust. Muth ist am Damenbrete fast eben so erforderlich, als auf dem Schlachtfelde, denn wenn der Spieler seinen Gegner für sehr überlegen hält, ist er so ausschließlich auf das Vertheidigen bedacht, daß er leicht einen Vortheil unbenutzt läßt. — In Yarmouth besah ich ein Monument, auf welches die Einwohner sehr stolz sind, und das ein ehemaliger Gouverneur der Insel, Sir Robert Holmes, sich bei seinen Lebzeiten errichten ließ; auch die Inschrift, die sehr ehrenvoll für ihn lautet, hat er selbst geschrieben. Man sollte meinen, daß er entweder gar keinen Fehler hatte, oder auch eine sehr schlechte Meinung von der Welt, indem er so besorgt war, sich eines Monuments zu versichern, um seine guten Thaten der Nachwelt zu verkünden.

Den 19. August. Einer unserer Passagiere hatte ein Spiel Karten auf der Rückseite mit der Feder bezeichnet, um die Andern beim Spielen zu betrügen; er ward verklagt und förmlich vor Gericht gefordert. Ein Holländer, der nicht

englisch sprechen konnte, führte die Klage durch einen Dollmetscher. Ich habe öfter bemerkt, daß wir geneigt sind, Menschen, die nicht verständlich zu uns sprechen können, für verhältnißmäßig dummer zu halten, und wenn wir einige Worte zu einem Ausländer sprechen, so erheben wir die Stimme, als ob sein Ohr ihm nicht bessere Dienste leiste, als seine Zunge. Aehnlich mochte es unserm Delinquenten ergangen sein; er hatte sich vor dem Holländer nicht in Acht genommen, indem er sich einbildete, wer kein englisch verstehe, könne auch nicht sehen, was er thäte. Der Beweis war klar, der Gefangene konnte die Thatsache nicht leugnen, erwiederte aber zu seiner Vertheidigung, daß die von ihm gemerkten Karten nicht im Gebrauch, und nur ein unvollkommenes Spiel wären. Ein anderer Zeuge sagte aber aus, daß er eines Tages auf dem Mastkorbe auch das andere Spiel Karten mit seinen schmutzigen Fingern auf der Rückseite kenntlich gemacht habe. Hierauf ward der Gefangene für schuldig erklärt, und verurtheilt, oben am Maste festgebunden zu werden, dort drei Stunden den Augen Aller ausgesetzt zu sein und zwei Bouteillen Brantwein Strafe zu bezahlen. Der Gefangene weigerte sich,

ward widersetzlich und deshalb an einer Schlinge in die Höhe gezogen, wo er eine Viertelstunde hängen mußte, bis er schwarz im Gesichte ward; darauf ward er noch von unserem Tisch und aus unserer Gesellschaft verbannt, bis er seine Strafe bezahlte.

Den 23. September. Diesen Morgen erblickten wir auf der Windseite ein Schiff, wir zeigten unsere Flagge und zogen ein Segel ein, bis wir um Mittag zusammenstießen. Das Schiff segelte von Dublin nach New-York, und hatte über funfzig Dienstleute beiderlei Geschlechts an Bord; sie kamen alle aufs Deck und schienen sehr erfreut über unsern Anblick. Das Begegnen zweier Schiffe auf dem Meere hat wirklich etwas sonderbar Erheiterndes; man sieht plötzlich Mitgeschöpfe in gleicher Lage, nachdem man lange getrennt und gleichsam von der Menschheit excommunicirt gewesen ist. Mein Herz schlug vor Freuden, als ich so viele menschliche Gesichter erblickte, und ich konnte mich kaum jenes Lachens erwehren, das wol aus einem gewissen Grade innerer Fröhlichkeit hervorgehen kann. Wenn wir eine bedeutende Zeit auf den Wogen umher geschaukelt worden sind, fern vom Anblick des Landes oder ir=

gend eines sterblichen Wesens (einige Seefische und Vögel ausgenommen), so könnte, nach unserem Wissen, die ganze Welt in einer zweiten Sündfluth sein, und wir (gleich Noah und seinen Gefährten in der Arche) die einzigen noch lebenden Reste des menschlichen Geschlechts.

Die beiden Capitaine hatten sich das Versprechen gegeben, die Reise in Gesellschaft fortzusetzen. Diesen Nachmittag ging der Wind endlich nach Osten, was uns zu nicht geringer Freude gereichte. Unsere Tischgenossen waren gleich in besserer Laune, ja sie schienen selbst vergnügter, als sie es von Anfang der Reise gewesen waren; eine Stimmung, die wahrscheinlich aus dem Anschauen der traurigen Lage der Passagiere des andern Schiffs und aus einer Vergleichung derselben mit der eigenen entsprungen war. Wir wähnten, in einer Art von Paradies zu sein, wenn wir bedachten, wie jene dort lebten, ein- und zusammengesperrt mit einer so schmutzigen, stinkenden Menge Gesindels, und das in der Schwüle dieses Breitengrades.

Den 1. Oktober. In der vergangenen Nacht ist unser Gefährte (ein besserer Segler) uns so weit vorausgekommen, daß wir ihn nicht mehr

sehen können und auch schwerlich wieder sehen werden. (Bis dahin waren beide Schiffe in Gesellschaft geblieben, weil jenes sein besseres Segeln nicht benutzen wollte.)

Den 4. Diesen Nachmittag sahen wir viele Nordkaper, die selten weit vom Lande gesehen werden; gegen Abend aber hatten wir ein noch sichereres Zeichen, — ein kleiner, müder Vogel, ohne Zweifel ein Amerikaner, kam zu uns an Bord. Windstille.

Den 6. Noch immer fast windstill, das Wasser bedeckt mit Gras und Schilf. Der Capitain wußte nicht recht, woran er war; wir sahen ein Schiff, das nordwärts steuerte, und zogen die Flagge auf, um wo möglich von dort zu erfahren, wie weit vom Lande; allein man beachtete uns nicht.

Den 7. Frischer Ostwind; frische Hoffnung, bald Land zu sehen.

Den 9. Stets günstiger Wind. Nachmittags erscholl aus dem Mast der ersehnte Ruf: Land! Land! In weniger als einer Stunde ward es vom Deck gesehen; doch ich erblickte es später, als die Andern; meine Augen waren getrübt durch zwei kleine Freudentropfen. Der Capitain war

aber unbekannt mit der Küste, wußte nicht, wo wir waren, und mußte daher Abends vom Lande abhalten.

Den 10. Okt. Wir hatten wieder Land im Gesicht, und waren alle der Meinung, daß es Cap Henlopen sei. Gegen Mittag sahen wir endlich ein Lootsenboot auf uns zusteuern, das uns um so willkommener war, da es uns mit frischen Aepfeln versah, und mit den vortrefflichsten, die ich je gekostet, weil wir in der letzten Zeit nichts als kleine Rationen gesalzener Nahrungsmittel erhalten hatten, und sehr wenig Wasser. — Den ganzen Nachmittag war der Wind so außerordentlich günstig, daß wir bis zehn Uhr den Delaware-Fluß über hundert englische Meilen hinauf gesegelt waren. Bei Anfang der Ebbe ankerten wir, etwa zwei Meilen unterhalb New-Castle.

Den 11. Wir lichteten die Anker bei gelindem Winde, und segelten an New-Castle vorbei, von wo wir begrüßt und bewillkommet wurden. Das Wetter ist sehr schön. Die Sonne belebt unsere steifen Glieder mit ihren herrlichen Strahlen der Wärme und des Lichts; der Himmel blickt heiter herab, nur hier und dort schwebt ein Silberwölkchen. Die kühlen Lüfte, von den

Wäldern der lieblichen Ufer her, erfrischen uns, die unmittelbare Aussicht auf Freiheit, nach so langer und verdrießlicher Gefangenschaft, entzückt uns; kurz, Alles vereinigt sich, diesen Tag zu dem freudigsten meines Lebens zu machen. Als wir an Chester vorüberkamen, ließen sich einige von der Gesellschaft ans Land setzen, aus Ungeduld, einmal wieder terra firma zu betreten, und in der Absicht, von dort zu Lande nach Philadelphia zu reisen. Vier von uns blieben an Bord, keine Lust spürend zu den Beschwerden der Landreise, da wir uns durch die bestandene Fahrt geschwächt fühlten. Acht Uhr Abends zwang uns eine Windstille, bei Redbank, sechs Meilen von Philadelphia, zu ankern. Wir glaubten schon, die Nacht an Bord bleiben zu müssen; allein einige junge Philadelphier, die zu ihrem Vergnügen mit einem Boote ausgesegelt waren, kamen zu uns heran, und erboten sich, uns mitzunehmen. Wir nahmen das freundliche Anerbieten gern an, und landeten nach zwei Stunden in Philadelphia, uns herzlich Glück wünschend, eine so lange und gefährliche Seereise überstanden zu haben. Gott sei Dank! —

Während dieser Wasserreise machte ich mir

auch einen Plan für meine künftige Lebensreise, und ob ich gleich noch sehr jung war, bin ich doch bis in mein Alter diesem Plane ziemlich treu geblieben *).

In Philadelphia hatte sich Manches verändert. Keith war nicht mehr Gouverneur; ich begegnete ihm, als einem gewöhnlichen Bürger, auf der Straße; er schien sich vor mir zu schämen und redete mich nicht an. Ich würde mich nicht weniger geschämt haben, wenn mir Miß Read begegnet wäre, wenn nicht ihre Freunde, die nach Empfang meines Briefes mit Grund an meiner Rückkehr zweifelten, sie überredet hätten, einen Töpfer, Namens Rogers, zu heirathen, was in meiner Abwesenheit auch wirklich geschehen war. Doch sie war mit ihm nie glücklich, trennte sich bald wieder von ihm, und wollte selbst seinen Namen nicht tragen, da es hieß, er habe noch eine Frau. Ihre Freunde hatten sich durch des Mannes Geschicklichkeit blenden lassen; denn übrigens taugte er nichts, gerieth bald in Schulden,

---

*) Der Plan hat sich leider in Franklin's Nachlaß nicht gefunden.

und mußte am Ende nach Westindien flüchten, wo er starb.

Keimer besaß jetzt ein besseres Haus, mit einer wohlversehenen Werkstatt, viele neue Lettern und eine Menge von Arbeitern, obgleich keine gute. Er schien jedoch stark beschäftigt zu sein.

Herr Denham schlug sein Lager in Waterstreet auf, wo ich mich emsig beschäftigte, das Rechnungswesen studierte und in Kurzem mit dem Geschäfte vertraut ward. Wir wohnten und speiseten zusammen; er schätzte mich sehr und behandelte mich wie seinen Sohn; ich achtete und liebte ihn, und wir hätten gewiß recht glücklich mit einander gelebt, wenn wir nicht im Februar 1727 beide krank geworden wären. Ich litt an heftigem Seitenstechen und wäre bald daran gestorben; in mir war das schon abgemacht, und fast verdroß es mich, als ich merkte, daß ich mich wieder im Genesen befand. Herr Denham mußte lange liegen und endlich erliegen. Er ließ mir ein kleines Legat, als Zeichen seiner Freundschaft, und mich wiederum allein in der weiten Welt. — Mein Schwager Holme, der eben in Philadelphia war, rieth mir, zu meinem früheren Geschäfte zurückzukehren, und Keimer bot

mir einen großen Jahrgehalt, wenn ich die Leitung seiner Druckerei übernehmen wolle, damit er den Buchhandel besser besorgen könne. Ich hatte in London nichts Gutes von ihm gehört, und wollte lieber nichts mehr mit ihm zu thun haben; da ich aber gar keine andere Beschäftigung finden konnte, so schloß ich doch mit ihm einen neuen Vertrag. Seine Arbeiter waren roh und unwissend, und ich merkte bald, daß er mich nur so viel besser bezahlte, damit sie von mir lernen sollten, bis er ohne meine Hülfe fertig werden könne. Doch ging ich heiter ans Werk, brachte seine verworrene Druckerei in Ordnung, und seine Leute allmälig dahin, ihr Geschäft treuer und besser zu versehen.

Keimer behandelte mich sehr artig; er feierte noch immer seinen Sabbath am Sonnabend, so daß wir wöchentlich zwei Feiertage hatten. Die Leute hatten große Achtung vor mir, weil ich die Sache verstand und sie täglich von mir lernen konnten. Ich machte neue Bekanntschaft mit geistreichen Männern, und nichts störte meine Zufriedenheit, als meine Schuld an Vernon, der jedoch immer noch so freundlich war, mich nicht zu mahnen.

Um diese Zeit begründete ich unter meinen nähern Bekannten einen Klub zu wechselseitiger Ausbildung, der sich jeden Freitag Abend versammelte, und den Namen Junta erhielt. Alle mündlichen Verhandlungen standen unter der Leitung eines Präsidenten. Aufrichtige Erforschung der Wahrheit war unser Zweck; Streitsucht und Rechthaberei wurden nicht geduldet, und deßhalb Geldstrafen festgesetzt auf alle absprechende Meinungsäußerungen und alles directe Widersprechen. Außerdem mußte jedes Mitglied vierteljährlich einen eigenen schriftlichen Aufsatz einreichen über einen beliebigen Gegenstand.

Jede Versammlung ward mit der Frage eröffnet: ob die Mitglieder die folgenden vier und zwanzig Fragepunkte an dem Tage durchgelesen hätten, um nachzudenken, was etwa, in Bezug auf einen oder den andern, der Junta vorzutragen sei?

Diese Fragen waren folgende:

1) Habt ihr in dem zuletzt gelesenen Buche irgend etwas Bemerkenswerthes und zur Mittheilung Geeignetes gefunden? Vorzüglich in Bezug auf Geschichte, Moral, Dichtkunst, Physik, Mechanik, Reisen oder andere Gegenstände des Wissens.

2) Habt ihr neulich eine Geschichte gehört, die sich zu gesellschaftlicher Mittheilung eignet?
3) Ist ein Bürger von eurer Bekanntschaft neulich mit seinem Geschäfte in Stockung gerathen, und was habt ihr von den Ursachen gehört?
4) Habt ihr neulich gehört, daß ein Bürger seine Lage verbessert habe, und durch welche Mittel?
5) Habt ihr neulich erfahren, wie irgend ein gegenwärtig reicher Mann zu seinem Vermögen gelangt ist?
6) Wißt ihr von irgend einem Mitbürger, der neulich etwas Würdiges gethan hat, das Lob und Nachahmung verdient? oder einen Fehler begangen, der zu vermeiden und gegen den zu warnen ist?
7) Habt ihr neuerlich von unglücklichen Wirkungen der Unmäßigkeit, Unklugheit, Leidenschaftlichkeit, oder irgend einer andern Untugend oder Thorheit gehört?
8) oder von glücklichen Folgen der Mäßigkeit, Klugheit, Geduld, oder irgend einer andern Tugend?

9) Seid ihr, oder ist einer eurer Bekannten kürzlich krank oder verwundet gewesen? Und wenn so, welche Mittel wurden angewandt, und wie wirkten diese?

10) Wißt ihr von bevorstehenden Reisegelegenheiten, mit welchen man etwas versenden könnte?

11) Habt ihr irgend etwas ausgedacht, wodurch die Junta der Menschheit oder dem Vaterlande, den Freunden oder auch sich selbst, einen Dienst leisten könnte?

12) Habt ihr erfahren, daß, seit unserer letzten Versammlung, irgend ein Fremder von Verdienst in die Stadt gekommen? Und was habt ihr von seinem Charakter und seinen Verdiensten gehört oder bemerkt? Glaubt ihr, daß die Junta im Stande sei, ihm eine Artigkeit oder einen Dienst zu erweisen?

13) Wißt ihr von irgend einem würdigen jungen Anfänger, der sich kürzlich etablirt hat, und dem die Junta auf irgend eine Weise behülflich sein könnte?

14) Habt ihr neulich irgend einen Mangel in den Gesetzen des Landes bemerkt, weßhalb

es passend wäre, bei der Gesetzgebung auf eine Verbesserung anzutragen? Oder ist euch ein heilsames Gesetz bekannt, das uns fehlt?

15) Habt ihr neuerlich einen Eingriff in die gerechten Freiheiten des Volks bemerkt?

16) Hat irgend Jemand neuerlich euren Ruf gefährdet? Und was kann die Junta thun, denselben zu erhalten?

17) Wißt ihr von einem Manne, dessen Freundschaft euch nützlich wäre, und euch von der Junta oder einem Mitgliede derselben verschafft werden könnte?

18) Habt ihr neulich gehört, daß der Charakter eines der Mitglieder angegriffen ward? Und wie habt ihr denselben vertheidigt?

19) Ist euch irgend eine Beleidigung widerfahren, wofür euch die Junta Genugthuung verschaffen könnte?

20) Auf welche Weise kann die Junta, oder ein Mitglied derselben, euch in irgend einer ehrenwerthen Absicht behülflich sein?

21) Habt ihr irgend ein wichtiges Geschäft unter Händen, bei welchem euch der Rath der Junta von Nutzen sein könnte?

22) Welche Wohlthaten habt ihr kürzlich von irgend einem Nichtgegenwärtigen erhalten?

23) Seid ihr in euren Ansichten von Recht und Unrecht auf irgend eine Schwierigkeit gestoßen, die ihr zu dieser Zeit gern besprochen haben wollt?

24) Seht ihr in dem gegenwärtigen Gebrauche und Verfahren der Junta irgend etwas Verkehrtes, das verbessert werden könnte?

Wer in diesen Klub aufgenommen werden sollte, mußte folgende Fragen beantworten:

1) Hast du irgend eine besondere Geringschätzung gegen eins der gegenwärtigen Mitglieder? Antwort: Nein.

2) Erklärst du aufrichtig, daß du die Menschen im Allgemeinen liebst, welches Standes oder Glaubens sie auch sein mögen? Antwort: Ja.

3) Glaubst du, daß irgend ein Mensch, wegen speculativer Meinungen, oder seiner Art des äußern Gottesdienstes, an seinem Leibe, seinem Namen oder seinem Eigenthum verletzt werden dürfe? Antwort: Nein.

4) Liebst du die Wahrheit um der Wahrheit willen, und willst du dich bestreben, sie

unparteiisch aufzufinden und anzunehmen, und sie Andern mitzutheilen? Antwort: Ja.

Der Klub bestand anfangs aus elf Mitgliedern, unter denen sich William Coleman, ein Handlungsdiener, durch Kopf und Herz, Besonnenheit und strenge Sittenreinheit sehr auszeichnete. Er ward späterhin ein sehr bedeutender Kaufmann und Provinzial-Richter, und blieb über vierzig Jahre lang, bis zu seinem Tode, mein Freund. Der Klub dauerte fast eben so lange, und war die beste Schule der Philosophie, Moral und Politik, die damals in der Provinz existirte; denn die schriftlichen Aufsätze über unsere Streitfragen, welche acht Tage vor der mündlichen Verhandlung darüber vorgelesen wurden, veranlaßte uns, mit Aufmerksamkeit über die verschiedenen Gegenstände zu lesen, damit wir im Stande wären, zweckmäßiger darüber zu sprechen; und auch hier gewöhnten wir uns an eine bessere Art der Conversation, indem wir uns alles dasjenige aus unseren Regeln fleißig einprägten, was dazu dienen konnte, jede Kränkung unter uns zu vermeiden. Daher die lange Dauer des Klubs, von dem ich weiterhin noch öfter zu sprechen Gelegenheit haben werde.

In unserer Druckerei fehlte es oft an Lettern, und in Amerika existirte noch keine Schriftgießerei. Ich hatte diese Kunst in London gesehen, und zwar nicht mit besonderer Aufmerksamkeit beobachtet, doch hinreichend, um einen Versuch zu machen, und es gelang mir, unseren Bedürfnissen ziemlich gut abzuhelfen. Auch gravirte ich gelegentlich Einiges in Kupfer, machte die Schwärze und besorgte das Waarenlager, kurz ich war völlig Factotum. Meine Dienste wurden aber täglich weniger wichtig, da die Anderen immer mehr lernten, und Keimer gab mir nach einem halben Jahre zu verstehen, mein Lohn sei zu hoch, ich müsse denselben herabsetzen; auch ward er allgemach weniger höflich, und fing an, den launigen Herrn zu spielen. Ich ertrug das ziemlich geduldig, indem ich die Ursache in seiner bedrängten Lage suchte; allein bald führte ein geringfügiger Umstand einen heftigen Wortwechsel herbei, der damit endete, daß ich meinen Hut nahm, und einen der Gehülfen, Namens Meredith, bat, einige Sachen, die ich dort ließ, in meine Wohnung zu bringen.

Meredith, ein Pensylvanier von dreißig Jahren, ein verständiger, erfahrner Mann, der

die Lectüre, aber leider auch den Trunk, sehr liebte, war mir äußerst zugethan und ergeben. Als er Abends meine Sachen brachte, erklärte er, daß es ihm sehr unangenehm wäre, wenn ich das Haus verlassen wollte, so lange er noch dort bleiben müsse. Er rieth mir, nicht in meine Heimath zurückzukehren, woran ich schon gedacht hatte, stellte mir vor, wie schlecht es mit Keimer stehe, daß er nothwendig falliren müsse, und daß ich mir dann die Vacanz zu Nutzen machen könne. Auf meinen Einwand, daß ich dazu kein Geld habe, entgegnete er, daß sein Vater gerne das Nöthige vorstrecken würde, wenn ich mich mit ihm etabliren wolle; seine Zeit bei Keimer sei im Frühjahr abgelaufen, bis dahin könnten wir Presse und Lettern aus London haben; ich sollte meine Geschicklichkeit, er die Fonds hergeben, und den Gewinn wollten wir theilen.

Mir war der Vorschlag genehm; sein Vater, der in der Stadt war, gab auch seine Einwilligung, besonders da er meinen Einfluß auf seinen Sohn kannte, und hoffte, er werde sich vom Trunk gänzlich entwöhnen, wenn wir in engerer Verbindung lebten. Er verschrieb darauf, nach meiner Vorschrift, die nöthigen Sachen aus London,

bis zu deren Ankunft die ganze Sache ein Geheimniß bleiben sollte. Nach wenigen Tagen sandte Keimer mir eine sehr freundliche Aufforderung, die zu heftigen Worte zu vergessen und wieder zu ihm zu kommen. Die Sache war: er sollte in New-Jersey Papiergeld drucken, konnte die dazu erforderlichen Formen rc. nicht ohne meine Hülfe zu Stande bringen, und fürchtete nun, dies Geschäft möge einem Andern übertragen werden. Meredith bewog mich, einzuwilligen; ich traf die nöthigen Vorkehrungen, und ging mit Keimer nach Burlington, wo ich die Sache zur Zufriedenheit ausführte, und dadurch ihm einen so bedeutenden Gewinn verschaffte, daß er sich jetzt noch einige Zeit halten konnte.

In Burlington machte ich die Bekanntschaft mehrerer der angesehensten Männer der Provinz. Einige derselben waren von der Repräsentanten-Versammlung zu einem Ausschuß erwählt worden, um beim Drucken gegenwärtig zu sein, und dafür zu sorgen, daß nicht mehr Zettel gedruckt würden, als verlangt waren. Die Herren waren daher abwechselnd beständig bei uns, und schienen meine Unterhaltung der mit Keimer vorzuziehen, wahrscheinlich, weil mein Geist durch Lectüre

viel gebildeter war, als der seinige. Sie nahmen mich mit in ihre Wohnungen, führten mich zu ihren Freunden, und erzeigten mir viele Artigkeit, während sie ihn, den Meister, ein wenig vernachlässigten; er war aber auch wirklich ein unbedeutendes Subjekt, und dabei streitsüchtig, schmutzig und feige. Mir verschaffte dieser dreimonatliche Umgang manchen gewichtigen und späterhin sehr nützlichen Freund, worunter, außer mehreren Deputirten, der Richter Allen, der Provinzial-Secretair Bustill und der General-Inspector Decow sich befanden, welcher letztere mir damals schon prophezeihte, ich würde bald meinen Meister aus dem Sattel heben und in Philadelphia mein Glück machen, ob er gleich nicht ahnete, was bereits zwischen mir und Meredith vorgegangen war.

Ehe ich weiter gehe, will ich hier einige Bemerkungen einschalten über meine Grundsätze und Sitten, damit man sehen könne, welchen Einfluß dieselben auf die künftigen Ereignisse meines Lebens hatten. Meine Eltern hatten mir früh schon religiöse Eindrücke gegeben und mich fromm durch meine Kinderjahre geleitet. Doch bald begann ich, verschiedene Punkte nach einander zu

bezweifeln, so wie ich sie in den Büchern, die ich las, bestritten fand, und kaum funfzehn Jahr alt, zweifelte ich an der Offenbarung selbst. Einige Bücher gegen den Deismus fielen mir in die Hand, sie bewirkten aber in mir das Gegentheil von dem, was sie bezweckten. Denn die angeblich widerlegten Beweise der Deisten schienen mir viel stärker, als ihre Widerlegungen; kurz, ich ward bald ein völliger Deist. Meine Beweise fanden auch bei einigen Freunden Eingang, namentlich bei Collins und Ralph. Diese benahmen sich aber sehr schlecht gegen mich; Keimer, auch ein Freigeist, nicht viel besser, und ich selbst hatte mich gegen Vernon und Miß Read vergangen. Das Alles erregte in mir den Verdacht, daß diese Lehre, wenn auch wahr, doch nicht sehr nützlich sei. Ein Pamphlet, das ich in meinem neunzehnten Jahre in London schrieb (mit dem Motto von Dryden: Alles, was ist, ist recht rc.), und worin ich aus der Allmacht, Allgüte und Allweisheit Gottes folgerte, daß unmöglich irgend etwas in der Welt unrecht sein könne, und daß Laster und Tugend leere Distinctionen wären, indem dergleichen gar nicht existirte, schien mir bei weitem nicht so vortrefflich

mehr, als früher; ich fing an, zu denken, es könne sich doch wohl in meine Schlußfolgen ein Irrthum eingeschlichen haben, der alles Gefolgerte unhaltbar mache, was ja gewöhnlich bei metaphysischen Raisonnements der Fall ist. Ich gewann die Ueberzeugung, daß Wahrheit, Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit, in allen Beziehungen des Menschen zum Menschen, für das Glück des Lebens von der äußersten Wichtigkeit sind. Die Offenbarung hatte freilich, als solche, kein Gewicht für mich; allein ich hatte den Glauben, daß gewisse Handlungen zwar nicht deßhalb schlecht sein könnten, weil sie durch die Offenbarung verboten, oder gut, weil sie durch diese befohlen wären, daß aber diese Handlungen vermuthlich deßhalb verboten wären, weil sie (ihrer Natur nach und alle Verhältnisse der Dinge erwogen) schlecht für uns, oder befohlen, weil sie wohlthätig für uns sein müssen. Und diese Ueberzeugung und die gütige Hand der Vorsehung, oder irgend ein schützender Engel, oder zufällig günstige Umstände und Verhältnisse, oder alles das zusammen, — haben in dieser gefährlichen Zeit der Jugend, und in den unsichern Lagen, in welchen ich mich zuweilen unter Fremden befand, mich aufrecht ge-

halten, und frei von jeder vorsätzlichen, groben Immoralität oder Unrechtlichkeit, die man wegen meines Mangels an Religion von mir erwartet haben könnte; — ich sage vorsätzlichen, weil die obenerwähnten Fehler eine gewisse Nothwendigkeit in sich hatten, durch meine Jugend und Unerfahrenheit, so wie durch Anderer Schurkerei. Ich hatte also einen, zum Eintritt in die Welt ziemlich geeigneten Charakter, den ich überdies richtig zu schätzen wußte und zu behaupten entschlossen war.

Bald nach unserer Rückkehr nach Philadelphia kamen auch unsere Lettern aus London an. Wir arrangirten uns mit Keimer, und verließen ihn mit seiner Einwilligung, ehe er davon gehört hatte. Darauf mietheten wir ein Haus in der Nähe des Marktplatzes, für vier und zwanzig Lstrl. jährlich; überließen aber einen bedeutenden Theil desselben an den Glaser Godfrey und seine Familie, die für unsern Tisch sorgten. Kaum war unsere Presse in Ordnung, als einer meiner Freunde einen Landmann zu uns führte, der nach einer Druckerei fragte. Die ersten fünf Schillinge, die ich auf diese Art verdiente, haben mir größere Freude verursacht, als

irgend ein später erworbener Thaler, und die dankbare Erinnerung an diesen Freundschaftsdienst hat mich oft bereitwilliger gemacht, jungen Anfängern behülflich zu sein, als ich es sonst vielleicht gewesen wäre.

Bei dem oben beschriebenen Verein hatte ich noch ein Nebeninteresse, indem jedes der Mitglieder sich bemühte, uns Geschäfte zuzuwenden. Auf diese Weise ward uns der Druck eines Theils der Geschichte der Quäker übertragen, wovon Keimer das Uebrige druckte. Das Werk ward in Folio gedruckt, doch nahm ich mir vor, täglich einen Bogen zu setzen, arbeitete deshalb oft bis eilf Uhr Abends, und war so beharrlich in meinem Vorsatz, daß ich eines Abends, als ich nach beendeter Arbeit das Unglück hatte, eine meiner Formen zerbrochen und dadurch zwei Seiten gänzlich vernichtet zu sehen, nicht eher schlafen ging, bis der Schaden wieder ersetzt war. Dieser Fleiß blieb nicht unbemerkt von den Nachbaren, und fing an, uns Zutrauen zu verschaffen. Als z. B. in dem allgemeinen Kaufmannsklub die Meinung ausgesprochen ward: die neue Druckerei werde sich neben den beiden alten nicht halten können, erwiederte ein Dr. Baird aus

Schottland: «der Fleiß dieses Franklin übertrifft Alles, was ich in der Art gesehen habe; ich sehe ihn bei der Arbeit, wenn ich aus dem Klub komme, und er ist wieder bei der Arbeit, ehe seine Nachbaren das Bett verlassen»; und diese Bemerkung wirkte so auf die Uebrigen, daß wir bald Anerbietungen erhielten, uns zur Eröffnung eines Buchladens behülflich zu sein; worauf wir uns jedoch noch nicht einlassen wollten.

Ich habe diese Bemerkungen über meinen Fleiß, des darin enthaltenen Selbstlobes unerachtet, ohne Rückhalt niedergeschrieben, damit Alle, die es lesen werden, sich durch die günstigen Folgen von dem Nutzen dieser Tugend überzeugen mögen. — Georg Webb, einer von Keimer's Arbeitern, kam zu uns und bot uns seine Dienste an. Wir konnten ihn nicht beschäftigen; ich beging aber die Unvorsichtigkeit, ihm zu erzählen, daß ich die Herausgabe einer neuen Zeitung beabsichtige, und dann auch für ihn Arbeit haben würde. Er brach sein Versprechen, davon zu schweigen, und erzählte meinen Plan an Keimer, welcher sofort selbst ein Blatt ankündigte, um mir zuvorzukommen. Es war mir nicht möglich, das meinige gleich zu beginnen, schrieb aber,

um Keimer's Absicht zu vereiteln, unter dem Titel: Busy Body *), einige scherzhafte Aufsätze für Bradford's Blatt, das einzige, das damals in Philadelphia erschien. Dadurch ward die Aufmerksamkeit des Publikums von neuem auf dieses Blatt gelenkt, und Keimer's Ankündigung ward lächerlich gemacht und nicht beachtet. Er begann sein Blatt dennoch, mit nicht mehr als neunzig Subscribenten; allein nach drei Vierteljahren bot er es mir für eine Kleinigkeit an; ich nahm es und hatte in wenigen Jahren großen Nutzen davon.

Die ersten Nummern unseres Blattes hatten ein ganz anderes Ansehen, als alle bisher in der Provinz erschienenen; bessere Lettern, besser gedruckt. Einige Bemerkungen aus meiner Feder über einen Streit zwischen dem Gouverneur Burnet und den Repräsentanten von Massachusetts fielen den angesehenen Personen auf; man sprach viel von dem Blatt und dessen Herausgeber, und in wenigen Wochen hatten wir alle diese Herren zu Subscribenten. Andere folg-

*) Siehe unter den vermischten Schriften: Scherz und Laune.

ten ihrem Beispiele und so wuchs die Zahl fortwährend. Dies war einer der ersten Vortheile aus dem Umstande, daß ich selbst ein wenig die Feder zu führen gelernt hatte; bald hielten die einflußreichsten Männer es für rathsam, mich aufzumuntern. Bradford druckte jedoch nach wie vor die Volksbeschlüsse, Gesetze und andere officielle Aufsätze. Eine Adresse der Repräsentanten an den Gouverneur hatte er aber so grob und fehlerhaft gedruckt, daß wir dieselbe correct und elegant abdruckten und jedem Repräsentanten ein Exemplar zuschickten. Der Unterschied war in die Augen springend, und unsere Freunde bewirkten, daß für das folgende Jahr uns der Druck dieser öffentlichen Bekanntmachungen übertragen ward.

Um diese Zeit erinnerte mich Herr Vernon an meine Schuld; ich bat um einen kleinen Aufschub und zahlte dann Capital nebst Interessen mit vielem Dank zurück, so daß dieser Fehler meines Lebens einigermaßen verbessert ward. Aber eine andere, ganz unerwartete Schwierigkeit trat an die Stelle. Meredith's Vater, der, seinem Versprechen gemäß, für unsere Druckerei bezahlen sollte, war dem Kaufmann noch hundert Pfund schuldig; dieser ward jetzt ungeduldig

und verklagte uns. Ich stellte Bürgschaft, sah aber ein, daß wir, falls das Geld nicht zur Zeit gehoben werden könne, nichts anderes als Execution und somit Vernichtung unserer hoffnungsvollen Aussichten zu erwarten hätten. In dieser Noth machten mir zwei Freunde, William Coleman und Robert Grace, aus freiem Antriebe, und ohne daß einer von des Andern Absicht wußte, das Anerbieten, mir so viel Geld vorzuschießen, als erforderlich wäre, um, wo möglich, das ganze Geschäft für mich allein zu übernehmen; aber meine Verbindung mit Meredith war ihnen nicht recht, weil er, wie sie sagten, oft betrunken in den Straßen sich blicken ließe, in schlechten Wirthshäusern spielte und so unserm Credit nachtheilig wäre. Ich werde diese Freundschaft nie vergessen, so lange mir irgend Erinnerung bleibt; doch antwortete ich ihnen, ich könne auf keine Trennung antragen, so lange noch Aussicht vorhanden wäre, daß Meredith's, gegen die ich große Verpflichtung hätte, ihren Vertrag mit mir erfüllen könnten. Sollten sie aber am Ende dazu nicht im Stande sein, und somit unsere Verbindung aufgelös't werden, so würde ich den Beistand meiner Freunde gern

annehmen. Bald darauf sagte ich zu Meredith, vielleicht wäre sein Vater unzufrieden mit der Rolle, die er in unserm Geschäfte übernommen habe, und nicht geneigt, für mich und ihn zu thun, was er für ihn allein thun würde. Wenn das so wäre, sollte er nur sprechen, ich wolle ihm dann das Ganze überlassen und mein eigenes Geschäft suchen. Nein, erwiederte er, mein Vater ist wirklich in Verlegenheit und jetzt nicht zahlungsfähig, und ich mag ihm nicht länger zur Last liegen. Ich sehe ein, daß ich zu diesem Geschäfte nicht tauge; zum Landmanne ward ich erzogen, und Thorheit war es von mir, zur Stadt zu kommen, und im dreißigsten Jahre ein neues Geschäft erlernen zu wollen. Viele meiner Landsleute sind im Begriff, sich in Nord-Carolina niederzulassen, wo das Land wohlfeil ist. Ich habe Lust, mitzugehen und meine alte Beschäftigung wieder anzufangen; du wirst Freunde finden, die dir helfen. Wenn du die Schulden auf dich allein nehmen, meinem Vater die vorgestreckten hundert Pfund zurückzahlen, meine kleinen persönlichen Schulden berichtigen und mir dreißig Pfund und einen neuen Sattel geben willst, so trete ich aus dem Geschäft heraus und

überlasse dir das Ganze. Ich willigte ein; der Vertrag ward aufgesetzt und sofort unterschrieben und gesiegelt. Ich gab ihm, was er verlangte, und erhielt im nächsten Jahre zwei lange Briefe von ihm aus Carolina, mit den besten Berichten über Boden, Klima, Bewirthschaftung &c. dieses Landes, die bis dahin bekannt waren, denn in solchen Dingen war er sehr erfahren und verständig. Ich nahm diese Berichte in mein Blatt auf, zur großen Zufriedenheit des Publikums.

Sobald er abgereis't war, ging ich zu meinen beiden Freunden, und nahm von jedem die Hälfte dessen, was ich bedurfte, um keinem unfreundlich den Vorzug zu geben, zahlte darauf die Schulden, zeigte die Trennung der Geschäftsverbindung an, und führte nun das Ganze in meinem eigenen Namen. Dies geschah im Jahre 1729, meinem drei und zwanzigsten Lebensjahre.

In dieser Zeit ward viel von dem Bedürfniß einer Vermehrung des Papiergeldes gesprochen. Die Reichen waren dagegen, aus Furcht, es möchte, wie in New-England, im Werthe fallen. Wir verhandelten die Sache in unserer Junta, und ich erklärte mich für die Vermeh-

rung, weil ich überzeugt war, daß die vor sechs Jahren verfertigten Zettel von großem Nutzen gewesen, indem sie zur Erweiterung des Handels und der Arbeit, so wie zur Vergrößerung der Einwohnerzahl in der Provinz beigetragen hatten. Der Gegenstand beschäftigte mich sehr, und ich schrieb eine anonyme Flugschrift: »über die Natur und Nothwendigkeit des Papiergeldes.« Von den geringern Klassen ward diese Schrift sehr wohl aufgenommen; nicht so von den Reichen, die aber Niemanden hatten, um dagegen zu schreiben. So ward die Opposition immer schwächer, und endlich ward die Sache im Repräsentantenhause durchgesetzt. Meine Freunde verschafften mir zur Belohnung den vortheilhaften Druck der Zettel. Wieder ein Nutzen, den ich meiner Fähigkeit zu schreiben verdankte.

Bald darauf verschaffte mir mein Freund Hamilton den Druck des Papiergeldes für New-Castle, und dann auch den Druck der Gesetze, Beschlüsse ꝛc. für dieses Gouvernement.

Jetzt eröffnete ich einen kleinen Buchladen, und versah denselben mit hübschen und correcten Blanketts aller Art, mit Handlungsbüchern, Papier, Pergament ꝛc. Ein geschickter Setzer, Na-

mens Whitemash, den ich in London kennen gelernt hatte, kam zu mir und arbeitete sehr fleißig, und außerdem nahm ich noch einen Lehrburschen, Namens Rose.

Bald konnte ich nun auch daran kommen, meine neuen Schulden für die Druckerei allmälig abzutragen. Ich war, um meinen Credit und Ruf als Geschäftsmann zu sichern, nicht nur in der That fleißig und mäßig, sondern ich suchte selbst den Schein des Gegentheils zu vermeiden. Ich kleidete mich einfach, ließ mich an keinen Orten eitler Vergnügungen sehen, und ging nie aus zu fischen oder zu jagen. Zwar ließ ich mich zuweilen durch ein Buch von der Arbeit abhalten, doch geschah das selten und privatim, machte daher kein Aufsehen; und um zu zeigen, daß ich mich nicht über mein Geschäft erheben wolle, fuhr ich zuweilen das erhandelte Papier auf einem Schubkarren durch die Straßen nach Hause. Auf diese Weise gewann ich immer mehr Vertrauen, und befand mich sehr wohl dabei, während Keimer's Geschäft täglich mehr zurückkam, bis er sich endlich genöthigt sah, seine Druckerei zu verkaufen, um die Creditoren zu befriedigen. Er ging nach Barbadoes und lebte dort einige Jahre

in betrübten Umständen. Einer seiner Lehrlinge kaufte die Druckerei, war aber stolz und hochfahrend, und bald genöthigt, seinem frühern Lehrer nach Barbadoes zu folgen, wo er denselben als Arbeiter annahm, in Kurzem aber ganz zurückkam und gleichfalls die Druckerei verkaufen mußte.

So war ich denn, außer dem alten Bradford, der einzige Drucker in Philadelphia, und dieser war reich und bequem, und wenn er auch gelegentlich ein wenig im Geschäfte that, so lag ihm doch nichts daran. Doch, da er Posthalter war, so glaubte man, er erhalte neuere Nachrichten, und sein Blatt sei besser geeignet zur Verbreitung der Bekanntmachungen, als das meinige, was für ihn sehr vortheilhaft war. Denn obgleich ich wirklich Blätter mit der Post erhielt und versandte, so konnte doch das Publikum dies nicht erfahren; ich mußte das heimlich durch die Postreiter betreiben, indem Bradford meine Sachen nicht versenden wollte. Mir schien dies Benehmen so kleinlich, daß ich später, als ich in seine Lage kam, mich wohl in Acht nahm, es auch so zu machen.

Meinen Tisch hatte ich fortwährend bei der Familie Godfrey, die bei mir wohnte. Die

Frau hatte eine Partie für mich im Sinne mit der Tochter eines Verwandten. Sie that alles Mögliche, um uns zusammenzubringen, lud uns zum Abendessen ein, ließ uns allein im Zimmer ꝛc. Das Mädchen war brav, wir näherten uns wirklich einander, und es ward Zeit, sich zu erklären. Mrs. Godfrey machte die Unterhändlerinn; ich verlangte nur etwa hundert Pfund als Aussteuer; allein dazu wollte sich die Familie nicht verstehen. Jetzt schien mir's, man habe mich nur fangen wollen; ich brach daher kurz ab, überwarf mich mit Godfrey's, und beschloß, als diese deßhalb auszogen, keine Miethsleute wieder einzunehmen. Allein meine Gedanken waren dadurch auf's Heirathen gerichtet; ich sah mich um, eröffnete Bekanntschaften, fand aber bald, daß das Druckereigeschäft noch zu wenig in Credit stand, um auf eine, sonst annehmliche, Partie mit Geld Rechnung machen zu können. Ueberdies gerieth ich durch alles dies in die Netze manches niedrigen Weibes, bis ich endlich mein Augenmerk wieder auf Miß Read warf. Mit der Familie war ich als Nachbar stets in gutem Vernehmen gewesen; ich war dort sehr geachtet,

ward oft eingeladen und zu Rath gezogen. Miß Read hatte, wie erwähnt, auf Zureden der Freunde eine andere Verbindung geschlossen; der Mann war aber in England, hatte dort, wie es hieß, auch eine Frau, in Philadelphia hingegen Schulden. Man sagte ihn jetzt todt, doch war es schwer, darüber Gewißheit zu erlangen, weil man nichts von ihm wußte. Sie war unglücklich und gebeugt, und ich konnte nicht umhin, meiner frühern Unbeständigkeit einen großen Theil der Schuld beizumessen. Durch diese Verhältnisse ward meine Neigung zu ihr wieder lebendig, und unerachtet aller Schwierigkeiten, die jene Umstände nothwendig herbeiführten, nahm ich sie im September 1730 zur Frau. Es ging Alles gut, keine der befürchteten Folgen trat ein, sie war eine gute, treue Frau, und wir strebten gegenseitig nur, uns glücklich zu machen. So that ich denn auch mein Möglichstes, jenen zweiten großen Fehler zu verbessern.

(So weit hatte ich geschrieben, als die amerikanische Revolution eine Unterbrechung veranlaßte. Während meines Aufenthalts in Passy, bei Paris, ward ich durch meine Freunde, Abel Ja-

mes und Benjamin Vaughan *), dringend aufgefordert, und im Jahre 1784 wirklich bewogen, die Fortsetzung zu beginnen, die mehr für das größere Publikum bestimmt ist.)

Als ich mich in Pensylvanien etablirte, war kein einziger guter Buchladen in irgend einer der Colonien südwärts Boston. In New-York und Philadelphia waren zwar die Buchdrucker zugleich Buchhändler, sie verkauften aber nur Kalender, Balladen, einige gewöhnliche Schulbücher und Papier rc. Wer andere Bücher lesen wollte, mußte sich dieselben aus England kommen lassen. Da jedes der Mitglieder der mehrerwähnten Junta einige Bücher besaß, so ward auf meinen Vorschlag beschlossen, diese alle in unserm Klub-Zimmer zu vereinigen, damit sie von Jedem benutzt werden könnten. Dies genügte jedoch nicht lange. Ich machte daher den neuen Vorschlag, eine öffentliche Bibliothek auf Subscription zu eröffnen. Die Artikel wurden aufgesetzt. Jeder Theilneh-

*) S. Lebensregeln. B. Vaughan an B. Franklin, Paris den 31. Januar 1783.

mer sollte zum ersten Ankauf vierzig Schilling Sterling subscribiren, und dann zur Erweiterung auf funfzig Jahre einen jährlichen Beitrag von zehn Schillingen. Aber das lesende Publikum war damals so klein in Philadelphia, und die meisten von uns waren so arm, daß es uns große Mühe kostete, nur funfzig Subscribenten zu sammeln, von denen die meisten junge Kaufleute waren. Für den kleinen Fonds wurden Bücher verschrieben, und die Bibliothek ward wöchentlich einen Tag zum Verleihen an die Subscribenten geöffnet. Jeder hatte die Verpflichtung, den doppelten Werth zu erstatten, wenn er ein Buch nicht zurücklieferte. Die Einrichtung zeigte sich jedoch bald als nützlich und fand in andern Städten und Provinzen Nachahmung. Die Bibliotheken wurden durch Schenkungen vergrößert, das Lesen ward Mode, und unser Volk, dem es an öffentlichen Vergnügungen und Zerstreuungen mangelte, ward besser bekannt mit Büchern, und in wenigen Jahren unterrichteter und gebildeter, als Leute desselben Standes in andern Ländern zu sein pflegen.

Die ursprünglichen Artikel wurden jedoch nach einigen Jahren annullirt und durch andere ersetzt,

wodurch die Gesellschaft fester gestellt und für beständig erklärt ward.

Die Schwierigkeiten, welche beim Subscribentensammeln sich mir entgegenstellten, zeigten mir, wie unklug es sei, sich bei einem nützlichen Unternehmen selbst in den Vordergrund zu stellen; ich habe das in der Folge sorgsam vermieden und mich weit besser dabei befunden.

Diese Bibliothek gewährte mir die Mittel, durch stetes Studiren mich weiter auszubilden; ich bestimmte zwei Stunden täglich dazu. Das war aber auch das einzige Vergnügen, das ich mir erlaubte; sonst war ich stets fleißig und unermüdlich in meinem Geschäft, wodurch sich denn auch meine Umstände stets verbesserten, obgleich die Familie größer ward. Aus meines Vaters Munde hatte ich als Knabe oft den Spruch des Salomon gehört: »Ein Mann, der fleißig ist in seinem Berufe, soll vor Königen stehen, nicht vor geringen Leuten.« Daher hielt ich den Fleiß für das beste Mittel, zu Wohlhabenheit und Auszeichnung zu gelangen; obgleich ich nicht daran dachte, daß ich jemals, wörtlich genommen, vor Königen stehen würde, — was doch später der Fall gewesen ist. Ich habe vor fünfen gestanden, und

sogar die Ehre gehabt, mit einem (dem Könige von Dänemark) zu speisen.

Ein englisches Sprüchwort sagt: Wer will Glück erjagen, muß sein Weib fragen. — Das meinige war glücklicherweise eben so für Fleiß und Mäßigkeit gestimmt, als ich. Sie leistete mir freundlich Hülfe in allen meinen Geschäften. Wir hielten keine müßigen Dienstboten; unser Tisch war einfach, unser Hausgeräth das wohlfeilste. Mein Frühstück bestand aus Milch und Brot, und ward mit einem zinnernen Löffel aus einem irdenen Topfe gegessen. Aber mit der Zunahme des Wohlstands schleicht sich, troß aller Grundsätze, der Luxus ein. Als ich eines Morgens zum Frühstück gerufen ward, fand ich eine Porzellan-Schaale und einen silbernen Löffel, die meine Frau, ohne mein Wissen, für die große Summe von zwei und zwanzig Schillingen für mich gekauft, und doch zu ihrer Entschuldigung nichts zu sagen hatte, als, daß ihr Mann so gut eine Porzellan-Schaale und einen Silberlöffel verdiene, als irgend einer der Nachbaren. In spätern Jahren hat sich mit dem wachsenden Vermögen nach und nach so viel Porzellan und Silber eingefunden, daß es im Ganzen

wohl einige hundert Pfund werth sein mochte.

Den Sonntag benutzte ich gewöhnlich zu meinen Studien; zuweilen jedoch ging ich auch in die Kirche, was wohl öfter geschehen wäre, wenn mich die Predigten mehr angesprochen hätten. Eines Sonntags sollte über folgenden Text gepredigt werden, Philipper 4, V. 8: »Uebrigens, lieben Brüder, was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet; ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach.« — Ich konnte mir nicht anders denken, als daß wir, in einer Predigt über einen solchen Text, einige moralische Lehren vernehmen würden. Allein der Prediger beschränkte sich auf fünf Punkte, als diejenigen, welche der Apostel im Sinne gehabt habe, nämlich:

1) den Sabbath heilig zu halten;
2) fleißig in der heiligen Schrift zu lesen;
3) dem öffentlichen Gottesdienst beizuwohnen;
4) zum Abendmahl zu gehen;
5) den Dienern Gottes die gehörige Achtung zu bezeigen.

Das mögen lauter gute Dinge sein, allein ich hatte andere gute Dinge nach diesem Text erwartet; fürchtete, mich ein andermal nicht weni-

ger getäuscht zu sehen, und ging daher nicht wieder zur Predigt. Schon vor einigen Jahren hatte ich mir eine Art von kleiner Liturgie *) für meinen Privatgebrauch ausgearbeitet; daran hielt ich mich und mied die öffentlichen Versammlungen.

In dieser Zeit faßte ich den kühnen, schwierigen Plan, zu moralischer Vollkommenheit zu gelangen. Ich wünschte, zu leben, ohne zu irgend einer Zeit irgend einen Fehler zu begehen, und Alles, wozu mich natürliche Neigung, Gewohnheit oder Gesellschaft verleiten könne, zu besiegen. Da ich wußte oder zu wissen glaubte, was recht und unrecht sei, sah ich nicht ein, warum ich nicht auch stets das eine thun und das andere unterlassen könne; allein bald fand ich unerwartete Schwierigkeiten; während meine Aufmerksamkeit auf einen Fehler gerichtet war, überraschte mich oft ein anderer; die Gewohnheit benutzte jede Unachtsamkeit; zuweilen war auch die Neigung stärker als die Vernunft. Endlich schloß ich: die bloße Ueberzeugung, daß ein vollkommen tugendhafter Wandel vortheilhaft für uns sei, wäre nicht genügend, um alles Fehlen zu vermeiden;

---

*) S. vermischte Schriften: Moral und Religion.

und daß die übeln Gewohnheiten erst gebrochen werden und gute an deren Stelle treten müßten, bevor wir auf eine feste, gleichförmige Rechtschaffenheit des Betragens rechnen könnten. Deßhalb machte ich mir (im Jahre 1733) ein schriftliches Verzeichniß derjenigen Tugenden, gegen welche ich zu fehlen fürchtete, und übte mich nun wochenweise in jeder einzelnen Tugend, indem ich meine ganze Aufmerksamkeit auf diese richtete. Die Reihenfolge ordnete ich mit Rücksicht auf die Erleichterung, welche die Gewöhnung der einen für die Erwerbung der folgenden gewähren möchte. Obenan stellte ich die Mäßigkeit, weil diese dazu beiträgt, uns die Frische und Klarheit des Kopfes zu verschaffen, welche so nothwendig ist zur unausgesetzten Wachsamkeit gegen den fortwährenden Reiz alter Gewohnheiten und die Macht der häufigen Versuchungen. Nach Erwerbung und Sicherstellung dieser Tugend würde die zweite, die Schweigsamkeit, schon leichter zu erringen sein. Ich gab ihr die zweite Stelle, weil ich auch meine Einsichten zu erweitern wünschte, wozu man mehr des Ohres als der Zunge bedarf, und weil ich deßhalb mich gern befreien wollte von der Gewohnheit, zu schwatzen

und zu scherzen, wodurch ich mich nur der unbedeutenden Gesellschaft angenehm machte. Durch diese Tugend und die nächste — die Ordnung — hoffte ich Zeit zu gewinnen zur Erreichung meines Zweckes und zu meinen Studien. Die Gewöhnung zur Entschlossenheit sollte mich dann fest erhalten in meinem Streben nach allen andern Tugenden. Frugalität und Fleiß sollten mich gänzlich von meinen Schulden befreien, mich zu Wohlstand und Unabhängigkeit führen, und mir so die Ausübung der Aufrichtigkeit, Gerechtigkeit rc. erleichtern.

Zur nothwendigen täglichen Prüfung machte ich mir ein kleines Buch mit Tafeln für alle Wochentage, worin ich jeden Fehler bemerkte, und nicht ruhte, bis eine ganze Woche fehlerfrei erschien. Dann schritt ich zur Prüfung in der nächsten Tugend, und so fort. Da ich Gott als die Quelle aller Weisheit betrachtete, so hielt ich es für recht und nöthig, zur Erlangung derselben seine Hülfe mir zu erbitten, und machte mir deßhalb zum täglichen Gebrauch folgendes kleine Gebet: »O mächtige Güte! gnädiger Vater! barmherziger Führer! Laß mich fortschreiten in der Weisheit, welche mir mein wahres Wohl ent-

hüllt. Stärke meinen Entschluß, zu erfüllen, was diese Weisheit gebietet. Genehmige meine Liebesdienste für deine andern Kinder, als die einzige, in meiner Macht stehende, Vergeltung für den Segen, den du mir fortwährend spendest.«

Auch bediente ich mich zuweilen eines kleinen Gebets aus Thomson's Gedichten:

»O Vater des Lichts und Lebens! Erhabner Gott!
Was gut ist, lehre mir; lehre mir Dich, Dich selbst.
Bewahre vor Thorheit, Laster und Eitelkeit mich,
Und jedem niederen Streben; erfülle die Seele
Mit Weisheit, reiner Tugend und innerem Frieden,
Dem heiligen, wahren, nimmerwelkenden Segen!«

Als ich diesen Plan der Selbstprüfung eine Weile durchgeführt, erstaunte ich, mich so viel fehlerhafter zu finden, als ich mir vorgestellt hatte; doch ward mir die Freude, meine Fehler sich vermindern zu sehen. Die Ordnung machte mir am meisten zu schaffen. Ich hatte mir einen vollständigen Stundenzettel gemacht. Von zehn Uhr Abends bis vier Uhr Morgens schlief ich. Jeder Tag begann mit meinem Gebet, und dann mit der Frage: Was werde ich heute Gutes thun? Dann ward bis acht Uhr die Tagesarbeit vorbereitet, Alles dazu in Ordnung ge-

bracht und gefrühstückt. Von acht bis zwölf, Arbeit. Von zwölf bis zwei Uhr Nachmittags Lesen, Rechnungen nachsehen und Essen. Von zwei bis sechs, Arbeit. Von sechs bis sieben, Aufräumen und Abendessen. Dann Musik oder Unterhaltung, und zuletzt die Prüfung des Tages und die Frage: Was habe ich heute Gutes gethan?

Diese Ordnung ganz genau zu halten, war mir freilich nicht möglich, weil mich oft Geschäfte abriefen, weil ich Leute empfangen mußte, wenn es ihnen paßte rc. Doch auch die Ordnung in den Papieren rc. machte mir viele Mühe. Ich war nicht an ein methodisches Verfahren gewöhnt worden, und entbehrte dies um so weniger, da ich ein äußerst gutes Gedächtniß besaß. Ich fehlte daher so oft gegen diesen Vorsatz, machte so geringe Fortschritte, und ward so unmuthig darüber, daß ich nahe daran war, diesen Versuch aufzugeben, und wenn das auch nicht geschah, doch niemals zu meinem Zweck gelangte, was mir in meinem Alter, da mein Gedächtniß schwächer ward, sehr unangenehm war. Jedoch, wenn ich auch das Ziel nicht erreichte, so machte mich doch schon das Streben danach glücklicher, als ich ohne dasselbe gewesen sein würde. In der That habe

ich diesem Grundsatz, nächst dem Segen Gottes, bis zu meinem neun und siebzigsten Jahre, da ich dieses schreibe, ein beständiges Lebensglück zu danken.

Anfangs bestand mein Verzeichniß von Tugenden nur aus zwölfen. Allein einer meiner Freunde, ein Quäker, sagte mir, daß ich allgemein für stolz gehalten würde, und daß ich besonders häufig bei der Unterhaltung in diesen Fehler verfiele, indem ich nicht damit zufrieden wäre, bei einem Streite Recht zu behalten, sondern anmaßend und fast unverschämt würde (wovon er mich durch mehrere Beispiele überzeugte). Deßhalb beschloß ich, mich, wo möglich, auch von diesem Fehler zu heilen, und fügte die Demuth, als die dreizehnte Tugend, meiner Liste bei, dem Worte die ausgedehnteste Bedeutung gebend. Ich kann nicht rühmen, daß es mir sonderlich gelungen wäre, das eigentliche Wesen dieser Tugend mir anzueignen; recht gut aber gelang es mir, den Schein derselben anzunehmen *). Ich ge-

---

*) Diese Stelle, in welcher Franklin ohne Zweifel im nachtheiligsten Lichte erscheint, verbürgt zugleich mehr, als irgend eine andere, die wahre, lautere Aufrichtigkeit in der Darstellung seiner selbst. A. d. U.

wöhnte mir an, nie anders als in den bescheidensten Ausdrücken zu widersprechen, und stets, anstatt der Worte: gewiß, ohne Zweifel ꝛc., zu sagen, mir scheint es so, ich meine ꝛc. Oft auch gab ich meinem Gegner »unter gewissen Umständen« Recht, und fügte dann hinzu: Wie aber die Sachen jetzt stehen, scheint es mir anders sich zu verhalten. Bald merkte ich den Vortheil dieser Aenderung meines Benehmens; die Unterhaltung ward nicht nur angenehmer, sondern, was ich so bescheiden vortrug, fand weniger Widerspruch und mehr Eingang bei Anderen. Ueb rdies war, wenn ich einmal Unrecht hatte, die Kränkung für mich weit geringer, während es mir viel leichter ward, Andere von meiner Ansicht zu überzeugen, wenn ich Recht hatte. Anfangs mußte ich mir zwar oft Gewalt anthun, um nicht in die alten Fehler zu verfallen, mit der Zeit aber ward mir die neue Art zu sprechen so geläufig, daß in den letzten funfzig Jahren schwerlich irgend Jemand eine absprechende Aeußerung aus meinem Munde vernommen hat. Nächst dem Rufe meiner Rechtschaffenheit habe ich es wohl vorzüglich dieser Gewohnheit zuzuschreiben, daß meine Mitbürger so viel Gewicht darauf leg=

ten, wenn ich neue Einrichtungen, oder Verbesserungen in den alten vorschlug, und daß ich später, in den öffentlichen Versammlungen, als Mitglied des Raths, so vielen Einfluß erlangte; denn ich war nur ein schlechter Sprecher, nie beredt, oft verlegen in der Wahl meiner Ausdrücke und kaum regelrecht in der Sprache; und dennoch setzte ich gewöhnlich meine Sache durch.

(So weit schrieb ich in Passy bei Paris; das Folgende im August 1788 in Philadelphia.)

Um dieselbe Zeit ungefähr (1731) faßte ich einen größern Plan, nämlich: einen ausgedehnten Tugend-Verein *) zu gründen. — Meine Idee war, daß diese neue Secte (denn ich hatte auch allgemeine Glaubenspunkte für den Verein entworfen) zuerst nur unter jungen, unverheiratheten Leuten verbreitet und geheim gehalten werden solle, bis der Verein Bedeutsamkeit genug erlangt hätte, um unter dem Namen: »Gesellschaft der Freien und Zufriedenen« öffentlich hervorzutreten.

Ich war jedoch anfangs zu beschränkt in meinem Vermögen und zu sehr ans Geschäft gebun-

*) S. verm. Schriften: Moral und Religion. Tugend-Verein.

den, später durch mancherlei öffentliche und Privat-Interessen so unaufhörlich in Anspruch genommen, daß der Plan nicht zur Ausführung kam, obgleich ich diese noch jetzt für möglich und für sehr heilbringend halte. Der große Umfang eines solchen Planes hat mich nicht geschreckt, denn ich habe immer geglaubt, daß ein einzelner Mann von einiger Fähigkeit große Veränderungen bewirken, und große Angelegenheiten für die Menschheit durchführen könne, wenn er nur zuerst einen guten Plan entwirft, und dann, alle Vergnügungen und Beschäftigungen, die seine Aufmerksamkeit theilen könnten, bei Seite setzend, die Ausführung dieses Plans zu seinem einzigen Dichten und Trachten macht.

Im Jahre 1732 gab ich, unter dem Namen Richard Saunders, zuerst meinen Almanach heraus, der gegen fünf und zwanzig Jahre von mir fortgesetzt, und gewöhnlich »des armen Richard's Almanach« genannt ward. Ich suchte denselben unterhaltend und nützlich zugleich zu machen, und hatte selbst einen beträchtlichen Gewinn davon, indem jährlich 10,000 Exemplare abgesetzt wurden. Da das Volk selten ein anderes Buch las, so bestrebte ich mich, in

Sprůchworten und kleinen Erzählungen, Gesprächen 2c. durch diesen Kalender nützliche Belehrung zu verbreiten *).

Auch meine Zeitung betrachtete ich als ein Mittel, Belehrung zu verbreiten, und nahm deßhalb oft Auszůge auf aus dem Spectator und andern moralischen Bůchern, lieferte auch zuweilen in diesem Sinne verfaßte eigene Aufsåtze, worin ich unter andern zu zeigen suchte, daß die Tugend nicht eher sicher stehe, bis sie zur Gewohnheit geworden, und frei wåre von den Angriffen ihr entgegenwirkender Neigungen. Dagegen machte ich mir's zum Gesetz, durchaus keine persönlichen Beleidigungen und Schmåhschriften in mein Blatt aufzunehmen.

Im Jahre 1733 sandte ich einen meiner Gehůlfen nach Charlestown in Sůd-Carolina, wo man eines Druckers bedurfte. Ich versah denselben mit Presse und Lettern, und etablirte ihn dort als Compagnon, unter der Bedingung, daß ich ein Drittheil der Kosten tragen und dagegen

---

*) Diese Sprüchworte sind in einem Kalender vom Jahre 1757 gesammelt und auch vielfach einzeln abgedruckt, in England und Frankreich. S. verm. Schriften: Weg zum Wohlstand.

ein Drittheil des Gewinns von ihm erhalten solle. Er war ein Mann von Kenntnissen, aber sehr unerfahren im Rechnungswesen; wenn ich daher auch manchmal Geldsendungen von ihm erhielt, so konnte ich doch nie zu einer Abrechnung gelangen. Nach seinem Tode aber ward das Geschäft von seiner Witwe, einer geborenen Holländerin, mit der größten Ordnung und mit gutem Erfolg fortgesetzt, so daß ich jetzt nicht allein Geld, sondern auch die bestimmtesten Abrechnungen erhielt. Wie gut wäre es, wenn wir unsere Mädchen auch im Rechnungswesen unterrichten ließen; davon würden nicht nur die Witwen, sondern auch ihre Kinder und Angehörigen wahrlich mehr Gewinn haben, als von Musik und Tanz.

1734 trat ein junger Presbyterianischer Prediger mit so großem Erfolge unter uns auf, daß eine große Menge aus den verschiedensten Sekten ihn gleich sehr bewunderte. Auch ich gehörte bald zu seinen beständigen Zuhörern, weil mir seine mehr moralischen als dogmatischen Predigten sehr gefielen. Er fand jedoch unter den Orthodoxen auch seine entschiedenen Gegner; es bildeten sich Parteiungen und ich ward sein warmer Vertheidiger, und schrieb auch im folgenden Jahre meh-

rere Aufsätze für ihn, die damals eifrig gelesen wurden. Unglücklicher Weise ward es entdeckt, daß seine Predigten nicht von ihm selbst verfaßt, sondern aus verschiedenen Büchern entlehnt waren. Das veranlaßte Viele, sich von ihm zu trennen; ich blieb ihm aber treu, weil ich es billigte, daß er uns lieber gute Predigten von Anderen vortragen wollte, als schlechte von ihm selbst; obgleich unsere gewöhnlichen Prediger das Letztere zu thun pflegten. Indeß seine Gegner gewannen durch diesen Umstand den Sieg; er verließ uns, anderswo sein Glück zu versuchen, und ich ging seitdem nicht wieder in unsere Versammlungen, obgleich ich noch viele Jahre hindurch meinen Beitrag zur Besoldung der Prediger zahlte.

Schon 1733 hatte ich angefangen, Sprachen zu studiren. Im Französischen brachte ich's bald so weit, die in dieser Sprache geschriebenen Bücher mit Leichtigkeit lesen zu können. Dann nahm ich das Italienische vor, zugleich mit einem Bekannten von mir, der mich oft zum Schachspielen besuchte. Ich kam mit diesem überein, der Sieger im Schach solle befugt sein, dem Besiegten eine Sprachübung aufzugeben, und bis diese Aufgabe gelös't war, durften wir nicht wieder spie-

len. So spielten und schlugen wir uns in die italienische Sprache hinein. Später erlangte ich auch, mit nicht bedeutender Anstrengung, so viele Kenntniß des Spanischen, daß ich es lesen und verstehen konnte. Als ich darauf ein lateinisches Testament zur Hand nahm, war ich verwundert, so viel davon zu verstehen, obgleich ich als Knabe nur ein Jahr Unterricht darin genossen hatte. Ich studirte nun auch diese todte Sprache, was mir um so leichter ward, da mir die lebendigen den Weg gebahnt hatten. Ich schloß daraus, daß unsere gewöhnliche Unterrichtsweise, mit dem Lateinischen anzufangen, nicht die richtige sei. Zwar kommt man, wenn der Gipfel einmal erklommen ist, gemächlicher durch die Stufen hinab; aber gewiß ist der Gipfel leichter zu ersteigen, wenn man mit der untersten Stufe beginnt. Wie viele Menschen geben nach einigen Jahren das Studium des Lateinischen wieder auf, ohne jemals große Fortschritte darin gemacht zu haben! Was sie erlernten, ist ihnen fast nutzlos, und die schöne Zeit ist verloren. Wäre es nicht besser, sie hätten mit dem Französischen begonnen, um dann zum Italienischen und Lateinischen fortzuschreiten? Wenn sie dann auch das Sprachstudium liegen

ließen, und vielleicht nie bis zum Latein gelangten, so würden sie doch eine oder zwei andere Sprachen erlernt haben, die ihnen für's Leben sehr nützlich werden könnten.

Nach einer zehnjährigen Abwesenheit von Boston erlaubten mir jetzt endlich meine Umstände, eine Reise dahin zu machen, um meine Verwandten zu besuchen. Auf der Rückreise besuchte ich auch meinen Bruder James in New-Port, wo er als Buchdrucker lebte. Unser früherer Zwist war vergessen, unser Wiedersehen herzlich und liebevoll. Er war aber sehr schwach, und bat mich, falls er, wie er befürchtete, bald sterben solle, seinen damals zehn Jahr alten Sohn zu mir zu nehmen. So geschah es; ich ließ den Knaben erst in die Schule gehen und dann in meiner Druckerei lernen. Die Mutter führte mittlerweile das Geschäft fort, bis ihr Sohn erwachsen war, und, von mir mit einem Sortiment neuer Lettern versehen, demselben vorstehen konnte. So entschädigte ich meinen Bruder reichlich für die durch meine frühere Trennung verlorene Dienstzeit.

Im Jahre 1736 verlor ich durch die Blattern einen meiner Söhne, einen hübschen Jungen

von vier Jahren. Lange schmerzte mich der Verlust, und noch schmerzt es mich, daß ich den Knaben nicht inoculiren ließ.

Unser Klub, die Junta, ward so nützlich gefunden, und gereichte den Mitgliedern so sehr zur Zufriedenheit, daß mehrere den Wunsch hegten, ihre Freunde einzuführen; das konnte jedoch nicht angehen, ohne die einmal festgesetzte Zahl zwölf zu überschreiten. Wir hatten es von Anfang an zum Gesetz gemacht, unsere Stiftung geheim zu halten, was ziemlich treu gehalten ward; die Absicht dabei war: das Begehren der Aufnahme von solchen Leuten zu vermeiden, die wir für unpassend hielten, und denen wir doch einen solchen Wunsch nicht füglich abschlagen könnten. Ich war gegen alle Erweiterung der ursprünglichen Zahl, machte aber den schriftlichen Vorschlag, daß jedes Mitglied sich bestreben solle, einen untergeordneten Klub zu bilden, mit denselben Regeln, aber ohne Kenntniß von dem Zusammenhange mit der Junta. Die von mir hervorgehobenen Vortheile waren: die Besserung einer größern Anzahl junger Bürger durch die Anwendung unserer Vorschriften; unsere bessere Bekanntschaft mit den Gesinnungen der Einwohner über irgend einen Fall,

indem das Mitglied der Junta die von uns beliebten Fragen vorlegen, und uns von dem, was in dem getrennten Klub vorginge, Bericht erstatten solle; die Förderung unserer besonderen Interessen in Geschäften, durch ausgedehntere Empfehlungen, und endlich die Zunahme unseres Einflusses in öffentlichen Angelegenheiten, und unserer Fähigkeit, Gutes zu thun, indem wir durch die verschiedenen Klubs die Gesinnungen der Junta verbreiten konnten. Der Plan ward gebilligt und Jeder von uns unternahm die Bildung eines besondern Klubs; allein nicht Allen wollte es gelingen. Die wirklich zu Stande gebrachten neuen Verbindungen erhielten eigene Namen, waren sich selbst von Nutzen, und verschafften uns nicht nur manches Vergnügen und manche Belehrung, sondern auch bei einzelnen Gelegenheiten, von denen später noch die Rede sein wird, bedeutenden Einfluß auf das Publikum.

In demselben Jahre (1736) ward ich zum Sekretär der General-Versammlung erwählt. Es war dies meine erste Ernennung und sie geschah ohne Opposition. Als ich aber für das folgende Jahr wieder vorgeschlagen ward, hielt eins der Mitglieder zu Gunsten eines anderen Kandi-

daten eine lange Rede gegen mich. Ich ward jedoch wieder gewählt, was mir nicht allein der Besoldung wegen sehr lieb war, sondern auch, und vorzüglich der Gelegenheit wegen, unter den Mitgliedern ein Interesse für mich aufrecht zu erhalten, wodurch mir der Druck aller Geschäftssachen gesichert ward, was im Ganzen sehr vortheilhaft für mich war. Deßhalb gefiel mir die Opposition bei der letzten Wahl gar nicht. Jenes Mitglied war ein Mann von Vermögen und Erziehung, dessen ausgezeichnete Talente auf seinen künftigen Einfluß schließen ließen. Durch Unterthänigkeit um seine Gunst werben, das konnte ich nicht; deßhalb wählte ich einen andern Weg. In seiner Bibliothek war, wie ich erfahren hatte, ein gewisses, sehr seltenes Buch; ich bat ihn schriftlich um die Gefälligkeit, mir dieses Buch, welches ich sehr zu lesen wünschte, auf einige Tage zu leihen. Ich erhielt es augenblicklich, und sandte es nach etwa acht Tagen zurück, indem ich, wieder schriftlich, in gewählten Ausdrücken den hohen Grad meiner Dankbarkeit für jene Gefälligkeit zu erkennen gab. Als wir uns in der nächsten Versammlung sahen, redete er mich an (was er früher nie gethan) und zwar

sehr höflich. Und von der Zeit an bezeigte er mir bei allen Gelegenheiten seine Bereitwilligkeit, mir zu dienen, so daß wir bald Freunde wurden, und es bis zu seinem Tode blieben. Ein neuer Beweis für die Wahrheit des alten Sprüchworts: »Wer dir einmal eine Gefälligkeit erwies, wird zu einer zweiten bereitwilliger sein, als ein Anderer, dem du einen Dienst geleistet hast.« Und man kann daraus ersehen, wie viel klüger es ist, Zwistigkeiten zu beseitigen, als sie zu erwiedern und fortzusetzen.

Colonel Spotswood, damaliger General-Postmeister, war unzufrieden mit seinem Stellvertreter in Philadelphia, und trug 1737 mir diesen Posten an. Der Gehalt war unbedeutend; dennoch war mir die Stelle sehr willkommen, denn sie erleichterte mir die Korrespondenz zur Verbesserung meiner Zeitung, so daß die Anzahl der Abnehmer und der Inseraten so sehr zunahm, daß mir ein bedeutendes Einkommen dadurch gesichert ward, während die ältere Zeitung meines Nebenbuhlers verhältnißmäßig weniger eintrug.

Ich fing jetzt an, mich mehr mit öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen, doch zuerst nur mit untergeordneten Gegenständen. Die Nacht-

wache z. B. schien mir einer neuen Einrichtung bedürftig. Sie ward, unter Leitung der Vögte der verschiedenen Stadtviertel, von den Hauseignern verrichtet; allein diejenigen, welche keine Lust dazu hatten, konnten sich für sechs Schilling Sterling jährlich frei kaufen. Auf diese Weise erhielt der Viertelsvogt weit mehr Geld, als er zur Besoldung der bedungenen Wächter gebrauchte, und nahm eben deßhalb oft solches Gesindel zu Wächtern, daß ehrliche Hauseigner sich der Gemeinschaft mit ihnen schämen mußten, und der Dienst sehr unordentlich versehen ward. Ich schrieb deßhalb einen Aufsatz für die Junta, worin ich diese Unordnung darstellte, und besonders die Unbilligkeit der sechs Schillings-Taxe darthat, indem die ärmste Witwe eben so viel entrichten mußte, als der reichste Kaufmann, wenn beide Hauseigener waren. Schließlich machte ich den Vorschlag, eine ganz neue Einrichtung zu treffen, und tüchtige Leute als Wächter eigends anzustellen. Mein Vorschlag ward mit Hülfe der verschiedenen Klubs verbreitet, das Volk ward allmälig darauf vorbereitet, und nach ein paar Jahren hatten wir ein neues Gesetz.

Um dieselbe Zeit ungefähr schrieb ich einen

Aufsatz über die Mittel zur Verminderung der Feuersgefahr. Meine Vorschläge wurden nützlich gefunden, und es gelang uns leicht, eine Feuerlöschungs-Gesellschaft zu begründen. Bald folgten mehrere ähnliche Gesellschaften, die alle eifrig ihr Ziel verfolgten, und jetzt, da ich dieses schreibe, ist wol schwerlich eine Stadt in der Welt besser in dieser Hinsicht versorgt, als Philadelphia.

Meine Geschäfte vermehrten und verbesserten sich jetzt fortwährend; besonders meine Zeitung, die einzige in dieser und den benachbarten Provinzen, trug mir viel ein, und ich erfuhr die Wahrheit der Bemerkung, daß man nach dem Erwerb der ersten hundert Thaler weit leichter zum zweiten Hundert gelangt. —

Das Gedeihen der erwähnten Druckerei in Carolina veranlaßte mich, auf ähnliche Bedingungen in verschiedenen Kolonien neue Etablissements zu errichten, die meistens einen so guten Fortgang hatten, daß meine Compagnons, die alle bei mir in der Lehre gewesen, nach sechs Jahren im Stande waren, mir meinen Antheil abzukaufen und das Geschäft für sich allein zu betreiben. Auch war ich so glücklich, mit keinem meiner Compagnons in Zank zu gerathen, was

ich wol vorzüglich der Genauigkeit und Deutlichkeit zu danken habe, mit welcher alle gegenseitigen Verpflichtungen und Rechte in unsern Contracten ausgesprochen waren; eine Vorsicht, welche ich allen denjenigen nicht genug empfehlen kann, die sich in Compagnie-Geschäfte einlassen wollen.

Obgleich ich im Allgemeinen alle Ursache hatte, mit meiner Ansiedlung in Pensylvanien zufrieden zu sein, so fand sich doch auch Einiges, das ich ungern vermißte. Wir hatten z. B. keine Vertheidigungs-Anstalten, keine Miliz. Spanien führte schon mehrere Jahre Krieg gegen Großbritannien, verbündete sich jetzt mit Frankreich und brachte uns dadurch in nicht geringe Gefahr. Die ausdauerndsten Bemühungen unsers Gouverneurs Thomas, von der Quäker-Versammlung ein Miliz-Gesetz zu erlangen, waren vergeblich gewesen. Ich machte daher den Vorschlag, zu versuchen, was durch freiwillige Subscription des Volks auszurichten wäre, und publicirte zu diesem Ende, unter dem Titel: Schlichte Wahrheit, eine kleine Flugschrift, in welcher ich mit starken Farben die Hülflosigkeit unserer Lage und die Nothwendigkeit zweckmäßiger Vertheidigungsmaßregeln darstellte. Die Schrift that schnelle

und auffallende Wirkung, und in einer, ein paar Tage darauf gehaltenen, allgemeinen Versammlung der Bürger verpflichteten sich durch ihre Unterschrift über zwölf hundert Männer zum freiwilligen Militärdienst; eine Zahl, die durch fernere Verbreitung meiner gedruckten Aufforderungen bald auf zehn Tausend stieg. Alle versorgten sich sobald als möglich mit Waffen, theilten sich in Compagnien und Regimenter, wählten ihre eigenen Offiziere und versammelten sich jede Woche zur Uebung im Dienst. Das Regiment Philadelphia wählte mich zum Colonel; ich hielt mich aber nicht für fähig dazu, und schlug den Herrn Lawrence vor, der auch angenommen ward. Darauf proponirte ich eine Lotterie, um die Kosten zur Errichtung einer Batterie zu bestreiten, die auch bald in's Werk gerichtet und mit Kanonen versehen ward, welche wir uns größtentheils vom Gouverneur Clinton in New-York erborgten. Auf dieser Batterie ward während des ganzen Krieges jede Nacht Wache gehalten, wobei auch ich regelmäßig als gemeiner Soldat den Dienst versah.

Die Stimmung unter den Quäkern war in Betreff dieser Maßregeln verschieden, und man

wollte mich befürchten machen, ich könne durch meinen Eifer dafür leicht meinen Einfluß unter ihnen und meine Stelle als Sekretär der Versammlung verlieren. Indeß ward ich zur letzteren einstimmig wieder erwählt, und es gelang mir sogar, die Versammlung zu bewegen, eine Summe zur Erbauung einer Batterie zu bewilligen, obgleich die Quäker die Majorität bildeten. — Einer von ihnen, der gelehrte Herr Logan, schrieb darauf eine Flugschrift, worin er den Vertheidigungskrieg billigte, und die große Mehrzahl der Quäker schien seine Ansichten zu theilen; sie konnten sich jedoch nicht entschließen, eine Beisteuer ausdrücklich zum Kriege zu bewilligen, und wählten daher in solchen Fällen gewöhnlich den Ausdruck: »zum Gebrauch für den König.« Wenn das bei indirecten Anforderungen nicht passend schien, ersannen sie eine andere Ausflucht, und bewilligten z. B. eine gewisse Summe für Waizen und andere Körner (womit Pulver gemeint war). Deßhalb sagte ich, bei Gelegenheit der obigen Verhandlung, zu einem Freunde: »Wenn sie uns kein Geld zur Batterie bewilligen wollen, so müssen wir eine Summe zu einer Feuermaschine (Feuersprütze) begehren. Das erhalten

wir gewiß, und dann kaufen wir eine große Kanone, die ja auch eine Feuersprütze genannt werden kann.« Mein Freund, der Quäker, meinte, ich hätte, durch die häufigen Verhandlungen, ihre Art und Weise gut gelernt. Allein die Verlegenheiten, in welche sie öfter dadurch gerathen mußten, gefielen ihnen doch auf die Länge nicht, so daß sie es später vorzogen, sich von allen öffentlichen Verhandlungen und Geschäften zurückzuziehen.

Schon 1742 hatte ich einen besser heizenden Ofen erfunden, und das Modell meinem Freunde Grace geschenkt, welcher die eisernen Platten goß, und bald Nutzen davon zog, da der Absatz zunahm. Dies noch zu vermehren, publicirte ich eine Beschreibung meiner neuen Erfindung, die so guten Eindruck machte, daß der Gouverneur Thomas mir ein Patent für das alleinige Verkaufsrecht anbot. Ich schlug das aber aus, weil es immer mein Grundsatz war, daß wir, des Vortheils wegen, den die Erfindungen Anderer uns gewähren, jede Gelegenheit, durch eine eigene Erfindung ihnen wieder zu dienen, freudig und freigebig ergreifen sollten. — Durch meine neuen Oefen ist in Pensylvanien

und den Nachbarstaaten viel Holz erspart worden *).

Nachdem der Friede geschlossen war, ergriff ich wieder den schon früher gehegten Plan, eine Akademie zu errichten, denn zu den Gegenständen, welche ich in Pensylvanien ungern vermißte, gehörte auch eine gute Jugend-Erziehung. Um die Gemüther im Voraus günstig zu stimmen, wandte ich mich zunächst an die Junta, und schrieb dann: »Vorschläge in Betreff der Erziehung der Jugend in Pensylvanien«, ein Werkchen, das ich gratis unter die angesehensten Einwohner vertheilte. Als ich darauf die Subscription zur Errichtung und Erhaltung einer Akademie eröffnete, ward in kurzer Zeit, wenn ich mich recht erinnere, die bedeutende Summe von 5000 Pf. Sterl. gezeichnet. Doch, meinem früher erwähnten Grundsatze getreu, mich nicht als den Urheber irgend eines gemeinnützigen Planes zu nennen, waren die Vorschläge nicht als von mir, sondern als von einem gewissen, für das öffent-

---

*) Es sind die allgemein bekannten Windöfen, welche noch jetzt in Wien und in Frankreich Franklin's genannt werden. A. d. Ueb.

liche Wohl begeisterten, Herrn ausgehend dargestellt. Sofort wurden Vorsteher ernannt, Gesetze entworfen und unterschrieben, ein Haus ward gemiethet, Lehrer wurden engagirt und, ich glaube, noch in demselben Jahre 1749 ward die Schule eröffnet. Allein die Zahl der Schüler nahm bald so sehr zu, daß es an Raum fehlte. Es gelang mir, zu einem billigen Preise ein großes Gebäude zu kaufen, das früher zum allgemeinen Gottesdienste bestimmt war. Hier wurden unter meiner Leitung die nöthigen Scheidewände etc. aufgeführt, und die Schule hatte nun Platz genug. Später wurden die Fonds der Akademie durch Schenkungen mancher Art bedeutend vermehrt, und so entstand die gegenwärtige Universität von Philadelphia. Ich bin von Anfang an (jetzt beinahe vierzig Jahre) einer der Vorsteher dieses Instituts gewesen, und habe die große Freude gehabt, eine nicht geringe Zahl von Jünglingen daraus hervorgehen zu sehen, welche durch ihre dort erlangten Kenntnisse und Fähigkeiten dem Vaterlande Nutzen und Ehre brachten. —

Ich konnte mich der Begründung dieser Anstalt um so eifriger hingeben, da ich mich zuvor mit einem Herrn David Hall associirt hatte,

der alle meine Druckereigeschäfte mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit besorgte, und achtzehn Jahre lang mein Compagnon blieb. Dieser Umstand ließ mich auch hoffen, mich von jetzt an mit voller Muße den philosophischen Studien widmen zu können, und um so mehr, da ich mir bereits ein ziemliches Vermögen erworben hatte. Ich kaufte deßhalb einen sehr vollständigen elektrischen Apparat und experimentirte sehr emsig. Allein auch der Staat machte sich meine Muße zu Nutzen, und fast in jedem Zweige der öffentlichen Verwaltung ward mir irgend eine Pflicht aufgelegt. Der Gouverneur berief mich in's Friedensgericht, das städtische Collegium ernannte mich zum Rath und bald darauf zum Alderman, und die Bürger erwählten mich zu ihrem Repräsentanten bei der Volksversammlung. Diese letzte Wahl war mir sehr angenehm, theils weil das stille Amt des Sekretärs bei den, ohnehin oft trockenen, Versammlungen mich sehr langweilte, theils auch, weil ich auf diese Art mehr Gutes wirken zu können glaubte. Ich will jedoch nicht leugnen, daß auch mein Ehrgeiz durch alle die Ernennungen sich geschmeichelt fühlte, um so mehr, wenn ich den niedrigen Anfang meiner

Laufbahn bedachte, und besonders, weil sie gänzlich ungesucht, und lauter Beweise der öffentlichen guten Meinung von mir waren. Mein Amt im Friedensgericht legte ich bald nieder, mit der Entschuldigung, daß meine höhern Pflichten als Gesetzgeber in der Volksversammlung mich zu sehr in Anspruch nähmen; in der That aber fand ich, daß ich nicht Rechtskenntnisse genug besaß, um mir auf diesem Posten das Vertrauen zu erhalten. Ohne je das Geringste zu thun, um mir auch nur eines Wählers Stimme zu verschaffen, und selbst ohne den Wunsch zu äußern, wieder gewählt zu werden, geschah letzteres doch zehn Jahre nach einander, und als ich meinen Sitz im Hause der Repräsentanten einnahm, ward mein Sohn zum Sekretär ernannt.

Im folgenden Jahre erwählte mich das Haus zum Mitgliede einer Commission, welche, auf den Antrag des Gouverneurs, in Carlisle mit den Indianern unterhandeln sollte. — Wir begaben uns dahin, und der beabsichtigte Vertrag ward zu gegenseitiger Zufriedenheit abgeschlossen.

Im Jahre 1751 faßte einer meiner Freunde, Dr. Thomas Bond, den Plan, in Philadelphia ein Hospital zu errichten, für die Verpflegung

und Heilung armer Kranker des In- und Auslandes. Er bemühte sich mit vielem Eifer, die dazu erforderliche Summe durch Subscription zu sammeln, kam aber nach Verlauf einiger Zeit zu mir, mit der Bemerkung, er habe gefunden, daß es ein Ding der Unmöglichkeit sei, einen, das Gemeinwohl bezielenden Plan ohne meine Hülfe durchzuführen; denn die meisten der von ihm zur Subscription Aufgeforderten hätten ihn gefragt: »Habt Ihr Franklin zu Rath gezogen? Und was hält der davon?« Und auf Verneinung der ersten Frage hätten sie es erst bedenken wollen und — nicht subscribirt. Er forderte mich deßhalb auf, die Sache zu unterstützen, was ich gern versprach, nachdem ich mich von der Vortrefflichkeit seines Planes und dem großen Nutzen eines solchen Instituts überzeugt hatte. Ich bereitete dann, wie gewöhnlich, durch einige Aufsätze in meiner Zeitung die Sache vor; allein das Unternehmen war zu kostspielig, um von der Stadt allein ausgeführt zu werden. Ich wandte mich daher mit einem Gesuch um Beihülfe an die Volksversammlung, und es gelang mir, obschon nicht ohne Mühe und etwas List, dieselbe zu bewegen, die Summe von 2000 Pf. Sterl. zu

diesem Zwecke zu bewilligen, wenn eine eben so große Summe durch freiwillige Subscription der Bürger zusammengebracht wäre; und so hatten wir die Freude, den Plan zur Ausführung zu bringen. Bald war ein zweckmäßiges und schönes Gebäude errichtet, und das ganze Institut hat fortwährend seinen Nutzen bewährt und besteht noch jetzt. Ungefähr um dieselbe Zeit kam ein anderer Herr zu mir (Gilbert Tennent), mit der Bitte, ich möge ihm behülflich sein, Subscribenten zu sammeln zur Errichtung eines neuen Gebäudes für die religiösen Zusammenkünfte einer Gemeinde, die er aus den Presbyterianern sich erlesen hatte. Ich lehnte es ab, weil ich meine Mitbürger nicht durch allzuhäufige Ansprache belästigen mochte. Darauf bat er um eine Liste derjenigen Personen, die nach meiner Erfahrung freigebig wären und sich für das öffentliche Wohl interessirten. Auch das schlug ich ab, weil es nach meiner Ansicht unpassend gewesen wäre, die freundliche Gewährung meiner Bitten damit zu vergelten, daß ich ihnen auch andere Bittende in's Haus schickte. Endlich bat er, ich möge ihm doch wenigstens meinen Rath ertheilen. »Das will ich gern«, erwiederte ich, »und mein Rath ist: Wenden

Sie sich zuerst an Alle, von denen Sie gewiß sind, etwas zu erhalten; dann an diejenigen, deren Bewilligung Ihnen zweifelhaft ist, und diesen zeigen Sie die Liste derer, welche bereits gegeben haben; und endlich übergehen Sie auch diejenigen nicht, von denen Sie gewiß glauben, nichts zu erhalten, denn in Einem oder dem Andern könnten Sie sich doch geirrt haben.« Er lachte und dankte — und er erhielt wirklich eine größere Summe, als er erwartet hatte, womit er das große schöne Versammlungshaus in Arch-Street erbaute.

Bald darauf bewog ich auf ähnliche Weise die Anwohner des großen Marktplatzes, denselben pflastern und dann auch dieses Pflaster rein halten zu lassen; bis dahin war nämlich das regelmäßig und schön gebaute Philadelphia gar nicht gepflastert. Als aber der Anfang mit dem Markte gemacht war, leuchtete der große Vortheil so sehr ein, daß bald beschlossen ward, auch alle Straßen so zu verbessern.

Der General-Postmeister von Amerika hatte sich eine Zeitlang meiner bedient, um die verschiedenen Aemter zu controliren und zu reguliren. Als er 1753 starb, ward ich in Ver-

bindung mit Herrn W. Hunter, durch den General-Postmeister in England, zu seinem Nachfolger ernannt. Das Amerikanische Postamt hatte bis dahin dem Großbritannischen nie etwas bezahlt. Wir sollten zusammen jährlich 600 Pf. Sterling erhalten, wenn wir aus der Einnahme der Post so viel herausbringen könnten. Dazu bedurfte es mehrer wesentlicher und kostspieliger Verbesserungen, so daß wir in den ersten vier Jahren über 900 Pf. Sterl. beim Postamt zu fordern hatten. Allein bald machten sich unsere Verbesserungen bezahlt, und nach einigen Jahren brachten wir die Einnahme zu einer solchen Höhe, daß wir der Krone dreimal so viel auszahlen konnten, als das Post-Amt von Irland. Meine Geschäfte in diesem Zweige veranlaßten mich zu einer Reise nach New-England, wo die Akademie von Cambridge aus eigenem Antriebe mich zum Magister (master of arts) ernannte, eine Ehre, die mir schon früher von Connecticut ertheilt worden war, und die ich, ohne je auf einer Akademie studirt zu haben, meinen Verbesserungen und Entdeckungen in der Elektricitätslehre verdankte.

Furcht vor einem Kriege mit Frankreich ver-

anlaßte 1754 neue Maßregeln. Der Gouverneur Hamilton benachrichtete das Haus der Repräsentanten von dem Beschlusse, Commissionäre zu einem Congresse nach Albany zu senden, um dort einen Vertrag mit den sechs Nationen der Indianer zu schließen, und bat, diese Commissionäre mit passenden Geschenken für die Indianer zu versehen. Das Haus ernannte den Herrn Norris und mich zu Commissionären für Pensylvanien, und bewilligte die Geschenke, obgleich es die Unterhandlung außerhalb der Provinz nicht gern sah. Wir begaben uns im Juni nach Albany. Unterwegs entwarf ich den Plan zu einer Vereinigung aller Provinzen unter eine Regierung, in soweit die Vertheidigung und andere allgemeine Interessen von Wichtigkeit die Einheit nothwendig machten. Das günstige Urtheil ausgezeichneter Männer bewog mich, diesen Plan dem Congreß vorzulegen, wo sich's ergab, daß mehrere der Commissionärs ähnliche Plane entworfen hatten. Zuerst ward nun die Frage gestellt: ob überhaupt die Provinzen vereinigt werden sollten? und diese Frage ward einstimmig bejaht. Dann ward ein Ausschuß ernannt, um die verschiedenen Plane zu prüfen.

Der meinige erhielt den Vorzug, ward mit wenigen Abänderungen dem Congreß vorgelegt, und nach vielen Debatten auch hier einstimmig angenommen und den Repräsentanten der verschiedenen Provinzen, wie auch der Handelskammer vorgelegt. Allein hier fand derselbe keinen Beifall; in den Repräsentanten-Häusern fand man ihn zu monarchisch, in England zu demokratisch. Die Handelskammer fand ihn auch weder annehmlich, noch empfehlungswerth, und entwarf deßhalb einen neuen Plan. Ich glaube, daß der meinige die rechte Mittelstraße hielt und eben daher keiner Partei gefiel. Durch die Annahme desselben hätte ohne Zweifel viel Unheil verhütet werden können; allein die Geschichte ist voll von den Irrthümern der Staaten und Fürsten. »Seht umher in der bewohnten Welt; wie wenige kennen ihr eigenes Beste, oder verfolgen es, selbst wenn sie's kennen!« — Die Regierenden haben so viele Geschäfte unter den Händen, daß sie gewöhnlich sich nicht die Mühe geben mögen, neue Plane zu erwägen oder auszuführen. Die besten öffentlichen Maßregeln werden daher selten aus vorausberechnender Weisheit angenommen, sondern durch die Gelegenheit erzwungen.

In demselben Jahre traf ich in New=York unsern neuen Gouverneur, den Herrn Morris, der eben aus England kam, und mit dem ich schon früher genau bekannt gewesen war. Er fragte mich, ob er sich auf eine eben so unangenehme Verwaltung gefaßt machen müßte, als die seines Vorgängers gewesen wäre, welcher, der ewigen Streitigkeiten müde, seinen Abschied genommen hatte. Ich erwiederte, er könne im Gegentheil einer sehr angenehmen Verwaltung entgegensehen, wenn er nur den Streit mit den Repräsentanten vermeiden wolle. »Lieber Freund«, entgegnete er, »wie können Sie mir solchen Rath ertheilen, Sie wissen ja, daß Disputiren mein größtes Vergnügen ist; doch, um Ihnen Achtung vor Ihrem Rath zu beweisen, verspreche ich, demselben, wo möglich, nachzuleben.« Wir trennten uns; er ging nach Philadelphia, ich nach Boston; doch schon auf meiner Rückreise erfuhr ich, daß er mit dem Hause in heißem Kampfe wäre; und dieser dauerte fort, so lange er die Verwaltung behielt. Auch ich ward vielfach in denselben verwickelt, denn sobald ich meinen Sitz in der Versammlung wieder eingenommen hatte, ward ich in jeden Ausschuß gewählt, der mit der Beantwortung

seiner Reden und Botschaften beauftragt wurde, und von jedem ersucht, diese Antworten abzufassen. Diese sowohl als seine Reden waren oft beißend und zuweilen unziemlich kränkend, und da er wußte, daß ich sie für die Versammlung schrieb, so hätte man vermuthen sollen, daß wir, so oft wir uns begegneten, nicht abgeneigt gewesen wären, uns den Hals abzuschneiden. Allein er war ein so gutmüthiger Mann, daß dieser heftige Streit durchaus keine persönliche Uneinigkeit zur Folge hatte, und selbst unsern freundschaftlichen Umgang nicht störte.

Als der Krieg mit Frankreich begonnen hatte, beschloß die Regierung von Massachusets einen Angriff auf Crown Point, und sandte, sich Hülfe zu erbitten, Herrn Pownal nach New-York und Herrn Quincy nach Pensylvanien. Dieser, ein Landsmann von mir, bat mich, meinen Einfluß zu seinen Gunsten geltend zu machen; ich dictirte ihm seine Adresse, und ihm ward eine Summe von 10,000 Pf. Sterl. bewilligt; allein der Gouverneur verweigerte seine Genehmigung so hartnäckig, daß es Herrn Quincy unmöglich war, ihn umzustimmen. In dieser Verlegenheit rieth ich ihm, die Sache ohne den

Gouverneur abzumachen, indem nämlich das Haus der Repräsentanten (wozu es befugt war) die bewilligte Summe in Wechseln auf das Anleihe-Amt entnehme. Diese Wechsel sollten, wegen Mangel an Baarschaft, auf ein Jahr laufen und fünf Procent Zinsen tragen, so würde man ohne Hinderniß die erforderlichen Ankäufe damit bestellen können. Das Haus billigte den Plan, die Wechsel wurden sofort gedruckt, und durch die Interessen der sämmtlichen in Umlauf befindlichen Papiere des Anleihe-Amts, nebst dem Einkommen der Accise, garantirt, so daß dieselben nicht nur willig als Zahlung genommen, sondern selbst von den Capitalisten gesucht und bald sämmtlich aufgekauft wurden. So ward dieses wichtige Geschäft durch meine Vermittelung abgemacht; Herr Quincy stattete der Versammlung seinen Dank ab, reis'te sehr zufrieden mit dem Erfolg seiner Sendung nach Hause, und blieb mir auf immer in herzlicher Freundschaft zugethan.

Die britische Regierung, welche die Vereinigung der Kolonien, aus Besorgniß, sie möchten sich zu stark fühlen, nicht gewollt hatte, schickte jetzt zwei Regimenter regulärer englischer Truppen nach Amerika. Der Befehlshaber, General

Braddock, landete mit diesem Corps in Alexandria in Virginien, marschirte von dort nach Frederic Town in Maryland, und wartete hier, zur weitern Beförderung, auf Wagen. Unsere Repräsentanten, besorgt, er möge, mancher Vorfälle halber, eine nachtheilige Meinung von unserer Provinz gefaßt haben, sandten mich zu ihm, um ihn in diesem Falle umzustimmen, doch nicht als Abgesandter vom Hause, sondern als General-Postmeister sollte ich mich einführen, um die nöthigen Maßregeln zur Erleichterung der Communication zu verabreden. Ich blieb einige Tage bei ihm, speis'te täglich mit ihm, und hatte Gelegenheit genug, ihm, durch Erzählung dessen, was bereits geschehen war und was man noch zu thun beabsichtigte, die vorgefaßte nachtheilige Meinung von uns zu nehmen. Als ich abreisen wollte, kamen die nach Wagen ausgesandten Boten zurück, hatten aber nur fünf und zwanzig Wagen aufgetrieben. Der General erklärte die Expedition für unmöglich, und schalt auf die Unwissenheit der Minister, die ihn in ein von allen Mitteln entblößtes Land geschickt hätten. Ich äußerte mein Bedauern, daß er nicht in Pensylvanien gelandet sei, wo doch jeder Landmann sei-

nen Wagen habe. Diese Worte faßte er eifrig auf, und meinte, dann würde ich, als ein Mann von Einfluß, ihm gewiß die Wagen verschaffen können, deren er mindestens hundert und funfzig gebrauche. Ich fragte nach den Bedingungen, schloß einen Vertrag mit ihm ab, ließ ein Rundschreiben an alle Einwohner ergehen, verbürgte mich für die Erfüllung des Entschädigungs-Versprechens, und erhielt binnen zwei Wochen sämmtliche Wagen mit 259 Zugpferden. Im Lager erfuhr ich inzwischen vom Colonel Dunbar, daß es den Offizieren sehr schlecht gehe, weil sie nichts für Geld erhalten könnten, mithin an Allem Mangel leiden müßten. Auch hier gelang es mir, Rath zu schaffen; ich bewog den Ausschuß des Hauses, der über eine gewisse Summe verfügen konnte, die Anschaffung zu bewilligen, und die Offiziere wurden alsbald mit den fehlenden Bedürfnissen reichlich versehen. Der General war mir sehr dankbar, und bat mich dringend, auch bei der ferneren Verproviantirung ihnen meine Hülfe nicht zu entziehen. Ich kam auf diese Weise stark in Vorschuß, und ein Wechsel auf 1000 Pf. Sterl. kam glücklicherweise ein paar Tage vor des Generals Niederlage in seine Hände,

so daß mir diese Summe erstattet ward; was ich aber mehr zu fordern hatte, war und blieb für mich verloren. Diese Niederlage und die darauf folgende unaufhaltsame Flucht bis nach Philadelphia gaben unserer hohen Idee von der Vortrefflichkeit der regulären britischen Truppen den ersten Stoß, und ihre abscheulichen Mißhandlungen der unschuldigen Einwohner, während ihres ganzen Marsches, mußten natürlich die Folge haben, daß wir einen solchen Beistand nicht mehr für wünschenswerth halten konnten.

General Braddock, der bei jenem Unfall schwer verwundet ward, starb wenige Tage darauf, nachdem er über die ganze Sache nichts geäußert hatte, als, kurz vor seinem Ende, die Worte: »Wer hätte das gedacht? Wir werden uns aber ein andermal besser gegen sie zu benehmen wissen.«

Das ganze Sekretariat, bei welchem sich unter andern auch des Generals Briefe an das Ministerium befanden, durch die ich, der geleisteten wichtigen Dienste halber, sehr empfohlen ward, fiel den Franzosen in die Hände, und von meinen Dienstleistungen ward weiter keine Notiz genommen. — Sobald aber der Verlust der Wagen und Pferde allgemein bekannt ward, kamen

die Eigenthümer zu mir und verlangten ihre Entschädigung, für welche ich mich verbürgt hatte. Nur mit Mühe erlangte ich Aufschub, bis ich vom General Shirley, der die Zahlungen anweisen sollte, Antwort erhalten würde. Schon waren Manche ungeduldig, als ich, durch die Ernennung einer Untersuchungs-Commission, aus dieser bösen Lage befreit ward. Die Forderungen beliefen sich auf fast 20,000 Pf. Sterl., und ich wäre ruinirt gewesen, wenn der General nicht die Zahlung beordert hätte.

Die größere Gefahr des Krieges machte jetzt auch ernstere Maßregeln nothwendig, bei welchen ich fortwährend thätig war. So trug ich unter Anderm auch darauf an, eine freiwillige Miliz zu errichten, und schrieb, nachdem mein Vorschlag von den Repräsentanten gebilligt war, einen Dialog, worin ich alle erdenklichen Einwürfe gegen meinen Plan zusammenstellte und widerlegte. Diese Schrift war von bedeutender Wirksamkeit. Während die verschiedenen Corps in der Stadt und auf dem Lande eingeübt wurden, ersuchte mich der Gouverneur, mich an die nordwestliche, vom Feinde bedrohte, Grenze zu begeben, um dort Truppen-Corps zu bilden und eine Reihe fester

Plätze zu errichten. Ich übernahm dieses militärische Geschäft, obgleich ich an meiner Fähigkeit dazu zweifelte. Er gab mir Ernennungspatente für Offiziere, ohne Namen, um sie nach meinem Gutachten zu vertheilen. Bald hatte ich 560 Mann unter meinem Commando. Mein Sohn, der im letzten Kriege gegen Canada als Offizier gedient hatte, war mir als Aide de Camp von großem Nutzen. Da die Indianer das Herrnhutische Dorf Gnadenhut verbrannt und die Bewohner niedergemacht hatten, versammelte ich, um dorthin zu marschiren, die Compagnien in Bethlehem, dem Hauptorte dieses Völkchens, und war überrascht, denselben, trotz der friedlichen Gesinnungen der Bewohner, in dem besten Vertheidigungszustande zu finden. Darauf sandte ich zwei Abtheilungen mit den erforderlichen Werkzeugen an bestimmte Orte, um daselbst Forts zu errichten, und begab mich selbst in gleicher Absicht mit der dritten Abtheilung nach Gnadenhut. Hier war unser erstes Geschäft, die nur nothdürftig verscharrten Leichname zu bestatten; dann gingen wir mit unsern Aexten rasch an's Werk, und obgleich es heftig regnete, hatten wir in acht Tagen 455 einen Fuß dicke und 18 Fuß

lange Pallisaden fertig gehauen und aufgepflanzt, und innerhalb derselben ein 6 Fuß hohes Gerüst aufgeführt, um von demselben durch Schießscharten auf die Angreifenden herabschießen zu können. So war unser Fort vollendet, und, wie erbärmlich es auch war, sicherte es uns doch hinlänglich gegen die Indianer, die keine Kanonen besaßen, so daß wir es nun wagen durften, von hier aus die Gegend zu durchstreifen; allein wir stießen nirgends auf einen Feind; dieser hatte uns aus seinen Verstecken beobachtet, und unsere Anzahl zu beträchtlich gefunden, um sich mit uns messen zu können.

Unser Feldprediger, ein eifriger Presbyterianer, beklagte sich bei mir, daß die Leute so wenig dem Gottesdienst beiwohnten. Ich rieth ihm, falls das mit seiner Würde sich vertrage, die Austheilung des Rums, der den Soldaten zweimal täglich gereicht ward, zu übernehmen, und dies Geschäft gleich nach Beendigung des Gottesdienstes vorzunehmen. Er ging darauf ein, und nie wurden Predigten regelmäßiger besucht, als die seinigen. Diese Maßregel schien mir daher zweckmäßiger, als den Soldaten wegen Versäumniß des Gottesdienstes Strafen zu dictiren.

Kaum hatte ich meinen Auftrag so weit vollzogen, als ich einen Brief vom Gouverneur erhielt, worin er mir anzeigte, er habe eine Versammlung der Repräsentanten berufen, und wünsche, daß ich bei derselben zugegen sein möge, wenn die Geschäfte an der Grenze meinen längern Aufenthalt nicht durchaus nothwendig machten. Ich ernannte daher den Colonel Clapham, der aus New-England zum Besuch gekommen und ein im indianischen Kriege erfahrener Offizier war, zu meinem Nachfolger, und trat sogleich die Rückreise an, mußte mich jedoch in Bethlehem ein paar Tage aufhalten, um mich von den Fatiguen dieser Expedition zu erholen.

Bei meiner Rückkehr nach Philadelphia fand ich die Organisirung der Miliz bedeutend vorgerückt; sämmtliche Einwohner, welche nicht Quäker waren, hatten sich in Compagnien gebildet und ihre Offiziere gewählt, und die sämmtlichen Offiziere wählten mich jetzt abermals zum Colonel des Regiments, das 1200 Mann stark war, außer einer Compagnie Artillerie mit sechs metallenen Feldstücken, mit welchen sich die Leute so gut eingeübt hatten, daß sie zwölfmal in der Minute feuern konnten. Als ich zum erstenmal

mein Regiment gemustert hatte, ward ich bis zu meinem Hause begleitet und daselbst durch einige Salven begrüßt, wodurch ich mehrere Gläser meines elektrischen Apparats einbüßte. Und nicht viel weniger zerbrechlich, als diese, zeigte sich meine neue Würde, denn bald darauf wurden, durch eine Widerrufung des Gesetzes von England aus, alle unsere Ernennungen aufgehoben.

In der literarischen Welt war ich im Laufe dieser letzten Jahre auch bekannter geworden. Im Jahre 1746 hatte ich in Boston bei einem Dr. Spence aus Schottland mehrere elektrische Experimente gesehen, die mir eben so neu als interessant waren. Als ich nach Philadelphia zurückgekehrt war, erhielt unsere Bibliothek, als Geschenk von Herrn Collinson in London, eine Glasröhre mit einigen Nachrichten über den Gebrauch derselben beim Experimentiren. Ich versuchte jetzt nachzumachen, was ich in Boston gesehen hatte, und erfand bald mehrere neue Experimente, die in Philadelphia großes Erstaunen erregten, und wovon ich dem Herrn Collinson, aus Dankbarkeit für sein Geschenk, Bericht erstattete. Er legte diesen der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften vor, wo aber wenig No=

tiz davon genommen ward. Allein der Dr. Fothergill, der auch meine Papiere in die Hand bekam, meinte, sie wären wohl der Beachtung und des Druckes werth. Collinson ließ sie darauf durch einen Herrn Cave in einer besondern Broschüre publiciren, mit einem Vorwort von Dr. Fothergill.

Auch jetzt noch blieben sie in England unbeachtet. Buffon aber besorgte eine Uebersetzung derselben ins Französische, welche in Paris gedruckt ward — zum großen Verdruß des Abbé Nollet, der eben eine Theorie der Elektricität herausgegeben hatte, die mit meinen Bemerkungen nicht wohl in Einklang zu bringen war. Anfangs hielt er die ganze Sache für eine, ihm zum Aerger ersonnene, Erdichtung; als er aber erfuhr, daß wirklich ein solcher Franklin in Amerika lebe, schrieb er einen Band Briefe, an mich adressirt, worin seine Theorie vertheidigt und die Wahrheit meiner Experimente geläugnet ward. Ich war erst Willens, dagegen zu schreiben, bedachte aber, daß die Wahrheit sich schon selbst durchfechten und es daher besser sein werde, die Zeit auf neue Erfahrungen zu verwenden, als sie im Streit über die alten zu verlieren. Ich hatte

Recht; Herr le Roy übernahm bald darauf meine Vertheidigung; mein Buch ward in's Italienische, Deutsche und Lateinische übersetzt, und die darin enthaltenen Lehren wurden nach und nach in ganz Europa als die wahren angenommen. Von Paris aus ward man in England auch wieder aufmerksam darauf gemacht. Dr. Watson machte einen Auszug aus jenen Papieren und allen später von mir eingesandten Berichten, und dieser ward, begleitet von einer Lobrede auf den Verfasser, in den Verhandlungen der Akademie abgedruckt. Als darauf Herr Canton die Wahrheit meiner Experimente, und namentlich der Entdeckung, daß man mit einer Eisenstange den Blitz aus den Wolken anziehen könne, erprobt hatte, ward ich, ohne mein Gesuch, zum Mitgliede der Gesellschaft ernannt, und zwar mit der besondern Vergünstigung, keinen Beitrag dafür zu zahlen.

Kapitän Denny, der an die Stelle des abgegangenen Herrn Morris zum Gouverneur von Pensylvanien ernannt war, brachte mir bei seiner Ankunft von England, als Geschenk von der Gesellschaft der Wissenschaften, außerdem noch eine goldne Medaille mit, die er mir bei einem,

ihm zur Ehre veranstalteten, Gastmahl mit einer sehr artigen und ehrenvollen Anrede überreichte. Nach dem Mittagsessen sagte er mir, seine Freunde in England hätten ihm dringend gerathen, sich mir mit Vertrauen zu nähern, da ich ihm den besten Rath ertheilen und am meisten dazu beitragen könne, ihm seine Administration zu erleichtern. Darauf insinuirte er mir, wenn ich — was gewiß in meiner Macht stehe — dazu beitragen wolle, die Opposition gegen die Interessen der Eigenthümer der Kolonie zu überwinden, so könne ich mich auf angemessene Erkenntlichkeit und Belohnungen fest verlassen. Ich erwiederte: meine Umstände wären, Gott sei Dank! so, daß ich der Gunstbezeugungen des Eigenthümers unserer Kolonie nicht bedürfe, und ich dürfe überdies, als Mitglied der Versammlung, keine solche annehmen. Wenn aber die Vorschläge, welche er zu machen habe, mit dem Wohl des Volkes übereinstimmten, so würde Keiner mit mehr Eifer für dieselben wirken, als ich, indem meine bisherige Opposition sich nur auf den Umstand gegründet habe, daß durch die beabsichteten Maßregeln das Interesse des Eigenthümers offenbar zum großen Nachtheil des Volks habe gefördert werden

sollen ꝛc. Es zeigte sich jedoch bald, daß der neue Gouverneur nach den alten Instructionen verfuhr, und ich war wieder so thätig in der Opposition als je, obgleich sich keine persönliche Feindschaft zwischen uns erhob. Durch ihn erfuhr ich, daß mein alter Freund Ralph noch lebe, und, obgleich Pope ihm das Dichten verleidet habe, doch einer der besten politischen Schriftsteller in England sei.

Das Haus der Repräsentanten ward endlich der ewigen Anmaßungen des Eigenthümers müde, und beschloß, in einer förmlichen Petition sich des Königs Schutz zu erbitten. Ich sollte nach England reisen, um diese Petition zu überreichen und zu unterstützen. Anfangs April begab ich mich daher nach New-York, wo zwei Packetböte segelfertig lagen; allein so schnell war an die Abreise nicht zu denken; der General Lord Loudon, einer der unzuverlässigsten Menschen, die mir je vorkamen, welcher die Abfahrt der Packetböte zu bestimmen hatte, war nicht fertig mit seinen Depeschen; und das verzögerte die Abfahrt bis gegen Ende Juni, während es immer hieß: »morgen soll das Schiff segeln.« Ein Bote aus Philadelphia, der über vierzehn Tage auf

Antwort an den Gouverneur warten mußte, äußerte über den General: er gliche dem St. Georg auf dem Wappen — immer zu Pferde, doch nie von der Stelle reitend.

Unser Schiff war ein sehr guter Segler, so daß wir die Passage in dreißig Tagen machten; allein in der Nacht vor unserer Ankunft in Falmouth wären wir, durch die Unachtsamkeit der Wache, unfehlbar an den Scilly Rocks gescheitert, wenn nicht ein Kapitän Kennedy, der als Passagier an Bord war, durch eine schnelle, kühne Wendung mit vollen Segeln uns gerettet hätte. Am andern Morgen, den 17. Juli 1757, waren wir nahe am Lande, welches aber durch einen dichten Nebel gänzlich verhüllt war. Etwa um neun Uhr hob sich dieser, gleich einem Vorhange, vom Wasser in die Höhe, und nun lag die Stadt Falmouth mit dem schönen Hafen und den vielen Schiffen dicht vor unsern Augen; ein schöner Anblick für die, welche so lange nichts erblickt hatten, als den weiten, leeren Ocean. Als wir gelandet waren, erscholl die Glocke zum Kirchgang; ich eilte mit meinem Sohne Wilhelm hinein und dankte Gott aus vollem Herzen für die gnädige Erhaltung unsers Lebens.

Wäre ich Katholik gewesen, ich würde das Gelübde gethan haben, irgend einem Heiligen eine Kapelle zu erbauen; so aber hätte ich höchstens geloben können, einen Leuchtthurm zu errichten.

Darauf setzte ich mit meinem Sohne die Reise zu Lande fort, und erreichte London den 27. Juli 1757.

(Hier endigt das, was Franklin selbst über sein Leben aufgeschrieben hat.)

Franklin's Leben.

Zweite Abtheilung,

geschrieben von seinem Enkel,

W. Temple Franklin.

Sehr zu bedauern ist es, daß Franklin seine Selbstbiographie nicht weiter fortgeführt hat, durch die stürmische und thatenreiche Periode, in welcher er, bis an's Ende seiner ruhmvollen Laufbahn, eine so bedeutende Rolle spielte.

Der Ton der Erzählung muß von hier an natürlich ein anderer sein, schon dadurch, daß nun in der dritten Person geredet wird; doch soll, wo es zweckmäßig und passend ist, Franklin auch ferner redend eingeführt werden, nach den von ihm geschriebenen Briefen und Erzählungen einzelner Begebenheiten. Wo diese Mittel nicht vorhanden sind, bleibt nichts anderes übrig, als, nach dem Zeugniß sicherer Quellen, mit der größ=

ten Gewissenhaftigkeit der Wahrheit treu zu bleiben.

Oft schon ist die Bemerkung gemacht worden, daß große Ereignisse aus kleinen Ursachen entspringen. Wenn gleich der Streit zwischen dem Gouverneur und dem Repräsentantenhause von Pensylvanien keinesweges an sich unbedeutend war, so betraf derselbe doch nur örtliche und Privat-Interessen; man konnte daher nicht mit Grund erwarten, daß er weitumfassende Folgen haben würde. Dem philosophischen Geschichtsforscher, der den Einfluß zufälliger Ereignisse auf die Handlungen und Meinungen bedeutender Männer beachtet, wird es jedoch begreiflich sein, wie dieser Streit über die Ausgleichung der Rechtsverhältnisse einer Provinz, das Volk von Amerika zu einem allgemeineren Widerstand gegen willkürliche Bedrückung vorbereiten konnte.

Die Weigerung der Kolonie-Eigenthümer, ihren Antheil an den öffentlichen Lasten zu tragen, (obgleich sie natürlich die dadurch gewonnenen Vortheile der größern Sicherheit genossen), brachte Fragen zur Sprache, welche sonst vielleicht unberührt geblieben wären. Gewiß ist es, daß diese Streitigkeiten den kräftigen Geist Benjamin Franklin's auf ein neues Feld der Forschung

führten, daß sie, ihn mit dem Charakter des Diplomaten bekleidend, die Sphäre seiner Beobachtungen erweiterten, und ihn dadurch fähig machten zu den außerordentlichen Diensten, in welchen er selbst den größten Ruhm erlangte, indem er den seines Vaterlandes begründen half.

Franklin war jetzt, zur Ausgleichung dieser Streitigkeiten, nach London gesandt worden; es entging ihm aber nicht, daß die List und der Eifer derjenigen, deren Interesse es erheischte, die öffentliche Meinung gegen die Kraft seiner Darstellungen einzunehmen, ihm schon im Voraus unzählige und gewichtige Hindernisse in den Weg gelegt hatten. Zu diesem Zwecke hatte man durch die Zeitungen fortwährend Nachrichten aus Pensylvanien bekannt gemacht, welche in London fabricirt wurden, um die Einwohner jener Provinz als selbstisch und widerspänstig darzustellen, weil sie dem Verlangen der Eigenthümer, von den, zur Vertheidigung ihrer eigenen Besitzungen nothwendigen, Auflagen befreit zu sein, mit Ausdauer sich widersetzten. Er mußte ferner mit Bedauern sehen, wie das Volk so wenig mit der innern Lage der Kolonien bekannt war, daß demselben die von dort erhobenen Beschwerden gleichgültig

erschienen, und daß ihm überdies noch die Aufgabe, jene unrichtigen und ungerechten Ansichten der Sache zu widerlegen und zu beseitigen, sehr erschwert werde durch den Umstand, daß die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Gang des Krieges in Teutschland gerichtet war. Wenn man außerdem noch in Anschlag bringt: das so natürliche Zögern der Regierung bei der Entscheidung lokaler, durch den Mißbrauch königlicher Bewilligungen und Privilegien entstandener Streitigkeiten; ferner den Charakter der europäischen Politik in jener Periode, und endlich den überwiegenden Einfluß derer, mit welchen Franklin zu unterhandeln, oder gegen die er zu kämpfen hatte; so muß man gestehen, daß seine Lage schwierig genug war, um selbst Männer von großer Geisteskraft, und von der ausgedehntesten Erfahrung in den Intriguen öffentlicher Geschäfte, zu entmuthigen. Allein es war vielleicht für das unmittelbare Wohl der Provinz, welcher er angehörte, und auch für das künftige Heil der amerikanischen Staaten recht gut, daß diese Schwierigkeiten sich erhoben, da sie nicht nur die Kräfte des Mannes in Thätigkeit setzten, der sie zu überwinden vermochte, sondern auch den Grund leg=

ten zu Verbindungen und Verbesserungen, die, aller Wahrscheinlichkeit nach, sonst nicht Statt gehabt haben würden.

Was zuerst die Aufmerksamkeit Franklin's fesselte, war der Gang der öffentlichen Meinung über den Gegenstand, der ihn insbesondere interessirte, und die Erforschung der Mittel, die man ergriffen hatte, um jener Meinung eine, für die ihm anvertraute Sache, ungünstige Richtung zu geben. Da er fand, daß man zu diesem Ende der Presse sich bedient hatte, beschloß er, dasselbe zu thun, und im sichern Bewußtsein seiner eigenen Kraft, so wie der Gerechtigkeit seiner Sache, hatte er die feste Ueberzeugung, daß es ihm gelingen werde, die Verläumdungen durch Thatsachen zu widerlegen, und die aus falscher Darstellung entsprungenen Irrthümer durch einfache, schlußgerechte Auseinandersetzung zu berichtigen.

Bald bot sich ihm eine günstige Gelegenheit dar. Ein Londoner Blatt, der Citizen genannt, enthielt einen Bericht über die Verwüstungen der Indianer in den inneren Provinzen der nordamerikanischen Kolonien, in welchem diese gräulich übertrieben, die Repräsentanten aber, und insbesondere die Quäker, beschuldigt wurden, sich

allen Mitteln, das Land vor solchen Verwüstungen zu bewahren, aus bloßem Eigensinn zu widersetzen. Der offenbare Endzweck dieses Berichtes war, allgemeinen Unwillen gegen die Repräsentanten zu erzeugen, indem man darzuthun suchte, daß sie das Wohl des ganzen Landes ihren Privatabsichten aufopferten, und, in gänzlichem Mangel an allen höhern Gefühlen der Menschlichkeit, lieber ihre hülflosen Mitbrüder der wilden Rohheit Preis geben, als ihre eigenen kleinen Zwistigkeiten beseitigen wollten. Auch ein minder scharfsichtiger Mann, als Franklin, würde leicht bemerkt haben, daß dieses Machwerk ein Erzeugniß der Furcht sei, welche die Ankunft eines Agenten der Provinz in London erweckt hatte; allein die Erwägung, daß für ihn, als den Agenten, weder ein öffentlicher Streit über die Angelegenheit, die er freundschaftlich zu beendigen beauftragt war, noch ein gänzliches Stillschweigen, das dem Interesse seiner Committenten höchst nachtheilig werden konnte, sich ziemen würde, bewog ihn, unter dem Namen seines Sohnes, eine Erwiederung jenes Artikels in dasselbe Journal einrücken zu lassen, die zu seiner Freude bald auch in andere, bedeutendere und weiter verbreitete

Blätter aufgenommen wurde. Diese Widerlegung enthielt eine gründliche Rechtfertigung der Quäker und aller Repräsentanten, nebst einer Darstellung des Zustandes der Provinz, woraus das Publikum ersehen konnte, daß man Alles gethan hatte, um die Gränzen zu sichern und den Handel der benachbarten Gouvernements zu schützen, ohne, weder von diesen, noch von dem Mutterlande, Beisteuer erhalten zu haben.

Dieser Bericht war wohl geeignet, die Aufmerksamkeit denkender Männer zu erregen; allein Franklin begnügte sich nicht damit. Er wollte die Kunstgriffe und Verdrehungen der Gegner gänzlich entkräften, und was ihm, bei den Unterhandlungen mit den Kolonie-Eigenthümern, an Zeit übrig blieb, widmete er diesem Zwecke, indem er, in einem Werke über die Geschichte der Provinz Pensylvanien, durch gründliche und documentirte Darstellung zeigte, wie die Verfassung der Provinz, von den ersten Niederlassungen an, sich gebildet und nach und nach verändert habe. Das Werk erschien zu Anfang des Jahres 1759, mit dem Motto: »Wer wesentliche Freiheit aufgiebt, um ein wenig temporäre Sicherheit zu erlangen, verdient weder Freiheit noch Sicher-

heit,« aber ohne den Namen des Verfassers, welcher so gut verheimlicht ward, daß man lange geglaubt hat, es sei aus der Feder des Historikers James Ralph. Der Inhalt war jedoch in jeder Hinsicht so ausgezeichnet und zweckgemäß, daß die Publikation nothwendig einen bedeutenden Einfluß auf den Stand der Dinge gewinnen mußte. Inzwischen beharrten die Nachfolger der Begründer dieser Provinz hartnäckig bei ihren alten Forderungen, und wurden überdies durch die unverkennbare Wirksamkeit jener Schrift so in Harnisch gesetzt, daß Franklin es für gerathen hielt, die Sache in Form einer Petition vor den Geheimen Rath zu bringen; und er brachte es durch seine außerordentliche Thätigkeit und sein ganzes, Achtung gebietendes Benehmen wirklich dahin, daß, nach langen Discussionen, von Seiten der Eigenthümer ein Vergleich angeboten ward, unter der Bedingung, daß Franklin im Namen seiner Committenten versprechen sollte, die fraglichen (bisher abgabefreien) Grundstücke der Eigenthümer nicht höher zu besteuern, als das gerechte Verhältniß derselben zum ganzen Lande es erheische. — Dagegen ließ sich nichts einwenden, indem durch diesen Vergleich den Einwoh-

nern der Provinz alle Rechte zugestanden wurden, worauf sie Anspruch machen konnten, und welche man ihnen so lange vorenthalten hatte.

Dies Versprechen ward durch Franklin mit einer solchen Genauigkeit und Unparteilichkeit erfüllt, daß er selbst die Achtung derer sich erwarb, die ihn bisher nur mit Neid und Mißtrauen betrachtet hatten. — Die glückliche Beendigung dieses Geschäftes setzte seine Fähigkeiten und seinen Charakter in ein so günstiges Licht, daß er sofort auch von den Kolonien Massachusetts, Maryland und Georgien zum Agenten in England erwählt ward. Er nahm diese Ernennungen mit Freuden an, und zeigte sich des Vertrauens vollkommen würdig.

Während dieser mühevollen und wichtigen Unterhandlungen am Großbritannischen Hofe konnte es Franklin nicht an Gelegenheit fehlen, die Bekanntschaft mehrerer der bedeutendsten Staatsmänner zu machen, denen sein heller und umfassender Verstand nicht verborgen blieb. Er war nicht der Einzige, der den Krieg in Teutschland mit andern Augen ansah, als die Menge, welche die Sache des durch seine Thaten so glänzend hervorstechenden Königs von Preußen mit

der Sicherheit der protestantischen Religion und der Aufrechthaltung des europäischen Gleichgewichts identificirte. Er wußte aus Erfahrung, wie viel Frankreich daran lag, in Amerika festern Fuß zu fassen, und hielt es daher für das Beste, den ehrgeizigen Planen dieser Macht durch einen Angriff auf Canada zu begegnen, indem der Besitz dieser Kolonie für Großbritannien den zwiefachen Vortheil haben würde, die Sicherheit der amerikanischen Kolonien auf die Dauer zu verbürgen, und durch Verringerung der wachsenden Seemacht Frankreichs dem eigenen Staate in politischer und commercieller Hinsicht neue Kraft zu verleihen. Es gelang ihm, den berühmten William Pitt von der Richtigkeit dieser Ansicht zu überzeugen, was augenblicklich die Expedition unter General Wolfe und in kurzer Zeit die glänzende Eroberung Canada's zur Folge hatte. — Es erhoben sich jetzt zwar verschiedene Stimmen über den Vortheil oder Nachtheil dieser neuen Besitzung für das Interesse des Mutterlandes, doch gelang es Franklin, in einer kleinen Schrift den ersteren so klar zu beweisen, daß bei den Friedensunterhandlungen im Jahre 1762 seine Ansicht wohl nicht ohne Einfluß geblieben

ist, indem Frankreich durch die Abtretung von Canada und Louisiana alle seine Besitzungen in Nordamerika verlor. —

Um diese Zeit ungefähr machte Franklin eine Reise nach Schottland, wo er, früher schon als Philosoph bekannt und geehrt, jetzt von der Universität St. Andrews zum Doctor der Rechte creirt ward. Bald folgten die Universitäten Oxford und Edinburgh diesem Beispiel, und auch aus den übrigen Ländern Europa's ward er von vielen gelehrten Gesellschaften zum Mitgliede erwählt.

Im Sommer des Jahres 1762 kehrte Franklin nach Philadelphia zurück, und empfing bald darauf den Dank der Repräsentanten-Versammlung von Pensylvanien, »sowohl für die treue Erfüllung seiner Pflicht gegen diese Provinz insbesondere, als auch für die vielen und wichtigen Dienste, die er, während seines Aufenthalts in Großbritannien, Amerika im Allgemeinen geleistet habe.« Es ward ihm ferner eine Belohnung von 5000 Pfund Pensylvanisch Courant für diese sechsjährige Dienstzeit zuerkannt, und außerdem angezeigt, daß er jedes Jahr zum Mitgliede des Repräsentantenhauses der Provinz

erwählt worden sei; so daß er jetzt seinen Sitz sofort wieder einnahm, um seine Kräfte auch ferner der Freiheit und dem Wohl des Landes zu weihen.

Im December desselben Jahres gingen die Bewohner eines Theiles von Lancaster in ihrer Erbitterung gegen die, ihre Grenzen durchbrechenden, raubenden Indianer so weit, daß sie förmlich beschlossen, alle Indianer, deren sie habhaft werden könnten, Freund oder Feind, zu ermorden. Wirklich brachen sie alsbald nach Paxton auf, und vollführten ihren grausamen Beschluß an einer kleinen Anzahl friedlicher Frauen und Kinder, deren mit den Weißen in Freundschaft lebende Männer eben fern von ihren Zelten auf Arbeit waren. Die Regierung nahm sich der letzteren lebhaft an, und ließ sie zu ihrer Sicherheit nach Lancaster, und einen Theil nach Philadelphia in die Gefangenhäuser bringen. Allein jene Aufwiegler hörten auf keine Vorstellung von Seiten des Gouverneurs, erbrachen die Gefängnisse von Lancaster, ermordeten die wehrlosen Indianer, und rückten dann in gleicher Absicht weiter vor gen Philadelphia. Ein Theil der Bürger, selbst Quäker, erhoben sich hier zur Ver-

theidigung der unglücklichen Indianer. Der Gouverneur flüchtete sich, seiner eigenen Sicherheit halber, in Franklin's Haus, und dieser hatte Einfluß genug, die Mörder von ihrem gräßlichen Vorhaben abzuhalten, und sie zu bewegen, ruhig heimzukehren. Er schrieb darauf eine kleine Flugschrift über diese Begebenheiten, wodurch er zur Besänftigung der leidenschaftlichen Aufregung und zur Wiederherstellung der Ruhe bedeutend beitrug.

Schon im folgenden Jahre erhoben sich neue Streitigkeiten zwischen den Repräsentanten und den Eigenthümern. Der Gouverneur verlangte das Recht, die bisher vom Volke erwählten Offiziere der Armee selbst zu ernennen. Man stritt wieder, wie früher, mit aller Heftigkeit, ohne zum Ziele zu gelangen, und die Unzufriedenheit des Hauses stieg zu einem solchen Grade, daß man vorschlug, den König in einer Petition zu ersuchen, die bisherige Verwaltung der Eigenthümer in eine königliche Regierung umzuwandeln.

Viele verschiedene Stimmen erhoben sich, im Hause sowohl, als im Publikum, für und wider diese Petition. Sie ward indeß beschlossen, blieb aber ohne alle Wirkung.

Als darauf, im Herbst 1764, neue Repräsentanten erwählt wurden, gelang es den Freunden der Eigenthümer, so viele von der Gegenpartei zu verdrängen, daß sie in der Stadt Philadelphia eine kleine Majorität erlangten; und auch Franklin verlor seinen Sitz im Hause, den er vierzehn Jahre behauptet hatte. Die Zahl seiner Freunde unter den Repräsentanten war jedoch noch immer so groß, daß er, unerachtet eines feierlichen Protestes der Gegner, abermals zum Agenten am Großbritannischen Hofe erwählt ward. So ehrenvoll dies für ihn war, so schmerzlich fühlte er doch auch die Veränderung seiner Lage. Er war derselbe geblieben, das durfte er sich wohl sagen, aber es war nicht mehr die eine, ungetheilte Stimme für ihn, und selbst unter denen, welche gegen seine Ernennung protestirten, mußte er Männer gewahren, mit denen er, im öffentlichen wie im Privatleben, lange in vertrauter Verbindung gestanden hatte, und in denen er, nach seinen eigenen Worten, »auch die Asche ihrer früheren Freundschaft noch ehrte.« — Den Tag vor seiner Abreise publicirte er einige Bemerkungen über den oben erwähnten Protest, worin er sich ruhig, aber warm gegen alle ihm

gemachte Beschuldigungen vertheidigt, und dann mit den Worten schließt:

»Ich soll jetzt Abschied nehmen (vielleicht den letzten) von dem Lande, das ich liebe, und in welchem ich den größten Theil meines Lebens zubrachte. Esto perpetua! — Alles Gute meinen Freunden und Verzeihung meinen Feinden!«

Diese zweite Sendung Franklin's war, wie er selbst, in einem Briefe aus Passy 1778 an Herrn W. Alexander, erzählt, durch folgende Begebenheit veranlaßt: Im Winter 1763 — 1764 berief Herr Grenville die Agenten der verschiedenen Kolonien, und sagte: er habe die Absicht, um die Einkünfte aus Amerika zu erhöhen, durch das Parlament eine Stempel-Abgabe für die Kolonien einführen zu lassen, was er ihnen jedoch gleich anzeigen wolle, damit sie Zeit hätten, zu überlegen, ob ihnen vielleicht eine andere, eben so einträgliche Abgabe angenehmer wäre, wovon sie ihn dann unterrichten möchten. Die Agenten schrieben sofort an die Häuser der verschiedenen Kolonien. In Philadelphia war man der Meinung, daß die Proposition, ihnen durch das Parlament eine Abgabe aufbürden zu wollen, eben so grausam als ungerecht sei; daß

die Amerikaner, nach der Verfassung der Kolonien, in Betreff der Geldbewilligungen mit dem Könige, nicht mit dem Finanzminister zu verhandeln hätten; daß dem Parlament überall nicht das Recht zustehe, für Amerika Taxen auszuschreiben ꝛc. — Es ward daher, nach reiflicher Erwägung, beschlossen, zu erwiedern: »daß sie es immer für ihre Pflicht gehalten hätten, und auch hinfüro halten würden, nach ihrer Fähigkeit der Krone Hülfsgelder zu bewilligen, sobald dies auf dem gewöhnlichen, verfassungsmäßigen Wege von ihnen begehrt würde.« Von den andern Kolonien kamen ähnliche Antworten zurück. Herr Grenville hätte, auf dem Wege der gütlichen Vorstellung, durch freiwillige Beiträge leicht viel mehr erhalten können, als er durch die proponirte Auflage einzunehmen hoffte; er wollte aber lieber zwingen, als überreden, und die Stempelakte ward vom britischen Parlament genehmigt *).

Deßhalb ward Franklin jetzt nach London gesandt, und er that sein Möglichstes, um Ame-

*) Durch diese Akte ward verordnet: daß zu allen im Handel und Wandel rechtskräftigen Documenten nur Stempelpapier gebraucht werden dürfe, wofür eine beträchtliche Abgabe zu entrichten war.

rika von dieser gehässigen Auflage zu befreien. Er schreibt darüber im Januar 1766 an einen Freund:

»Nach meiner Privatansicht wäre die unmittelbare Aufhebung der Stempelakte die beste Maßregel für dieses Land, für jenes aber eine Suspension derselben auf drei Jahre. Die Aufhebung würde die Amerikaner mit Freude und Dankbarkeit erfüllen, und ihre Achtung und Verehrung für das Parlament, ihre alte, natürliche Liebe für dieses Land, und für Alles, was aus demselben hinüberkommt, mit einem Male wieder herstellen. Daher würde sich sofort der Handel in allen seinen Zweigen erneuen; die britischen Luxuswaaren würden begierig gekauft und hoch bezahlt werden, und mit der neulich begonnenen, heimathlichen Betriebsamkeit wäre es aus. Die Suspension dagegen würde sie in Furcht und Besorgniß erhalten, und sie beharren lassen in ihren Beschlüssen der Betriebsamkeit und der Einschränkung, und diese würden, zu ihrem dauernden Vortheile, in zwei bis drei Jahren zur Gewohnheit werden. Da aber die Aufhebung wahrscheinlich nicht genehmiget wird, in der, wie mir scheint, irrigen Ansicht, daß die Ehre und Würde

einer Regierung eine bessere Stütze finde in dem Beharren bei einer einmal begonnenen schlechten Maßregel, als in der Verbesserung des Irrthums, sobald man denselben entdeckt hat, so muß ich einräumen, daß jetzt für beide Länder die Suspension am vortheilhaftesten wäre.«

Allein die Regierung hielt es diesmal doch für gerathen, die Aufhebung der Akte noch einmal in Erwägung zu nehmen, weßhalb Franklin am 3. Februar 1766 vor einen Ausschuß aus dem Hause der Gemeinen citirt ward, um über die Stimmung des Volkes in Amerika förmlich verhört zu werden. In diesem Verhöre zeigte Franklin auf eine auffallende Weise den Umfang und die Bestimmtheit seiner Kenntnisse, und eine unnachahmliche Leichtigkeit und männliche Festigkeit in der Art und Weise, seine Ansichten und Gesinnungen augenblicklich zu fassen und darzulegen. Er stellte die Thatsachen in ein so helles Licht, daß die Unzweckmäßigkeit und Unausführbarkeit der Akte jedem Unbefangenen einleuchten mußte.

Am 24. Februar ward, als letzter Beschluß des Ausschusses, bekannt gemacht: »das Haus sei, nach seiner Meinung, dahin zu bewegen,

zu gestatten, daß eine Bill eingebracht werde, um die Stempelakte aufzuheben.« Der Vorschlag, diesen Beschluß abermals einer Prüfung zu unterwerfen, ward mit 240 Stimmen gegen 133 verworfen, und die Akte ward, etwa ein Jahr nach dem Beschluß zur Fassung derselben, finaliter wieder aufgehoben, ohne jemals zur Anwendung gekommen zu sein.

Franklin ward während dieser Zeit auch von den Provinzen New-Jersey, Georgien und Massachusetts zum Agenten ernannt, und rechtfertigte, während seines Aufenthalts in England, durch dieselbe Geschicklichkeit und Gewissenhaftigkeit, die er in der Agentschaft für Pensylvanien bewiesen hatte, das Vertrauen seiner neuen Constituenten.

Im Laufe desselben Jahres machte er eine Reise nach Holland und Teutschland, und ward überall, besonders von Gelehrten, mit der größten Auszeichnung und Achtung behandelt.

Im folgenden Jahre, und abermals 1769, besuchte er Paris, wo er nicht weniger zuvorkommend empfangen ward, als in Teutschland, namentlich von der Akademie der Wissenschaften, die ihn später zum auswärtigen Mitgliede erwählte;

und selbst vom Könige, Ludwig XV., und seinen Schwestern, Mesdames de France, denen er sich vorstellen ließ, ward er mit der ausgezeichnetsten Artigkeit aufgenommen.

Herr Dubourg, ein bedeutender Philosoph und Physiker, übernahm es, Franklin's Briefe über seine Entdeckungen in der Elektricität in's Französische zu übersetzen, und eine dritte englische Ausgabe derselben ward um dieselbe Zeit in London publicirt.

Gleich nach Aufhebung der Stempelakte wandte sich Franklin zu einer zweiten Beschwerde in Betreff einer Akte, wodurch die gesetzliche Gültigkeit des Papiergeldes in den Kolonien unterdrückt ward, und deren Aufhebung er gleichfalls zu bewirken wünschte. Schon damals begann die französische Regierung, sich für die Streitigkeiten Großbritanniens mit seinen Kolonien lebhaft zu interessiren. Franklin schreibt darüber, im August 1767, an seinen Sohn:

»Der französische Gesandte, de Guerchy, ist nach Hause berufen; Herr Durand dagegen, als bevollmächtigter Minister, hier geblieben. Dieser sucht sich auf alle Weise von den amerikanischen Angelegenheiten zu unterrichten, versichert

mich seiner Hochachtung in Betreff der großen Fähigkeiten, die ich bei meinem Verhöre entwickelt habe, wünscht alle meine politischen Schriften kennen zu lernen, läßt mich zum Diner einladen, sucht mich auszufragen, behandelt mich mit der größten Höflichkeit, macht mir Visiten rc. Ich vermuthe, diese intriguante Nation wünscht gar sehr, sich gelegentlich einzumischen, und das glimmende Feuer zwischen Großbritannien und seinen Kolonien anzufachen; aber ich hoffe, wir werden ihnen dazu keine Gelegenheit geben.«

Die Vermuthung war besser begründet, als die Hoffnung; die Gelegenheit war schon gegeben; Frankreich ergriff sie und trug mächtig zur Trennung der beiden Länder bei.

Zu Anfang des Jahres 1768 erfuhr man in London, daß die Stadt Boston, in Betreff des Handels und der Manufakturen, Beschlüsse gefaßt habe, welche den Freunden Amerika's als ihrer Sache höchst nachtheilig erschienen. Franklin bemühte sich, durch verschiedene Artikel in den Tagesblättern den neuausbrechenden Zwist zu dämpfen, namentlich durch einen Aufsatz im Chronicle: »Ursachen der Unzufriedenheit in Amerika, vor dem Jahre 1768,« mit dem Motto: »Die

Wellen erheben sich nur, wenn die Winde wehen.«
Diese Schrift und die im folgenden Jahre erscheinende »Antwort auf die Fragen des Herrn Strahan,« gewährten den Lesern eine deutliche Anschauung von den damaligen Beschwerden der Kolonien (den ersten Ursachen des Bürgerkrieges, der endlich zur Trennung vom Mutterlande führte), und enthalten reichhaltige Beweise von Franklin's geradem Sinn und hellen Blick.

Bei einem in diese Periode fallenden Ministerwechsel war die Rede davon, Franklin zum Staatssekretär für Amerika zu ernennen; die Idee ward aber verworfen, weil man ihn für zu amerikanisch gesinnt hielt, und Lord Hillsborough erhielt die Stelle. Mit diesem hatte Franklin häufige Conferenzen, in welchen zunächst die Aufhebung der erwähnten Akte, in Betreff des Papiergeldes, besprochen ward; doch ohne Erfolg. Dann trug Franklin mehrere andere Beschwerden vor, und eröffnete dem Staatssekretär den Wunsch der Provinz Pensylvanien, die bestehende Regierung in eine königliche umgebildet zu sehen. Diese Idee ward mit Freundlichkeit aufgenommen, und man schmeichelte sich mit der

Hoffnung, daß eine Anzahl neulich, von Seiten der Regierung an die verschiedenen Gouverneurs der amerikanischen Provinzen, erlassener Schreiben den günstigsten Eindruck auf das Volk machen würden. Allein man fing in Amerika an, die eigene Bedeutsamkeit immer mehr zu fühlen, und in kurzer Zeit war man, nach dem Beispiele Boston's, in den meisten Provinzen überein gekommen, dem Gebrauche vieler bisher aus England bezogenen Waaren gänzlich, oder doch so viel als möglich, zu entsagen, dagegen die inländischen Manufakturen zu unterstützen und neue anzulegen, so wie auch, sich in allen Ausgaben einzuschränken, sich höchst einfach zu kleiden und im Allgemeinen kein Erzeugniß des Mutterlandes zu kaufen, das man aus irgend einer der Kolonien beziehen könne. Außerdem beharrten die Amerikaner unerschütterlich in ihrem Entschlusse, sich von dem britischen Parlament durchaus keinen Eingriff in ihre alten Rechte, also auch, und insbesondere, keine Schatzung gefallen zu lassen.

Lord Hillsborough bat 1772 um seine Entlassung und erhielt sie. Unmittelbar darauf ward Franklin von einem bei Hofe sehr angesehenen Mann, nach einigen vorläufigen Beschwer-

den über das Benehmen des genannten Lords, gefragt: ob er vielleicht Jemanden nennen könne, von dessen Verwaltung man sich, seiner Meinung nach, bessern Erfolg zu versprechen haben werde, und mit welchem die Kolonien lieber verhandeln würden? Franklin erwiederte: »Ja, da ist Lord Dartmouth, den mochten wir gern, als er früher an der Spitze der Handelskammer stand, und ich glaube, er würde auch jetzt noch beliebt sein.« — Ob diese Aeußerung von Einfluß gewesen ist, wissen wir nicht; doch kurze Zeit darauf ward, zur großen Zufriedenheit aller Freunde Amerika's, wirklich der Lord Dartmouth zu Hillsborough's Nachfolger ernannt. Um diese Zeit schrieb Franklin an seinen Sohn: »Nichts kann angenehmer sein, als meine gegenwärtige Lage in England, besonders da ich hoffen darf, daß ich mit der neuen Administration weniger zu kämpfen haben werde. Alle Gelehrten behandeln mich mit Achtung; unter ihnen habe ich Bekannte und Freunde mir erworben, mit welchen ich in der angenehmsten Verbindung lebe; meine Stellung ist so bedeutend, daß sie mich selbst gegen die Beeinträchtigungen und Kränkungen der Mächtigen schützt; meine Gesellschaft

ist so gesucht, daß ich im Winter selten zu Hause speise, und, wenn ich wollte, den ganzen Sommer in den Landhäusern meiner Freunde verleben könnte. Gelehrte und geistreiche Fremde, die nach England kommen, beeilen sich, mich zu besuchen (denn im Auslande ist mein Ruf noch größer, als hier), und mehrere der auswärtigen Gesandten suchen fortwährend meinen Umgang, und behandeln mich als zu ihrem Corps gehörig, theils wohl, um Neuigkeiten aus Amerika zu erhalten (die den fremden Mächten wichtig sind, weil man zu hoffen anfängt, Englands gefürchtete und stets wachsende Macht könne durch den Abfall der Kolonien bedeutend vermindert werden), theils um mich bei ihren Landsleuten, die meine Bekanntschaft wünschen, einführen zu können. Auch der König hat neulich mit Achtung von mir gesprochen. — Lauter schmeichelhafte Dinge; allein dennoch ergreift mich oft eine gewaltige Sehnsucht nach der Heimath, die ich nicht anders beschwichtigen kann, als indem ich mir selbst verspreche, bald zurück zu kehren — im nächsten Frühjahr, im künftigen Herbst, u. s. f. Ueberdies habe ich noch zu Hause einige wichtige Geschäfte abzumachen, und wenn ich die doppel=

ten Ausgaben hier und dort erwäge, so fürchte ich, daß mein Gehalt die Unkosten nicht decken werde. Doch, wenn ich die Ernennung des neuen Staatssekretärs für Amerika mit in die Wagschale lege, so fühle ich mich bewogen, noch einen Winter hier zu bleiben.«

Im Allgemeinen ward wirklich die Stimmung in den amerikanischen Kolonien wieder etwas ruhiger, nur in der Provinz Massachusetts nahm die Unzufriedenheit eher zu als ab. Der Gouverneur Hutchinson, der Vice-Gouverneur Oliver und mehrere andere in Boston wohnende Herren stellten 1773, in einer Reihe von Briefen an angesehene Männer in England, die öffentlichen Angelegenheiten der Provinz in ein so nachtheiliges Licht, daß es, nach ihrer Darstellung, durchaus erforderlich schien, die ernsthaftesten Zwangsmaßregeln zu ergreifen. Franklin kam in den Besitz dieser Briefe und sandte dieselben sofort seinen Constituenten zu. Diese waren im höchsten Grade erbittert. Das Haus der Repräsentanten ließ dem Könige durch Franklin eine Petition überreichen, worin sie ihren Gouverneur und Vice-Gouverneur beschuldigten: ihr und des ganzen Volkes Vertrauen gemißbraucht und absicht-

lich-falsche Berichte heimlich eingesandt zu haben; weßhalb sie dieselben für Feinde der Kolonien erklären, und dringend um deren schleunige Abberufung bitten müßten.

Diese Petition blieb einige Zeit in den Händen der Minister und ward erst zu Anfang des folgenden Jahres zur Sprache gebracht. Darauf reichte der Herr Israel Mauduit, Agent für den Gouverneur Hutchinson, nach mehreren Privat-Conferenzen mit den Ministern, am 10. Januar 1774 eine Petition ein, worin er sich die Erlaubniß erbat, bevor in dieser Sache berichtet werde, vor dem Geheimen Rath erscheinen und zu Gunsten der angeklagten Herren sprechen zu dürfen.

Früher schon hatte diese Sache, und namentlich die Vermuthungen und Beschuldigungen in Betreff der Person, welche jene Briefe nach Amerika gesandt hatte, einen öffentlichen Streit veranlaßt zwischen den Herren Whately und Temple, der endlich zu einem Duell führte, in welchem der erstere verwundet ward. Als es darauf verlautete, die Sache werde noch nicht als abgemacht angesehen, ließ Franklin, um ferneres Unheil zu verhüten, öffentlich bekannt machen,

er — und kein Anderer — habe jene Briefe nach Boston gesandt; worauf er vor den Geheimen Rath citirt ward, um sein Benehmen zu verantworten. Er erschien den 11. Januar, und fand den Herrn Mauduit, als Vertheidiger des Gouverneurs, nebst einem Rechtsbeistande, dem Herrn Wedderburn. Die vorliegenden Briefe von Hutchinson und Oliver wurden als ächt anerkannt. Franklin aber, der Gesetze wenig kundig, bat um Erlaubniß, sich auch einen Rechtsbeistand verschaffen zu dürfen. Die Bitte ward gewährt, und ihm dazu eine dreiwöchentliche Frist verstattet. Demzufolge erschienen am 29. Januar die genannten Herren abermals vor dem Comité des Geheimen Raths, und außerdem die Herren John Dunning und John Lee, beides ausgezeichnete Juristen, als Rechtsbeistände der Repräsentanten von Massachusetts.

Die letztern hatten, als Kläger, das erste Wort, und Herr Dunning suchte in einer langen Rede die gerechten Ursachen der Petition darzulegen und zu beweisen. Darauf sprach Herr Lee; doch von den Reden beider Herren ist der Nachwelt wenig oder nichts bekannt geworden.

Herr Wedderburn vermied absichtlich jede genaue Erörterung der Klagepunkte. Er begann mit der üblichen Lobeserhebung seiner Klienten, und ging dann über zu den heftigsten Beschuldigungen gegen die Repräsentanten und das Volk von Massachusetts, und gegen den Charakter und das Benehmen des Dr. Franklin, besonders in Betreff jener Briefe. Mit welcher abscheulichen Erbitterung dies geschah, mögen folgende Stellen aus seiner Rede beweisen:

»Die Briefe konnten unmöglich auf eine rechtliche Weise in Franklin's Hände kommen. Die Verfasser haben ihm dieselben nicht gegeben; auch nicht der ursprüngliche, jetzt verstorbene Empfänger, denn dieser war mein vertrauter Freund und würde mir daher den Umstand erzählt haben. Nichts kann also den Dr. Franklin von dem Verdachte befreien, sich jene Briefe, zu den boshaftesten Zwecken, durch unrechtliche, betrügerische Mittel verschafft zu haben; es wäre denn, daß er sie Jemandem diebisch entwandte, der sie zuvor von einem Anderen gestohlen hatte. Dieser Beweis ist unumstößlich.«

»Ich hoffe, Mylords, Sie werden, zur Ehre dieses Landes, zur Ehre Europa's und der Mensch-

heit, den Mann zeichnen und brandmarken. Die Privat-Correspondenz ist bisher heilig gehalten worden, selbst in den Zeiten der größten politischen oder religiösen Parteiwuth.« — »Er hat alle Achtung der Gesellschaft und der Menschheit verwirkt. Welchem Menschen kann er hinfüro mit offenem Gesichte oder mit der ehrenvollen Unerschrockenheit der Tugend entgegentreten? Man wird ihn mit scheuen Blicken bewachen, man wird seine Papiere vor ihm verstecken, seine Schatullen vor ihm verschließen; und er wird es für Verspottung halten müssen, wenn man ihn ferner noch einen homo literarum, i. e. *trium* literarum, nennt *)!«

»Allein er hat nicht nur dem einen Bruder die Briefe entwandt, sondern sich auch so lange verborgen gehalten, bis er beinahe den Mord des Anderen veranlaßt hätte. Es ist unmöglich, die von ihm selbst publicirte, in Ausdrücken der kältesten, abgefeimtesten Bosheit abgefaßte, Erklärung darüber ohne Schaudern zu lesen. — Mitten in diesen traurigen Ereignissen, während

*) Mann der Wissenschaften und Mann von drei Buchstaben, d. h. fur — Dieb.

ein Mensch beinahe ermordet, ein anderer deßhalb verantwortlich ward, — während ein würdiger Gouverneur in seinen theuersten Interessen verletzt und das Schicksal Amerika's in Gefahr ist, — tritt hier ein Mann auf, und bekennt mit hartherziger Gewissenlosigkeit, daß Niemand, als er, Alles dies veranlaßt habe. — Ich kann ihn nur mit Zanga vergleichen, den Dr. Young in seinem Trauerspiel, die Rache, sagen läßt:

Wißt denn, daß ich es war; —
Ich schmiedete den Brief; —
Ich haßte, ich verachtete — und ich vernichte!

Ich frage, Mylords, ob das racheathmende Gemüth, das die poetische Erdichtung nur dem glühenden, blutdurstigen Afrikaner beizulegen wagt, nicht überboten wird durch die frostige Gefühllosigkeit dieses verschmitzten Amerikaners?« —

Während dieser Rede stand Franklin an der Seite des Saales, und hörte, bis an's Ende, mit der größten Ruhe zu, ohne ein Glied zu rühren, oder eine Miene zu verziehen; obgleich fast alle Mitglieder des Geheimen Raths, und selbst der Präsident (Lord Gower), sich nicht schämten, über die sarkastischen Schmähungen des

Redners zu wiederholten Malen ein lautes Gelächter zu erheben.

Herr Dunning war so heiser, daß man seine Antwort kaum hören konnte, und was Herr Lee in seiner Erwiederung vorbrachte, war unbedeutend; so daß Wedderburn sich eines vollständigen Triumphs erfreute.

Als die Verhandlung geschlossen war und Alles aufbrach, ergriff Franklin, in sichtlicher Bewegung, die Hand eines Freundes, des Dr. Priestley; als dieser aber in's Vorzimmer kam, und bemerkte, daß Herr Wedderburn ihn anreden wollte, eilte er so schnell, als möglich, hinaus. Am folgenden Morgen (Sonntags) besuchte Priestley seinen Freund; er fand ihn ruhig, aber doch ergriffen. Beim Frühstück sagte Franklin: »Noch nie fühlte ich so stark, als gestern, die Kraft eines guten Gewissens. Wenn ich die Handlung, die mir eine solche Beschimpfung zuzog, nicht für eine der besten meines ganzen Lebens gehalten hätte, und noch jetzt bereit wäre, sie, unter denselben Umständen, gleich wieder zu begehen, so hätte ich das nicht ertragen können.« *)

*) Daß Franklin durch diese Verhandlung und deren Folgen tiefer ergriffen war, als er damals zeigte,

Er sollte aber noch mehr ertragen. Schon am zweiten Morgen nach jenem Verhör (Montags) erhielt er ein Schreiben vom General-Postmeister, worin dieser ihm anzeigt, daß Se. Majestät der König der Dienste Franklin's, als General-Postmeister-Lieutenants in Amerika, nicht mehr bedürfe. Und nun begann man auch in den Zeitungen in den beleidigendsten Ausdrücken über ihn herzufallen. Wie es möglich war, daß eine einzige boshafte Rede auf die Beurtheilung und Behandlung eines bis dahin so allgemein geliebten und geachteten Mannes einen so entschiedenen und gehässigen Einfluß haben konnte, wird nur begreiflich, wenn man weiß, daß schon sein früheres Benehmen, bei dem Verhör in Betreff der Stempelakte, auf den Hof und die Regierung einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, und daß der Erfolg dieser Sache die ganze ministerielle Partei gegen Franklin erbittert hatte. Die

---

geht auch aus dem Umstande hervor, daß er später, bei der feierlichen Unterzeichnung des Tractats zwischen Amerika und Frankreich, denselben Anzug von baumwollen Sammet anlegte, den er an diesem Tage trug, und von dem er außerdem nie wieder Gebrauch gemacht hat.

ausgezeichnete Fähigkeit dieses Mannes, seine Kraft, sein Gleichmuth und seine unerschütterliche Wahrheitsliebe hatten ihn für diese Menschen zu einem Gegenstande der Furcht gemacht; und die unwiderstehliche Beweiskraft, mit welcher er die Unwissenheit der Minister und die Unklugheit ihrer Maßregeln gegen Amerika aufdeckte und in's hellste Licht stellte, hatte ihm ihren Haß und ihren Argwohn zugezogen.

Es war also nicht zu verwundern, wenn sie alle Hebel in Bewegung setzten, um diesen Mann zu demüthigen und zu stürzen.

Seine Freunde verfehlten nicht, mündlich und schriftlich sein Benehmen zu vertheidigen, und das niedrige Verfahren seiner Gegner öffentlich zu beleuchten. Unter andern erschien ein Artikel im Public advertiser, in Form eines Briefes an den Herrn Alexander Wedderburn, worin gesagt ward:

»Was wird die Welt von Ihnen denken, wenn ich behaupte, daß Alles, was Sie gegen den Dr. Franklin vorbrachten, Lüge war? Ich fordere Sie heraus, auch nur ein einziges Wort davon zu beweisen. Ich fühle die Härte der Ausdrücke, deren ich mich gegen Sie bediene;

allein ich frage Jeden, der Ihre Rede gehört hat, ob die Sprache, die Sie führten, Ihnen gerechte Ansprüche giebt, als ein Mann von Ehre behandelt zu werden? ꝛc.«

Allein die ministerielle Partei hatte gesiegt. Durch einen, den 7. Februar vom Könige unterzeichneten Beschluß des Geheimen Raths ward die Petition des Repräsentantenhauses von Massachusetts »als grundlos, kränkend, verläumderisch, und nur darauf berechnet, den Geist der Zwietracht in der genannten Provinz zu nähren« — gänzlich verworfen. Hutchinson und Oliver behielten ihre Posten, und Wedderburn ward von einer Ehrenstelle zur andern erhoben *).

Franklin selbst hielt es vermuthlich unter seiner Würde, gegen so gehässige Beschuldigungen und so kleinliche, niedrige Beschimpfungen auch nur ein Wort zu seiner Vertheidigung zu verlieren. Er schwieg. — In seinem Nachlasse aber fand sich, von seiner eigenen Hand geschrieben, folgender Aufsatz über diese Angelegenheit, den er

*) Er ward unter andern zum Baron Loughborough und später zum Earl Roßlyn und zum Lord-Kanzler von England ernannt. Allein er mußte oft erfahren, daß er die Achtung des Publikums verwirkt hatte.

wahrscheinlich selbst zur spätern Aufnahme in seine (leider nicht so weit vollendete) Lebensbeschreibung bestimmte.

»Von meiner Jugend an, mehr oder weniger, in öffentliche Angelegenheiten verwickelt, habe ich öfter, wegen der Rolle, die ich darin zu spielen hatte, scharfen Tadel hören müssen. Ich pflegte solchen Tadel mit Stillschweigen zu übergehen, und dachte: wenn derselbe gegründet wäre, so hätte ich mehr Ursache, mich zu bessern, als mich zu vertheidigen; wenn ich ihn dagegen nicht verdient hätte, so würde die Zeit mich schon rechtfertigen. Viele Erfahrungen haben mir die Zweckmäßigkeit dieses Benehmens bestätigt; denn unerachtet der häufigen, zum Theil sehr heftigen Angriffe, die ich im Kampfe der Parteien zu bestehen hatte, war ich doch so glücklich, bis in mein hohes Alter einen eben so guten Ruf mir zu bewahren, als die meisten Staatsmänner, die ich gekannt habe, und ich habe nie Ursache gehabt, zu bereuen, daß ich es verschmähte, mich gegen solche Angriffe zu vertheidigen.«

»Ich sollte daher, als ein alter Mann, bei meiner alten Gewohnheit bleiben, und würde auch gewiß die neulich erfahrnen Kränkungen, so gut

als manche früheren, unbeachtet lassen, wenn meine Freunde mich nicht bestürmten, zumal da ich England bald zu verlassen dächte, sie vorher durch eine klare Darlegung der Sache in den Stand zu setzen, die gute Meinung, die sie von mir hegen, Anderen gegenüber, zu rechtfertigen. Das ist es, was mich zu dem gegenwärtigen Unternehmen bewogen hat; sonst würde ich mir schwerlich die Mühe geben, eine Apologie meines politischen Benehmens zu schreiben, noch meinen Freunden zumuthen, dieselbe zu lesen; um so weniger, da ich beschlossen habe, mich nach und nach aus allen öffentlichen Verbindungen zurückzuziehen, keine Agentschaft mehr anzunehmen, und ruhig, im Kreise meiner kleinen Familie, die mir noch übrigen Jahre zu verleben, unbekümmert um die Meinung der Hofleute, unter denen ich nichts mehr zu thun und zu suchen habe, und gewiß, daß die Zeit den Staub, womit Vorurtheil und Parteigeist mich angeweht haben, bald wieder verwehen wird.«

»Um aber mein politisches Verfahren begreiflich und deutlich zu machen, muß ich zuvor die Grundsätze darlegen, nach denen ich gehandelt habe. Ich war längst schon der Ueberzeugung,

daß die einzig wahre britische Politik nur das Wohl des ganzen britischen Reiches im Auge haben dürfe, nicht aber den Vortheil eines Theiles, zum Nachtheil eines anderen; daher mußte ich alle Maßregeln, die dem Mutterlande einen aus der Beeinträchtigung der Kolonien entspringenden Gewinn versprachen, oder den Kolonien einen Gewinn, der aus dem Schaden des Mutterlandes erwachsen sollte, oder diesen Schaden zu veranlassen drohte, besonders, wo der Gewinn klein, der Verlust aber groß war, und ebenso jede Beschränkung der Macht des Mutterlandes, wo diese Macht den Freiheiten der Kolonisten nicht im Wege stand, jede Schmälerung der Privilegien der Kolonisten, wo diese dem Wohle des Mutterlandes nicht hinderlich waren, in meinem Sinne, als unzweckmäßig, parteilich, ungerecht und verderblich, verwerfen, indem sie nur dienen konnten, die Zwietracht zu wecken, und jene Einigkeit zu entkräften, auf welcher die Kraft, Festigkeit und Dauer eines Reiches hauptsächlich beruht; — und so weit meine geringe Wirksamkeit reichte, habe ich mich allen Schritten, die nach meiner Ansicht eine solche Tendenz hatten, hier sowohl, als in Amerika, widersetzt. Daher

ist es denn gekommen, daß man mich hier gar oft für zu amerikanisch, und in Amerika eben so häufig für zu englisch gesinnt gehalten hat.«

»Meine, bei Gelegenheit der Stempelakte angestellten, gründlichen Forschungen über die Natur der Verbindung zwischen England und seinen Kolonien, gaben mir die Ueberzeugung, daß nicht das Parlament, sondern der König das Band dieser Einigung sei. Als die Kolonisten nach Amerika, einem Lande außerhalb des Reiches, wanderten, nahmen sie die damals bestehenden Statuten nicht mit sich hinüber; denn hätten sie das gethan, so wären die Puritaner dort denselben Bedrückungen und Verfolgungen unterworfen gewesen, denen sie durch die Auswanderung zu entgehen trachteten, und vergeblich hätten sie ihr Vaterland und alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten seiner höhern Kultur verlassen, um die unendlichen Schwierigkeiten einer neuen Ansiedelung in einer entlegenen Wildniß zu überwinden, wenn sie dasjenige mitgenommen hätten, dem sie zu entfliehen dachten, oder wenn sie eine Macht hinter sich zurück gelassen hätten, die ihnen dieselben Ketten nachsenden konnte, um sie in Amerika von Neuem zu fesseln. Wohl aber

nahmen sie vertragsmäßig mit sich hinüber: ihre Unterthanenpflicht gegen den König und eine legislative Gewalt, um, mit seiner Zustimmung, neue Gesetze zu machen, nach welchen sie regiert werden sollten. Auf diese Art bildeten sie abgesonderte Staaten unter der Herrschaft eines und desselben Fürsten, die — so wie Irland — nicht mit dem Reiche, sondern mit der Krone von England vereinigt waren, und deren jeder nach seinen eigenen Gesetzen regiert werden mußte, so wie auch ein jeder das Recht behielt, dem Regenten sein eigenes Geld zu bewilligen.«

»Zugleich betrachtete ich des Königs oberste Gewalt über alle Kolonien als von der größten Wichtigkeit für sie selbst, indem dieselbe einen letzten Zufluchtsort gewährte, um alle ihre Zwistigkeiten zu schlichten; ein Mittel, um den Frieden unter ihnen zu erhalten, und einen Brennpunkt, in welchem sich die gemeinschaftliche Macht gegen einen gemeinschaftlichen Feind vereinigen konnte. Daher war ich der Meinung, daß diese oberste Gewalt, so lange sie innerhalb der gesetzlichen Grenzen sich bewegte, eben so sorgsam von den Kolonisten unterstützt werden müsse, als von den Bewohnern Großbritanniens.«

»In Uebereinstimmung mit diesen Grundsätzen und als Agent für die Kolonien, widersetzte ich mich der Stempelakte, und bestrebte mich, ihre Aufhebung zu bewirken, indem dieselbe in meinen Augen ein Eingriff in die Rechte der Kolonisten, und überdies für Großbritannien von keinem wahren Nutzen war, weil man sicher sein konnte, größere Beihülfe durch unsere unerzwungene Bewilligung zu erhalten, als von willkürlichen Schatzungen zu erwarten stand, welche im Gegentheil leicht den Verlust unserer Achtung und Zuneigung für das Mutterland nach sich ziehen konnten. Da aber hierauf ein großer Theil des Handels mit uns beruhte, so würde der Verlust in diesem unfehlbar den möglichen Gewinn solcher Schatzungen überstiegen haben, während die letzteren der, bis dahin so glücklich bestehenden, für das Wohl des Ganzen so wesentlichen Eintracht verderblich waren.«

»Um nun, so viel an mir lag, jenseit des Meeres die Ehrfurcht vor dem Könige und die Achtung vor der britischen Nation, diesseits eine gerechte Würdigung der Kolonien (zur Förderung jener Eintracht) lebendig zu erhalten, verfehlte ich nicht, in meinen Briefen nach Amerika, die für

die letztern kränkenden Maßregeln als weder vom Könige noch von der Nation ausgehend darzustellen, sondern nur als Berechnungen einer Administration, die sich durch neu erfundene Finanz-Spekulationen auszuzeichnen oder neue Einkünfte zu benutzen wünschte, indem sie, durch neue Aemter und Pensionen, die Zahl der von ihr Abhängigen vermehrte; denn, fügte ich hinzu, der König sei ein guter, gnädiger Fürst, und die Engländer seien ihre wahren Freunde. Diesseit des Meeres dagegen suchte ich zu zeigen, daß die Amerikaner wirklich freundlich für England gesinnt seien, daß ihnen das Wohl und der Ruhm des Mutterlandes am Herzen liege, während ihnen der Wunsch einer Trennung von demselben durchaus fremd sei. In beiden Fällen habe ich, wie ich damals glaubte und noch jetzt glaube, die Grenzen der Wahrheit nicht überschritten, und in mir fühle ich jene Zufriedenheit, welche stets die guten Absichten begleitet, selbst wenn sie ohne Erfolg bleiben.

Mit diesen Gesinnungen mußte es mich natürlich schmerzen, als ich erfuhr, daß man Truppen nach Boston gesandt habe; allein schmerzlicher noch lauteten die Berichte von dem Benehmen

dieser Truppen gegen das Volk. Als Folge dieser Schritte fürchtete ich das Schlimmste — einen Bruch zwischen beiden Ländern. Dazu kam noch, daß man drüben diese Maßregel, weil Keiner sich derselben widersetzte, als eine nationelle betrachtete, und als einen Beweis, daß England nicht mehr freundlich — mütterlich — für die Kolonien gesinnt sei. Aus diesem Gesichtspunkte sprach auch ich bei mancher Gelegenheit über die Sache, und zwar, als Amerikaner, nicht ohne Empfindlichkeit, bis ich zu meinem größten Erstaunen durch einen Mann von ausgezeichnetem Ansehen *) erfuhr, daß nicht nur diese, von mir so warm getadelte Maßregel, sondern auch die übrigen Gegenstände unserer Beschwerden nicht von der diesseitigen Regierung ausgingen, sondern von angesehenen Männern unter den Amerikanern selbst projectirt, vorgestellt, verlangt und endlich bei der Administration durchgesetzt seien, »als nothwendige Maßregeln für das Wohl jenes Landes.« Als ich die Wahrheit dieser Mittheilungen anfangs zu bezweifeln wagte, übernahm

*) Vielleicht Lord Dartmouth, dessen Gesinnungen mit denen Franklin's in vieler Hinsicht übereinstimmten?

er es, mich, und, wie er hoffte, durch mich auch meine Landsleute, davon zu überzeugen. Demzufolge kam er einige Tage später zu mir, und überbrachte mir jene so vielfach besprochenen Briefe vom Gouverneur Hutchinson, dem Vice-Gouverneur Oliver und Anderen.«

»Obgleich verwundert, mußte ich doch bekennen, daß ich überzeugt sei, und erklärte mich sofort bereit, seinem Wunsche gemäß, auch meine Landsleute zu überzeugen; denn ich sah ein, ja ich fühlte es in der Wirkung auf mich selbst, daß diese Mittheilung eine versöhnende Kraft haben werde, was mir für das Gemeinwohl sehr wünschenswerth schien. Außerdem hielt ich es für meine Pflicht, meinen Constituenten eine für ihre Angelegenheiten so wichtige Eröffnung nicht vorzuenthalten; allein die Sache hatte noch ihre Schwierigkeiten. Der erwähnte Herr wollte mir nicht erlauben, die Briefe zu kopiren, und wenn er das auch gestattete, so konnte man doch die Aechtheit der Kopien in Zweifel ziehen, während mein einfacher Bericht über dieselben, als Papiere, die ich gesehen hätte, noch ungenügender war. Ich wünschte daher, die Originale selbst einsenden zu dürfen, was mir endlich erlaubt

ward, doch unter den ausdrücklichen Bedingungen: daß sie nicht gedruckt und nicht kopirt, nur wenigen, an der Spitze der Verwaltung stehenden Personen gezeigt und sicher zurück geschickt werden sollten. Ich ging diese Bedingungen ein, und schickte die Briefe sogleich an den Korrespondenz-Ausschuß in Boston, ohne eine Abschrift zu nehmen und für mich zurück zu behalten. Auch schien mir diese Einsendung durchaus nichts Unrechtliches zu sein; man hatte sie hier von Hand zu Hand gehn lassen, zum Nachtheil der Amerikaner, warum sollte ich sie nicht eben so gut zu ihrem Vortheile gebrauchen? Auch hatten sich die Schreiber dieselbe Freiheit mit den Briefen Anderer genommen. An wen die Briefe gerichtet waren, konnte ich nur muthmaßen, denn es ward mir nicht gesagt, und ich erhielt sie ohne Adresse.«

»Man hat mit Bestimmtheit behauptet, ich hätte diese Dokumente nicht als Agent an den Korrespondenz-Ausschuß des Repräsentanten-Hauses gesandt, sondern an eine Junta, einen Verein meiner Privat-Korrespondenten; ich hätte gefürchtet, als Einsender bekannt zu werden, und deßhalb mit großer Aengstlichkeit darauf gedrungen,

diesen Umstand geheim zu halten, ja sogar den Brief, in welchen ich jene eingeschlossen, nicht unterzeichnet, so daß man den Verfasser nur an meiner wohlbekannten Handschrift erkannt habe; und das Alles hat man hervorgehoben als einen unumstößlichen Beweis, daß ich in der Art und Weise, wie ich zu jenen Briefen gelangt sei, mich schuldig gefühlt habe. Deßhalb will ich hier zuerst bemerken, daß der besagte, als Umschlag dienende, Brief anhub mit der Kopie eines früheren Briefes über verschiedene Geschäfte, die ich als Agent der Provinz besorgt hatte, namentlich über den Empfang zweier Petitionen, die mir vom Repräsentantenhause zugesandt waren, um sie dem Könige zu überreichen, welcher Brief mit meiner gewöhnlichen Unterschrift versehen war; worauf die Worte folgten: »»Obiges ist eine Abschrift meines letzten Schreibens.«« Aus diesen Umständen mußte es einem Jeden eben so klar einleuchten, daß ich der Schreiber des Briefes war, als es den »»Privat-Korrespondenten,«« denen ich die Briefe übersandt haben soll, aus meiner »»wohlbekannten Handschrift«« erhellen mußte. Wenn ich demnach hätte glauben können, dadurch unerkannt zu bleiben, daß ich nur meinen Na-

men nicht unterzeichnete, so hätte ich so dumm sein müssen, als jener Vogel, der sich unsichtbar wähnt, wenn er nur seinen Kopf verbergen kann. Alles, was ich in Wahrheit verlangte, war, daß die Briefe, der von mir eingegangenen Bedingung gemäß, weder gedruckt noch kopirt werden sollten; es ist mir aber gar nicht in den Sinn gekommen, meinen Antheil an der Sache zu verheimlichen, so daß ich auch eines Wunsches der Art mit keiner Sylbe gedacht habe. — Der Inhalt meines Briefes war, so weit er diese Angelegenheit betrifft, folgender:

»»Bei dieser Gelegenheit halte ich es für gut, Sie zu benachrichtigen, daß mir neulich ein Theil einer Korrespondenz in die Hände gekommen ist, welche, wie ich zu glauben Ursache habe, als die Quelle der meisten, wo nicht aller unserer gegenwärtigen Beschwerden betrachtet werden muß. Es steht mir nicht frei, Ihnen den Kanal, durch welchen ich dazu gelangt bin, zu melden, und ich habe versprochen, daß diese Briefe weder ganz noch theilweise gedruckt oder auch nur kopirt werden sollen; es ist mir aber gestattet, sie einigen würdigen Männern der Provinz mitzutheilen. Im Vertrauen, daß Sie keine Verletzung meines Ver-

sprechens zugeben werden, sende ich Ihnen einliegend die Original-Briefe, um jeden Zweifel an der Richtigkeit der Kopie ꝛc. unmöglich zu machen. Die Handschriften der Herren werden dort bekannt genug sein. Vielleicht wird denselben diese Enthüllung ihres Betragens, wie schonend man auch dabei verfahren möge, nicht behagen. Allein wenn sie gute Menschen sind, oder zu sein vorgeben, und einräumen, daß alle guten Menschen wünschen müssen, daß ein gutes Vernehmen und Eintracht zwischen den Kolonien und dem Mutterlande bestehen möge, so darf es sie um so weniger schmerzen, wenn sie den Ruf der Aufrichtigkeit und des Gemeingeistes unter ihren Landsleuten verlieren sollten, damit jener so wünschenswerthe Zweck einigermaßen gefördert werden könne. Was mich betrifft, so muß ich bekennen, daß meine Erbitterung gegen dieses Land, in Betreff der, unter dem vorigen Minister beliebten, willkührlichen Maßregeln, gar sehr herabgestimmt ist, seitdem diese Papiere mich überzeugt haben, daß jene Maßregeln projectirt, angerathen und verlangt worden sind durch Männer von großem Ansehen unter uns selbst, deren

Rath daher Gewicht genug besaß, um zu mißleiten, ja, ich möchte sagen, mißleiten mußte. Ich vermuthe, daß die besagten Papiere in Ihnen dieselbe Wirkung hervorbringen werden; allein, wie gesagt, es steht mir nicht frei, dieselben zur öffentlichen Kunde zu bringen. Ich kann nur erlauben, daß sie den Mitgliedern des Korrespondenz-Ausschusses, einigen Herren vom Rath, und sonst noch einigen wenigen zuverlässigen Männern, deren Auswahl ich Ihnen überlasse, gezeigt werden. Nach einigen Monaten werden Sie dann die Güte haben, mir dieselben zurückzustellen.«««

»»Was die Verfasser dieser Briefe betrifft, so will ich so billig und menschenfreundlich sein, einzuräumen, daß ein Mann, der in allen Vorurtheilen der unbegränzten Autorität des Parlaments ꝛc. erzogen ist, jeden Widerstand gegen dasselbe, und selbst gegen dessen unkonstitutionelle Forderungen, für unverantwortlich, und mithin jede Unterdrückung einer solchen Opposition für seine Pflicht halten kann. Wenn ich aber sehe, daß angesehene Männer die Freiheiten ihres Vaterlandes für Beamtenstellen und vom Volke erpreßte Gehalte und Pensionen verhandeln, und,

der Gehässigkeit dieser Dinge sich wohl bewußt, Truppen verlangen, um sich den Genuß derselben zu sichern; wenn ich sehe, daß sie der Krone Mißtrauen einflößen und dieselbe gegen einen so großen Theil der getreuesten Unterthanen aufreizen; daß sie Feindseligkeiten zwischen den verschiedenen Ländern des Reiches anzetteln, und dem alten Lande große Unkosten verursachen, um die erdichteten Verschwörungen in dem neuen zu unterdrücken oder zu verhindern, und dem neuen Lande dieselbe Last aufbürden, um überflüssige Gratifikationen zu zahlen und nutzlose Beamten und Feinde zu besolden; dann zweifle ich, nothgedrungen, an ihrer Aufrichtigkeit, selbst in den politischen Grundsätzen, zu welchen sie sich bekennen, und halte sie für bloße Wetterhähne, die nichts als ihren Privatvortheil suchen, wenn auch noch so viel öffentliches Elend daraus erwüchse; für Verräther — nicht nur an dem Wohle ihres Vaterlandes, sondern an dem Interesse des ganzen englischen Reiches und der Regierung, welcher sie zu dienen vorgeben.

Mit der größten Achtung rc.

B. Franklin.““

»Mein nächster Brief ist datirt vom 5. Januar 1773, an denselben Herrn, und beginnt mit den Worten: »»Ich hatte die Ehre, Ihnen am 2. December vorigen Jahres zu schreiben, und einige Original-Briefe von verschiedenen Personen in Boston einzuschließen, welche hoffentlich richtig in ihre Hände gekommen sind,«« — worauf ich zu andern Geschäften meiner Agentschaft übergehe. Auch dieser Brief ist mit meinem Namen unterzeichnet, so wie ich überhaupt, während meines Aufenthalts in London, nie einen anonymen Brief nach Amerika gesandt habe, wenn nicht etwa mehrere Briefe auf demselben Papiere geschrieben waren, von denen der erste eine Kopie meines letzten Briefes war, während der folgende auf den vorhergehenden sich bezog; in solchem Falle kann ich es vielleicht unterlassen haben, mehr als einen dieser Briefe zu unterzeichnen, weil ich die zweite Signatur auf demselben Blatte für überflüssig hielt.«

»Die erste Antwort auf meinen mehrerwähnten Brief ist datirt: Boston den 24. März 1773, und beginnt so:

»»So eben erhalte ich Ihr Geehrtes vom 2. Dec. vorigen Jahres, mit den verschiedenen

eingeschlossenen Papieren, für deren Uebersendung ich Ihnen sehr verbunden bin. Ich habe sie bereits einigen der von Ihnen genannten Herren mitgetheilt. Sie waren der Meinung, obgleich es unpassend scheine, diese Briefe zu publiciren, so möchte es doch zweckmäßig sein, für einen etwa später nothwendigen Gebrauch, Kopien davon zu nehmen, und hier im Lande zurückzubehalten. Ich las ihnen darauf vor, was Sie mir über diesen Punkt sagten, und fügte hinzu, daß ich, ohne Ihre ausdrückliche Erlaubniß, einen solchen Schritt in keinem Falle zugeben, wohl aber sofort darüber an Sie schreiben und mich nach Ihren Bestimmungen richten würde.««

»Der darauf folgende Brief vom 20. April beginnt so: »»Ich meldete in meinem Letzten, daß die Herren, denen ich die von Ihnen übersandten Papiere mittheilte, der Meinung waren, man müsse sie, oder wenigstens beglaubigte Abschriften davon, nothwendig hier behalten, um sich derselben, sobald der Geschäftsgang es erforderlich mache, bedienen zu können. Wenn Sie die damals erbetene Erlaubniß nicht erhalten, werde ich einen schweren Stand bekommen. Ich werde indeß Ihre Verfügungen abwarten, in der Hoffnung, daß

dieselben die sämmtlichen Herren zufrieden stellen mögen, welche einstimmig der Meinung sind, es könne auf keinen Fall der Mühe werth sein, solche Dokumente nur deßhalb einzusenden, um sie einigen Personen zur Befriedigung ihrer Neugierde vorzulegen.««

»Im Verlauf dieser Korrespondenz erklärte ich mich näher über die Absicht meiner Sendung, mit welcher ich namentlich bezweckt habe, sie nicht nur den Freunden der Provinz, sondern auch einigen Herren von der Partei des Gouverneurs zu zeigen, um auf diese Weise über das Betragen und die Politik des letztern noch genauere Auskunft zu erhalten. Die Bewilligung, Abschriften davon zu nehmen, würde jedoch fortwährend verweigert, und Alles, was ich hätte erlangen können, wäre die Erlaubniß, die Originale längere Zeit in Amerika zu lassen.«

»Unterm 14. Juni ward mir von demselben Herrn Folgendes geschrieben: »»Ich habe mich fortwährend bemüht, die von Ihnen eingegangenen Bedingungen in Betreff jener Papiere unangetastet zu erhalten, habe diese nur den von Ihnen bezeichneten Personen mitgetheilt, und

selbst Ihren (als des Einsenders) Namen geheim gehalten, so wie ich denn auch wünsche, daß der meinige in dieser Angelegenheit nicht zur Sprache komme, weil mir das nachtheilig werden könnte. Allein troß meiner Vorsicht ist es allgemein bekannt geworden, daß solche Briefe hier existiren. Darauf ward ich gezwungen, sie dem Hause der Repräsentanten vorzulegen, machte jedoch die Bedingung, daß sie nicht gedruckt werden sollten. Bald nachher erschienen aber Kopien derselben, die angeblich eben erst aus London gekommen waren, und, auf Verlangen des Hauses, durch den Druck publicirt wurden, ꝛc.«« Der Brief schließt mit den Worten: »»Ich habe wahrlich Alles, was ich vermochte, gethan, um Ihre Bedingungen nicht zu überschreiten; Sie sehen aber aus Obigem, daß es mir nicht möglich war, den Druck zu verhindern, und ich hoffe daher, von allem Tadel in dieser Angelegenheit befreit zu bleiben.««

»Aus diesem Briefe geht hervor, daß man, ohne mein Wissen, in Boston ein Geheimniß daraus gemacht hatte, wer der Einsender war, weil man daraus auf den Empfänger hätte schließen

können, welchem damals viel daran lag, nicht bekannt zu werden.« *)

»Darauf schrieb ich am 25. Juli: »»Ich habe Ihren Brief vom 14. v. M. erhalten, und ersehe daraus, daß Sie das Geschehene nicht wohl verhüten konnten. Was die Angabe der andern, aus England gekommenen, Abschriften betrifft, so halte ich den Umstand für unmöglich. Das war nur eine Ausflucht, um das Haus aller Verantwortung zu überheben. Ich hoffe, daß der Besitz der Original-Papiere und das Verfahren, das man in Betreff derselben einschlagen wird, von heilsamen Folgen für die Provinz sein möge, und dann werde auch ich zufrieden sein. — Ich bemerke ferner aus Ihrem Schreiben, daß, außer dem Dr. Cooper und einem Mitgliede des Ausschusses, Niemand erfahren hat, daß ich der Einsender war. Ich hatte zwar keinen Wunsch der Art ausgesprochen, denn ich hielt das, was ich that, für meine Pflicht, als Agent, und konnte daher die Folgen gleichgültig erwarten,

---

*) Aus Franklin's Privat-Korrespondenz erhellt, daß dies Herr Cushing war, der damalige Sprecher im Repräsentantenhause von Massachusetts.

obgleich ich nicht daran zweifelte, daß sowohl die Partei drüben, als auch die Administration hier, sich durch jenen Schritt gekränkt fühlen würden. Jedoch, da jene Papiere jetzt, gegen mein Versprechen, kopirt und gedruckt worden sind, so freue ich mich, daß mein Name ungenannt blieb, und wünsche, daß er es auch ferner bleibe, was mir indeß nicht wahrscheinlich ist, ꝛc.««

»Aehnliche Aeußerungen enthalten gleichzeitige Briefe an andere Freunde, und einem derselben schrieb ich außerdem Folgendes: »»Es freut mich, zu hören, daß Sie in den Rath erwählt wurden, und nun im Begriffe stehen, an unsern öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen. Ihre Fähigkeit, Rechtlichkeit und ruhig-treue Anhänglichkeit an die Freiheiten unseres Landes, werden von großem Nutzen sein, um in dieser stürmischen Zeit unser kleines Schiff in einen sichern Hafen zu führen. Aus der Bostoner Zeitung ersehe ich, daß es heftige Gemüther unter uns giebt, welche einen schleunigen Bruch wünschen; die allgemeine Verständigkeit unserer Landsleute wird aber, das hoffe ich mit Zuversicht, einsehen, daß wir, durch unsere wachsende Kraft, einer Lage entgegeneilen, in welcher man unsere Forderungen

gewähren muß; daß, so wie zwischen Freunden nicht jede Kränkung eines Duells, und zwischen Nationen nicht jede Beleidigung eines Krieges werth ist, so auch zwischen Regierten und Regenten nicht jeder Irrthum in der Verwaltung, nicht jeder Eingriff in die Rechte einer Rebellion werth sein kann. Es ist, meiner Ansicht nach, für die Gegenwart hinreichend, wenn wir unsere Rechte bei jeder Gelegenheit aussprechen, keines derselben aufgeben, und zugleich aller Mittel uns bedienen, um sie dem Volke immer verständlicher und werther zu machen; wenn wir ferner die Eintracht zwischen den Kolonien zu befestigen suchen, damit die Einheit der Gesinnungen ihnen größeres Gewicht verleihe, und dabei nicht vergessen, daß dieses protestantische Land (unsre Mutter, wenn auch gegenwärtig eine unfreundliche) erhalten zu werden verdient, und daß seine Sicherheit und sein Gewicht in der europäischen Wagschale großen Theils durch unsere Vereinigung mit demselben bedingt sein mag. Ein solches Benehmen kann uns, das bin ich gewiß, in wenigen Jahren zu jeder Bewilligung und zu jeder Sicherstellung unserer unschätzbaren Privilegien führen, die wir nur wünschen und verlangen können.«« —

»Seine Antwort darauf, vom 31. December, war folgende: »»Ich stimme vollkommen mit den in Ihrem letzten Briefe ausgesprochenen Gesinnungen überein. Kein vernünftiger Mensch, meine ich, kann verzweifelte Mittel billigen, ausgenommen in verzweifelten Fällen. Das Volk von Amerika ist im höchsten Grade aufgeregt durch die wiederholten Versuche der Administration, uns der absoluten Macht zu unterwerfen. Man hat uns hingehalten mit Erzählungen von der friedlichen Gesinnung des Ministeriums, und geschmeichelt mit der Versicherung, daß auf unsere unterthänigen Petitionen die Gegenstände aller unserer Beschwerden beseitigt werden sollten. Wir haben von Zeit zu Zeit Petitionen eingereicht; diese hatten jedoch keine andere Wirkung, als uns die eigene Sklaverei nur noch fühlbarer zu machen. Die letzte Maßregel, in Betreff des ostindischen Thees, scheint der Geduld den letzten Streich versetzt zu haben *). Die in Boston, New-York und Philadelphia geschehenen Schritte,

*) Die vom britischen Parlament beschlossene Thee-Akte bestimmte: daß die Kolonisten nicht nur für jedes Pfund Thee einen bestimmten, bis dahin nicht erhobenen Zoll entrichten, sondern auch verpflichtet sein

um durch Zurücksendung des Thees an die Eigener die Zahlung der Abgabe zu verhindern, werden Ihnen bekannt sein. Da man dieses in Boston unmöglich fand, ward die Vernichtung des Thees beschlossen *). Den künftigen Erfolg dieser Begebenheiten kennt Niemand, als Gott. Das Volk scheint unerschütterlich fest bei dem Beschlusse zu beharren, den Theezoll nie zu bezahlen; und wenn das Ministerium entschlossen ist, diese Maßregeln mit Gewalt durchzusetzen, so fürchte ich den Ausgang; — mir ist wahrlich bange, sie werden Amerika in ein Blutbett verwandeln. Doch ich will das Beste hoffen.««

»Ich habe gehört, daß die Administration im Besitze der meisten Briefe ist, die ich in den letzten Jahren in öffentlichen Angelegenheiten geschrieben und empfangen habe, indem man, ent-

---

sollten, keinen andern, als den von der ostindischen Kompagnie in London eingeführten Thee zu kaufen, obgleich sie denselben von den Dänen und Holländern weit wohlfeiler erhalten konnten.

*) Als wilde Amerikaner verkleidet, erstieg das Volk drei im Hafen liegende Schiffe, die zum Theil von der ostindischen Kompagnie mit Thee befrachtet waren, bemächtigte sich der Ladungen, zerschlug 340 volle Theekisten und stürzte sie in's Meer.

weder durch die Glieder der verschiedenen Volksversammlungen, oder durch die Postämter, sich Kopien derselben zu verschaffen wußte. Ich will diese ministerielle Betriebsamkeit nicht verdammen, mich nicht einmal darüber beschweren. Man möge die hier gegebenen Auszüge mit jenen Kopien vergleichen, und man wird sich um so mehr von der Wahrheit des Gesagten überzeugen, und überdies finden, daß die ganze Tendenz meiner Briefe keine andere war, als: Geduld zu predigen und die sorgsamste Verhütung aller gewaltsamen Maßregeln anzuempfehlen, weil das Wohl des Reiches auf der Einigkeit seiner Theile beruhe, weil der König wohlwollend für uns gesinnt sei, so wie auch die Nation im Ganzen es gut und freundlich mit uns meine; weil nur das Ministerium gegen uns eingenommen sei, die Gesinnungen der Minister aber leicht sich ändern, oder auch andere Minister an's Ruder kommen könnten; und weil, wenn diese Umstände auch nicht eintreten sollten, die Zeit wenigstens unfehlbar Hülfe bringen werde, indem Amerika fortwährend und rasch an Kraft und Bedeutsamkeit zunehme, so daß man es bald für rathsam halten müsse, das täglich wichtiger werdende freundschaftliche Vernehmen

mit demselben, durch Anerkennung seiner alten Rechte, zu erneuen und zu befestigen.«

»Die Zeitungen haben verkündet, daß man in mehreren meiner Briefe Verrath entdeckt habe. Das müßte denn eine ganz neue Art von Verrath sein. Die Erfindungsgabe der Hof-Anwalte ist immer sehr fruchtbar gewesen in der Entdeckung neuer Verräthereien; vielleicht ist es jetzt Verrath geworden, das Benehmen der Minister zu tadeln. Kein anderer Verrath, das bin ich gewiß, kann in meiner Korrespondenz gefunden werden.«

»Die Wirkung der Briefe auf die Gemüther in New-England entsprach ganz der Erwartung, die ich davon hegte, als ich sie hinüber sandte. Man sah jetzt, daß die Bedrückungen, die man so sehr als Maßregeln des Mutterlandes getadelt hatte, in der That von zwei oder drei Personen aus dem eigenen Volke herrührten. Natürlich wandte sich nun die ganze Erbitterung von dem Mutterlande weg, und dahin, wo sie hinfallen sollte, auf die Häupter jener Nichtswürdigen, welche das Uebel erzeugt hatten. Beide Häuser faßten die Sache aus diesem Gesichtspunkte auf;« —

(Hier ist eine Lücke in Franklin's Manuscript.)

»und das Haus der Repräsentanten kam dahin überein, folgende Beschlüsse zu genehmigen *):

»»Den 15. Juni 1773. Die Aechtheit der vorliegenden Briefe von Hutchinson und Oliver wird anerkannt, und zugleich, daß dieselben Verdrehungen enthalten, aus welchen die Absicht erhellt, die behandelten Gegenstände in einem für die Provinz höchst nachtheiligen Lichte darzustellen.««

»»Die von Hutchinson vorgebrachte Entschuldigung: er habe jene Briefe privatim geschrieben und mehrere Monate vor seiner Ernennung zum Gouverneur, — wird unerheblich gefunden, weil er schon damals Vice-Gouverneur und Oberrichter der Provinz, und keinesweges verpflichtet war, solche Privatmittheilungen zu machen, weßhalb der Empfänger, ein in den amerikanischen Angelegenheiten sehr thätiges Mitglied des britischen Parlaments, dieselben für glaubwürdige Dokumente halten mußte, während die Briefe selbst, wie heimlich sie auch geschrieben sein mochten, natürlich eine öffentliche Wirksamkeit erlangen mußten.««

»»Die Heimlichkeit habe, wie aus den Brie-

*) Werden hier nur auszugsweise mitgetheilt.

sen selbst hervorgehe, nur den Zweck gehabt, dieselben hier in Amerika nicht bekannt werden zu lassen, wodurch die Sache einen noch beleidigendern und wahrhaft hinterlistigen Charakter gewinne.««

»»Aus allen Umständen sowohl, als aus dem Inhalte selbst, gehe hervor, daß die Tendenz keine andere sei, als: dieser Provinz das Wohlwollen des gnädigsten Königs Georg III. zu entziehen; die Eintracht zwischen Großbritannien und den Kolonien absichtlich zu zerstören; die Bemühungen unserer Agenten und Freunde, uns durch offene Darlegung unserer Beschwerden nützlich zu werden, zu vereiteln, und die strengen und verderblichen Maßregeln, die man gegen diese Provinz ergriffen hat und noch zu ergreifen droht, geflissentlich herbeizurufen.««

»»Es scheine ferner hervorzugehen, daß die Verfasser den Wunsch und die Absicht hatten, daß der Befehl zu gewissen neuen Abgaben in Amerika durch militärische Gewalt vollzogen werden möge, während sie selbst diese Abgaben, aus welchen, im directen Widerspruch mit der Verfassung, ihre eigenen Gehalte bezahlt werden sollten, zuvor in Vorschlag gebracht und anempfohlen hatten.««

»»Es sei außer Zweifel, daß der genannte Hutchinson, während er einerseits die konstitutionelle Freiheit verletzende Maßregeln zu bewirken suchte, sich andererseits auf alle Weise bemüht habe, in den Augen des Volkes als dessen wärmster, stets das wahre Wohl desselben befördernder, Freund zu erscheinen.««

»»Das Haus sei daher der Meinung, daß schon Jahrelang eine Anzahl in Amerika geborner und erzogener Menschen, um zu Vermögen oder zu Ehrenstellen zu gelangen, Plane geschmiedet hätten, wodurch nicht nur die Verfassung dieser Provinz, sondern alle Rechte und Freiheiten der amerikanischen Kolonien verletzt und gefährdet wären, und daß dieselben Menschen, zur Ausführung ihrer selbstsüchtigen Plane, die Herbeirufung der militärischen Macht bewirkt hätten, und deßhalb gerechtermaßen als die Hauptanstifter aller jener Unruhen betrachtet werden müßten, welche nicht anders als mit Blutvergießen enden konnten.««

»»Das Haus habe die gerechteste Ursache, sich zu beschweren, daß die unterthänigsten Petitionen und Vorstellungen dieser Provinz nicht in die Hände des gnädigsten Königs gelangen könnten, bloß weil dieselben durch einen Agenten überreicht

würden, dessen Ernennung dem Gouverneur, der vielleicht die Hauptursache der Uneinigkeit sei, nicht gefallen habe; während die parteilichen, Zwietracht erweckenden Briefe solcher Individuen, die in den neuen Schatzungen und in den Maßregeln zu deren Vollziehung ihren Vortheil gewahren, der Administration vorgelegt würden, und Beschlüsse veranlaßten, welche nicht nur den guten Ruf, sondern auch die unschätzbaren Rechte und Freiheiten des Volkes beeinträchtigen und gefährden müßten.««

»»Daher beschlossen: daß dieses Haus dem Könige und den Konstituenten schuldig sei, Sr. Majestät das Betragen Sr. Excellenz des Herrn Thomas Hutchinson, Gouverneurs, und des ehrenwerthen Herrn Andrew Oliver, Vice-Gouverneurs dieser Provinz, unterthänigst vorzustellen, und zu bitten, daß Se. Majestät die genannten Herren auf immer vom Gouvernement zu entfernen geruhen möge.««

»Die dem Inhalt des Obigen genau entsprechende, und in der gewöhnlichen Form abgefaßte Petition ward mir zugesandt, und sofort, mit einigen Zeilen begleitet, dem Staatssekretär Lord Dartmouth überreicht, von dem ich, ein paar Tage später, folgende Antwort erhielt:

Sandwell den 25. August 1773.

»»Mein Herr!

Ich habe Ihr Schreiben vom 21. d. M. erhalten, zugleich mit einer Adresse des Repräsentantenhauses von Massachusetts, welche ich, sobald ich eine Audienz erhalten kann, dem Könige vorlegen werde. Ich kann nicht umhin, Ihnen bei dieser Gelegenheit zu sagen, mit welcher Freude ich durch Ihre Zeilen erfahren habe, daß das Volk in jener Provinz den aufrichtigen Wunsch hegt, mit dem Mutterlande in gutem Vernehmen zu stehen, und wie aufrichtig ich hoffe, daß die Zeit nicht fern sein möge, wo jeder Grund zu ferneren Klagen aufhören und das Volk sich wieder der vollkommensten Ruhe und Zufriedenheit erfreuen wird.

Ich bin 2c.

Dartmouth.««

»»An B. Franklin, Esq.««

»Wer Lord Dartmouth kannte, kann unmöglich die Aufrichtigkeit der in diesem Briefe ausgesprochenen Wünsche bezweifeln; und wenn die andern Diener Sr. Majestät, zugleich mit der Gewandtheit in der Behandlung öffentlicher An-

gelegenheiten, durch welche die Staatsmänner dieses Landes sich in der Regel ihre Posten zu verschaffen und zu sichern wissen, glücklicherweise eine eben so wohlwollende Gesinnung besessen hätten, als dieser Mann, so war hier eine herrliche Gelegenheit gegeben, die für das Wohl beider Länder so nöthige Eintracht zwischen Großbritannien und seinen Kolonien neu zu begründen, und zwar einzig durch die leicht zu erfüllende Bedingung: den Zustand der Dinge, wie er beim Schluß des letzten Krieges war, wieder herzustellen.«

»Hier war, in einer feierlichen Erklärung der am meisten bedrückten Provinz, Britannien von dem Vorwurfe der Bedrückung frei gesprochen, und die ganze Schuld auf einige wenige Individuen des eigenen Vaterlandes gewälzt. Und man bat nicht einmal um Rache gegen diese Uebelthäter, obgleich sie unstreitig die Rache des ganzen Landes verdienten; man hielt es für eine harte Zumuthung, daß eine Regierung einen Gouverneur bestrafen solle, der nach ihren Befehlen gehandelt hatte, wenn auch diese Befehle durch seine Verdrehungen und Verläumdungen veranlaßt waren; man bat nur: Se. Majestät möge diese Menschen ab-, und andere gute, red-

liche Männer an ihre Stelle setzen. Jene hätten ja anderswo placirt oder auch pensionirt werden können, wie das schon öfter geschehen ist; oder sie hätten, wie vor Alters die Sündenböcke, allen Zwist, der zwischen beiden Ländern sich erhoben hatte, mit in die Wildniß nehmen, und sich gewiß nicht mit Grund über die selbstgeschaffene Bürde beklagen können.«

»Allein die Minister waren nicht so weise, diese Gelegenheit zu ergreifen; sie hielten es für besser, dieselbe zu verwerfen, und mich, der ich sie ihnen darbot, dafür zu mißhandeln und zu bestrafen. Man verschrie mich als einen Aufrührer, und gerade die Handlung, auf welche ich, als ein Mittel, die Uneinigkeiten auszugleichen, besondern Werth legte, ward mir als ein Verbrechen angerechnet, als ein schändlicher Versuch, den Zwiespalt noch zu vergrößern. Sonderbare Verkehrtheit *)!«

»Nicht weniger unglücklich ging es mir mit einer andern Handlung, die ich gleichfalls für

*) Wir müssen im Laufe des öffentlichen Lebens nicht augenblickliche Billigung und dankbare Anerkennung unserer Dienste erwarten. Aber laßt uns nur aus-

eine gute hielt. Sobald die Nachricht von der Publikation jener Briefe in Amerika angelangt war, ward eine große Untersuchung angestellt, um zu erfahren, wer sie hinüber gesandt habe. Ein beim Zollwesen angestellter Herr Temple ward in den Zeitungen als Einsender angeklagt. Er rechtfertigte sich; es erfolgte aber ein öffentlicher Zank zwischen ihm und einem Herrn Whately, den Andere in Verdacht hatten, weil sie meinten, die Briefe wären ursprünglich an einen Bruder dieses Herrn gerichtet gewesen, und nach dessen Tode in des ersteren Hände gekommen. Da der Herr, welchem ich die Briefe zugesandt hatte, die Verheimlichung seines, und, damit man nicht auf ihn rathe, auch meines Namens dringend wünschte, so ließ ich diesen Zeitungsstreit seinen Gang gehen, in der Vermuthung, er werde, wie das zu geschehen pflegt, von selber enden, sobald die Parteien und das Publikum

---

harren, trotz aller Beleidigungen und Mißhandlungen. Die innere Zufriedenheit eines guten Gewissens verläßt uns nicht, und die Zeit wird uns Gerechtigkeit verschaffen, selbst in den Urtheilen derer, die jetzt am meisten gegen uns eingenommen sind.

Aus Franklin's Privat-Korrespondenz.

der Sache müde wären. Allein dieser Streit veranlaßte plötzlich und unerwartet ein Duell, in welchem Herr Whately verwundet ward. Die Wunde war zwar nicht gefährlich, doch beunruhigte mich die Sache, und ich wünschte, sie verhindert zu haben. Jetzt war es zu spät, ich hielt den Streit für abgemacht, und schwieg wie zuvor. Bald aber hörte ich, das Duell werde nicht als beendigt betrachtet, sondern solle von Neuem beginnen, sobald Herr Whately völlig hergestellt sei. Nun glaubte ich, wäre es hohe Zeit, mich in's Mittel zu legen, und da der Streit der öffentlichen Meinung halber geführt ward, so schien mir der kürzeste Weg zur Ausgleichung der Sache, Folgendes durch den Druck bekannt machen zu lassen:

An den Herausgeber des Public Advertiser.

»»Mein Herr!

Da ich erfahre, daß zwei Herren unglücklicher Weise zu einem Duell veranlaßt worden sind, und zwar durch einen Streit über Angelegenheiten, in welchen beide eben so unwissend als unschuldig waren, so halte ich (um ferneres Uebel zu verhüten, so weit das durch eine Er-

klärung möglich ist) mich verpflichtet, zu erklären, daß ich allein die Person bin, welche jene vielbesprochenen Briefe hier erhalten und nach Boston gesandt hat. Herr W. konnte sie unmöglich verschicken, weil sie niemals in seinem Besitz waren, und aus eben dem Grunde konnte Herr T. sie ihm auch nicht wegnehmen. — Sie hatten keinesweges den Charakter einer freundschaftlichen Privat-Korrespondenz; sie waren von öffentlichen Beamten geschrieben und an Personen gerichtet, welche gleichfalls einen öffentlichen Charakter hatten; der Inhalt betraf öffentliche Angelegenheiten, und war berechnet, öffentliche Maßregeln herbeizuführen. Sie hatten keinen andern Zweck, als das Mutterland gegen seine Kolonien aufzubringen, und durch die anempfohlenen Schritte den Zwiespalt, den sie selbst erzeugten, noch zu vergrößern. — Der Hauptgrund, weßhalb die ganze Sache so heimlich betrieben ward, war daher kein anderer, als die Furcht, die Agenten der Kolonien möchten diese Papiere in die Hand bekommen, und, entweder im Original oder abschriftlich, nach Amerika zurücksenden; — und diese Furcht war, wie es scheint, wohl begründet, denn der erste Agent, welcher derselben habhaft

ward, hielt es für seine Pflicht, sie sofort seinen Konstituenten zuzustellen.

Cravenstreet,
den 25. Dec. 1773. B. Franklin,
Agent für Massachusetts.««

»Diese Erklärung ward anfangs allgemein gebilligt, nur hatten Einige daran auszusetzen, daß ich sie nicht früher gemacht habe, um das Duell zu verhindern; allein ich war kein Prophet, ich konnte nicht vorhersehen, daß jene Herren sich schlagen würden, und eben so wenig, daß einer von ihnen meine Erklärung übel nehmen werde; ich glaubte beiden einen guten Dienst zu thun, indem ich sie vom Verdacht reinigte, und so die Ursache ihres Zwistes beseitigte. Ich würde es daher sehr natürlich gefunden haben, wenn beide mir ihre Dankbarkeit bezeugt hätten; allein in Betreff des einen irrte ich mich. Anfangs ward er vielleicht durch seine Wunde verhindert, einen solchen Schritt zu thun; später wußten seine Hof-Connexionen ihn zu einem andern Betragen zu bewegen. Ich war mit diesem Herrn Whately früher in keiner andern Berührung gewesen, als daß er mich ersucht hatte,

in Amerika Erkundigungen einzuziehen, in Betreff einiger Ländereien, die sein Großvater in Pensylvanien angekauft, in seinem Testamente aber nicht erwähnt habe. Ich schrieb deßhalb an einen, in solchen Dingen sehr erfahrnen Freund, und erhielt die Auskunft, daß allerdings gegründete Hoffnung vorhanden sei, diese Ländereien für die Erben des Käufers zu reclamiren. Wenn Herr Whately aber den Prozeß nicht führen möge, sondern vielleicht lieber seine Ansprüche an den Besitz verkaufen wolle, so möge ich ihm, im Namen meines Freundes, 5000 Pf. Sterl. dafür bieten. Diese Nachrichten überbrachte ich ihm ungefähr einen Monat vor dem Duell. Er war sehr damit zufrieden, und kam später noch ein paar Mal zu mir, um die Sache zu besprechen. Daß er mir für die Bemühung, ihm eine zweite Lebensgefahr zu ersparen, nicht dankte, das ließ sich wohl entschuldigen; wenn ihm auch ein Dienst damit geschah, so konnte er doch vielleicht befürchten, daß jede Aeußerung der Zufriedenheit darüber ihm als ein Beweis der Furcht vor einem zweiten Duell ausgelegt werden möge; oder auch er schätzte sein Leben vielleicht für gar nichts; allein die Vermehrung seines Vermögens war doch dem

Banquier vermuthlich nicht gleichgültig. Dennoch ward der zwiefache Dienst, den ich diesem Herrn erwiesen hatte, dadurch vergolten, daß er, ohne die geringste Warnung, weder directe noch indirecte, an mich ergehen zu lassen, mir hinter meinem Rücken einen Kanzlei-Prozeß anhing. In seiner Klage gegen mich gab er an: Er sei der Administrator des Nachlasses seines kürzlich verstorbenen Bruders Thomas Whately, der vor seinem Ende mehrere Briefe von den Herren Hutchinson und Oliver erhalten habe. Diese Briefe seien, man wisse nicht wie, in meine Hände gekommen; ich habe darauf, um die Entdeckung zu verhüten, die Adressen jener Briefe an seinen Bruder, unterschlagen, und, da ich Drucker von Profession sei, durch meine Agenten oder Verbündeten in Amerika, die Briefe selbst drucken und publiciren lassen; ich habe ferner gedroht, dieselben auch in England zu drucken und zu verkaufen, worauf er mich ersucht habe, ihm die besagten Briefe, nebst allen Kopien derselben, auszuliefern, vom ferneren Druck und Verlag derselben abzustehen, und mich, in Betreff des daraus erwachsenen Gewinns, mit ihm zu berechnen; allein ich habe das

abgeschlagen — gegen Billigkeit und gutes Gewissen und zu seinem (des Klägers) offenbaren Schaden und Nachtheil. Er bitte daher den Lord-Kanzler, daß ich genöthiget werden möge, anzugeben, auf welche Weise ich jene Briefe erhalten und wie viele Exemplare ich davon gedruckt und verkauft habe, und mich mit ihm in Betreff des Gewinns zu berechnen ꝛc. ꝛc.«

»Der Herr muß selbst gewußt haben, daß jeder hier angegebene Umstand durchaus falsch war. Wer mit den Gesetzen so wenig bekannt ist, als ich es war (der ich nie zuvor einen Prozeß gehabt hatte), den muß dies Alles eben so sehr in Verwunderung setzen, als mich; jetzt aber habe ich erfahren, daß vor dem Kanzleigericht (Chancery) der Vertheidiger zwar die Wahrheit jedes einzelnen Punktes seiner Antwort beschwören muß, der Kläger hingegen durchaus nicht in Eid genommen wird, ja nicht einmal verbunden ist, in seiner Klage auf die Wahrheit der Angaben zu achten, sondern lügen kann, so viel es ihm gefällig ist. Warum das so ist, verstehe ich nicht; — vielleicht zur Beförderung der Geschäfte.«

»Meine beeidigte Erwiederung war: Die

Briefe seien mir, als dem Agenten für Massachusetts, zugestellt und eingehändiget worden, allein schon damals ohne Adressen gewesen; ich habe, vor dem Empfange derselben, von ihrer Existenz nichts gewußt; mit dem Druckereigeschäfte habe ich mich schon seit Jahren nicht mehr abgegeben, auch habe ich den Druck der Briefe weder befohlen noch veranlaßt; wohl aber habe ich es, als Agent der Provinz, für meine Pflicht gehalten, die besagten Briefe einem Mitgliede des Korrespondenz-Ausschusses, mit welchem ich zu korrespondiren beauftragt war, zuzusenden, weil dieselben Gegenstände enthielten, die nach meinem Urtheil für die Provinz von der größten Wichtigkeit waren, und weil sie zu diesem Zwecke mir übergeben worden; nie habe sich der Kläger wegen dieser Sache an mich gewandt (wie es in der Klagschrift behauptet würde); ich habe keinen Gewinn aus jenen Briefen gezogen, noch dies zu thun beabsichtigt rc.«

»Es war um diese Zeit schon keinem Zweifel mehr unterworfen, daß man jeden Gedanken an eine Versöhnung mit der Kolonie von Massachusetts, durch Beachtung ihrer Petitionen und Abhülfe ihrer Beschwerden, aufgegeben und nur

mit Strenge zu verfahren beschlossen habe; und daß es zur anerkannten Hofmaßregel geworden war, das Volk jenes Landes, und somit auch mich, als Agenten desselben, zu verschreien und zu schmähen. Es war ministerieller Ton, die Provinz und mich in jeder Gesellschaft und in jeder Zeitung zu mißhandeln; und mir ward, lange im Voraus, als eine abgemachte Sache unter der Hand angekündigt: die Petition wegen Absetzung des Gouverneurs werde verworfen werden, die Repräsentanten werden eine Nase bekommen, und ich, der ich die Petition eingegeben habe, werde, zur Strafe, meine General-Postmeister-Stelle verlieren.«

»Auf Alles das war ich daher gefaßt; allein der Angriff des Herrn Whately, das muß ich gestehen, überraschte mich. Ich konnte mir's nicht vorstellen, daß ein Mann, unter solchen Verbindlichkeiten gegen mich, und ohne die geringste Veranlassung meinerseits, so niedrig sein könne, aus eigenem Antriebe einen so ärgerlichen Prozeß gegen mich zu beginnen. — Ein unbedeutender Zufall verschaffte mir bald etwas Licht in dieser Sache. Einer meiner Bekannten, Herr W. Strahan, besuchte mich eines Tages,

und zeigte mir ein »»niedlich Ding,«« wie er es nannte, das er eben für einen Freund aus der Königl. Schatzkammer geholt habe. Es war eine Anweisung von 150 Pfund Sterling, Order Dr. Sam. Johnson, als halbjährige Pension, ausgestellt vom Sekretär der Schatzkammer an denselben Herrn Whately. Ich ersah daraus, daß er ein Banquier der Schatzkammer für die Pensionsgelder sei, also leicht mit der Administration in interessirter Verbindung stehen und durch den Auftrag Anderer zu jener Klage gegen mich veranlaßt sein könne; was mir denn freilich eine, wo möglich, noch niedrigere Meinung von ihm gab, als wenn er wirklich aus eigenem Antriebe gehandelt hätte.«

»Welche ferneren Schritte er oder seine Verbündeten, die Minister, in dieser Sache ergreifen werden, das weiß ich nicht. In der That, ich glaube kaum, daß es dem Banquier belieben wird, noch einen Sechser mehr in diesem Prozeß auszulegen, wenn er sieht, daß es dabei keinen Gewinn zu berechnen giebt; aber meine Finanzen reichen nicht aus, um es hier vor Gericht mit der Schatzkammer aufzunehmen; besonders da die Administration dafür gesorgt hat, es

meinen Konstituenten von New-England unmöglich zu machen, mir irgend ein Gehalt auszuzahlen, oder mir meine Auslagen zu erstatten, indem der Gouverneur ausdrücklich beordert ist, keine für diesen Zweck ausgestellte Anweisung auf die dortige Schatzkammer zu zeichnen.«

»Wie ungerecht es sei, auf diese Weise dem Volke den Gebrauch seines eigenen Geldes zu verwehren, ihm nicht zu gestatten, zu seiner eigenen Vertheidigung einen Agenten zu besolden, während der Gouverneur mit seinem großen Jahrgeld, das durch eine Parlamentsakte von demselben Volke erpreßt wird, im Stande ist, Manduit und Wedderburn reichlich zu bezahlen, damit sie dieses Volk und seinen Agenten beschimpfen und verläumden, — wie ungerecht das ist, liegt so sehr am Tage, daß es keiner weitern Erörterung bedarf. Doch das nennen sie Regierung!« —

(So weit das in Franklin's Nachlaß gefundene Manuscript.)

Dieser klare Bericht aus Franklin's eigener Feder giebt über die Facta, so wie über das ganze Verfahren, die genügendste Auskunft.

Während nun die ministerielle Partei über das Gelingen des eben so schlau als widerrechtlich angelegten Plans triumphirte, gewahrte man im Volke die lebhaftesten Zeichen der Indignation. Der Name Wedderburn ward mit Abscheu genannt, wodurch ihm jedoch zu viel Ehre widerfuhr; er verdiente nichts, als Verachtung. Die Regierung aber hoffte, ihre in Ostindien verwirklichten Plane auch in Amerika durchzusetzen, und so ihre sämmtlichen Kolonien zu einem, der Willkühr unterworfenen, Anhängsel zu machen; sie konnte die, durch selbständige Betriebsamkeit erwachten, Tugenden des Volkes nicht begreifen und erklärte dieselben für Laster. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn diejenigen, welche mit Geist und Kraft die selbständigen Rechte der Amerikaner geltend zu machen suchten, von der Regierung, als ihren Zwecken feindlich Gesinnte bezeichnet und verfolgt wurden; und so hatte auch Franklin, besonders (wie schon oben erwähnt ward) durch seinen siegenden Widerstand gegen die Einführung und Vollziehung der Stempelakte, und durch mehrere zu Gunsten Amerika's publicirte, großes Aufsehen erregende Schriften, sich das Mißtrauen und den Haß der gan-

zen ministeriellen Partei in solchem Grade zugezogen, daß er, nach einander, beobachtet, in Versuchung geführt, verdächtig gemacht *), und endlich, in jener Verhandlung vor dem Geheimen Rath, auf eine eben so widerrechtliche, als unanständige Weise, verläumdet und mißhandelt ward. Er aber fühlte sich über eine solche Niederträchtigkeit zu erhaben, und hatte von dem in öffentlichen Angelegenheiten erforderlichen Anstand zu würdige Begriffe, um sich mit einem Wedder-

*) Unter andern ward Franklin wiederholt beschuldigt: er habe auf alle Weise versucht, seinen Sohn, den Gouverneur Franklin, zu bewegen, dem Könige untreu zu werden und es mit den Kolonien gegen Großbritannien zu halten. Daß diese, wie so manche andere, Beschuldigung auf nichts als Verläumdung gegründet war, geht aus einem Briefe hervor, den er kurz vor dieser Zeit (den 6. Oktober 1773) an seinen Sohn schrieb, und worin es heißt: »Ich weiß, daß deine Ansichten über diese Dinge von den meinigen verschieden sind. Du bist durch und durch ein Anhänger der Regierung. Ich begreife das, und trachte nicht, dich zu bekehren. Nur wünsche ich, daß du mit Aufrichtigkeit und Konsequenz verfahren und jene falsche Zweideutigkeit fliehen mögest, welche Hutchinson nicht nur verhaßt, sondern auch verächtlich macht. Wenn du das Wohl deines Volkes fördern und dasselbe glücklicher verlassen kannst, als du es vorfandst, so wird man dein Andenken ehren, gleichviel, zu welchen politischen Grundsätzen du dich bekennen mögest.«

burn in persönliches Gezänk einzulassen. Er ging daher ruhig nach Hause, und dachte wahrscheinlich an ein höheres, kompetenteres Tribunal zu appelliren. Allein er kannte noch nicht die tückische Macht der ministeriellen Ränke. Franklin selbst und sein Einfluß auf die öffentliche Meinung waren viel zu sehr gefürchtet, um den Erfolg dieser schlechten Sache ruhig abzuwarten. Man hielt es vielmehr für nothwendig, den zwar geschlagenen, aber keinesweges unterjochten Feind, für die Gegenwart wenigstens, zu entwaffnen und ihm so viel als möglich die Hände zu binden. Wedderburn wußte Rath. Whately ward beordert, eine Klage gegen Franklin zu fabriciren, die man beim Kanzleigerichte einreichen könne. Dies geschah, und verfehlte seinen Zweck nicht; denn so lange Jemand in Anklagestand vor dem Lord-Kanzler ist, darf er seinen eigenen Ruf, sofern derselbe vom Richterspruch abhängig ist, nicht vertheidigen. Franklin mußte also schweigen, bis dieser Prozeß beendigt war. Um ihn aber desto leichter in die Länge ziehen zu können (obgleich die Schatzkammer dazu reich genug ist), erfand man noch außerdem das obenerwähnte Mittel, die Auszahlung des Gehalts oder etwaiger

Entschädigungsgelder an Franklin zu verhindern, indem man dem Gouverneur den Befehl ertheilte, keine darauf Bezug habende Anweisung der Repräsentanten auf die Schatzkammer durch seine Unterschrift gültig zu machen.

So hatte man sich denn gegen ihn selbst vollkommen gedeckt und für jede Verläumdung freies Feld gewonnen. Nur die Freunde konnte man nicht verhindern, seine Sache und seinen Charakter zu vertheidigen, was denn auch mit Wärme und nicht ohne Erfolg geschah.

Während dieser Verhandlungen erhob sich plötzlich noch ein anderer Gegner Franklin's. Der Dr. Tucker, Dechant von Gloucester, publicirte eine Schrift, worin er das öffentliche Benehmen Franklin's stark tadelte, und insbesondere behauptete: »obgleich Franklin später der Einführung der Stempelakte sich widersetzte, habe er doch den Herrn George Grenville um die Stelle eines Stempelpapier-Verwalters in Amerika gebeten.« — Dies veranlaßte einen Briefwechsel zwischen den beiden Herren. Franklin bat um Beweise der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen; worauf Tucker erwiederte: er werde mit Vergnügen seine Behauptungen wider-

rufen, wenn Franklin sich wirklich rechtfertigen könne; allein es lägen Thatsachen vor, aus denen erhelle, daß er — wo nicht für sich — doch für einen Freund um die erwähnte Stelle nachgesucht habe. Franklin erklärte darauf in einem längern Schreiben vom 26. Februar 1774 den Zusammenhang dieser Sache. Herr Grenville hatte nämlich den Wunsch geäußert, keine Engländer als Stempelpapier-Verwalter anzustellen, damit die aus der neuen Abgabe zu beziehenden Gehalte dieser Beamteten den Amerikanern nicht entzogen würden, und hatte Franklin deßhalb bitten lassen, ihm zuverlässige Männer in Amerika zu nennen, denen man die besagten Stellen anvertrauen könne. Die Erfüllung dieser Bitte hatte Franklin um so weniger ausschlagen mögen, da Herr Grenville wußte, daß er ein entschiedener Gegner der Akte war, mithin aus diesem Schritte keine Billigung derselben entnehmen konnte. Er bat darauf den Herrn Tucker in demselben Briefe, durch nähere Angabe der vermeinten Thatsachen oder sonstigen Vermuthungsgründe ihn in den Stand zu setzen, sich gegen die publicirten Anschuldigungen förmlich zu vertheidigen. Allein der ehrwürdige De-

chant war entweder so leidenschaftlich gegen Franklin eingenommen, daß er, mit oder ohne Grund, dessen Charakter durchaus verunglimpfen wollte, oder er war zu eitel, um seine Uebereilung einzugestehen, denn er hielt es für gut, den zuletzt erwähnten Brief gar nicht zu beantworten.

Alle die schönen Hoffnungen, welche Franklin auf den Einfluß des gegenwärtigen Ministers, des Lord Dartmouth, gebaut hatte, fingen jetzt an zu schwinden. Man hatte nicht nur keinen einzigen Versuch gemacht, die vor seiner Ernennung getroffenen Maßregeln zu annulliren, sondern im Gegentheil fortwährend neue hinzugefügt, die nur dazu dienen konnten, die Lage und die Stimmung der Kolonien immer verzweifelter zu machen. Franklin publicirte, vermuthlich in diesem Jahre, eine Schrift »über den Ursprung und Fortgang der Zwistigkeiten zwischen Großbritannien und den amerikanischen Kolonien,« worin die verschiedenen Gegenstände der Beschwerden nach einander angegeben und beleuchtet wurden. Auch andere Schriftsteller traten auf und thaten ihr Möglichstes, um endlich eine friedliche Ausgleichung herbeizuführen. Die Amerikaner hatten von ihrer Kindheit an gelernt, das Volk,

dem sie ihre Abstammung, Sprache, Sitten und Gesetze verdankten, über Alles hoch zu schätzen. Sie verbanden mit dem Namen eines Engländers die Idee alles Guten und Großen, und hätten mit solchen Gesinnungen gewiß nie an eine Trennung vom Mutterlande gedacht, wenn sie nicht durch fortdauernde, eben so unkluge als ungerechte, Bedrückungen von Seiten des Ministeriums endlich fast dazu gezwungen worden wären.

Die unbeugsame Festigkeit der Kolonien, mit welcher sie sich weigerten, die ohne ihre Zustimmung ihnen auferlegten Abgaben zu bezahlen, führte jetzt die nur auf Zwangsmaßregeln bedachte Regierung zu dem Entschluß, den Hafen von Boston zu sperren, wodurch die Amerikaner sich dergestalt in ihrer Freiheit verletzt fühlten, daß sie sich nicht nur in den Zeitungen bitter darüber beschwerten, sondern daß auch die durch den Absatz ihrer Produkte mit dem Mutterlande am engsten verbundenen Kolonien mit den andern förmliche Bündnisse schlossen, in welchen sie sich gegenseitig verpflichteten, ihre eigenen Manufakturen zu heben, sich aller Luxusartikel, besonders der aus England kommenden, zu entwöhnen, und auf den Genuß ihrer eigenen Erzeugnisse zu be=

schränken. Virginien und Maryland z. B. beschlossen, keinen Tabak mehr zu bauen, und fast alle übrigen Kolonien schritten zu ähnlichen Beschlüssen, bei denen sie beharren wollten, bis sie auf diese und ähnliche Weise eine allgemeine Abstellung der Beschwerden aller amerikanischen Provinzen erzwungen hätten.

Schon am 7. Juli 1773 hatte Franklin an den Herrn Thomas Cushing, Sprecher des Hauses von Massachusetts, Folgendes geschrieben: »Die Stärke eines Reiches beruht nicht allein auf der Einigkeit seiner Theile, sondern auch auf deren fortwährenden Bereitwilligkeit zur vereinten Anstrengung ihrer gemeinschaftlichen Kraft. — Der Ausbruch eines Krieges ist kein passender Zeitpunkt für die Erörterung der Rechte; und die Verzögerung, die jener nothwendig machen würde, könnte dem Gemeinwohl nachtheilig werden. — Die Weigerung einzelner Kolonien kann keinen großen Eindruck machen, wenn die andern sich den Lasten willig unterziehen, wozu sie vielleicht durch List und Lockung mancher Art bewogen werden können, und ein solcher Mangel an Uebereinstimmung würde jede, sonst noch so gerechte Hoffnung auf allgemeine Abhülfe

der Beschwerden vereiteln. Aus diesen Gründen scheint mir die Berufung eines allgemeinen Kongresses, jetzt in Friedenszeiten, das beste Auskunftsmittel zu sein. Auf diesem Kongreß müßten die sämmtlichen Kolonien zuerst eine vollständige und feierliche Behauptung und Erklärung ihrer Rechte erlassen, dann aber sich gegenseitig förmlich verpflichten, in irgend einem allgemeinen Kriege der Krone keine Art von Unterstützung zu gewähren, bis jene Rechte vom Könige und beiden Häusern des Parlaments anerkannt sind, und von diesem Beschlusse die Krone förmlich benachrichtigen. Ein solcher Schritt würde, glaube ich, den Streit zu einer Krisis bringen; und man möge nun unserm Begehren unmittelbar willfahren, oder Zwangsmaßregeln ergreifen, um unsern Sinn zu ändern, so werden wir auf jeden Fall zum Ziele gelangen. Denn selbst das Gehässige solcher Zwangsversuche wird dazu beitragen, uns immer einiger und kräftiger zu machen; und mittlerweile wird die ganze Welt einräumen müssen, daß unser Benehmen ehrenwerth war.« —

So lautete Dr. Franklin's Rath; und ein Jahr später ward derselbe in allen seinen Theilen

befolgt, und bewirkte so die ersten Schritte zur Vereinigung der Kolonien und deren endliche Emancipation von Großbritannien.

Die erste Versammlung des allgemeinen Amerikanischen Kongresses fand Statt in Philadelphia den 17. September 1774. Die kräftigen Schritte und Beschlüsse desselben sind aus der Amerikanischen Geschichte bekannt. Was aber das Schicksal Franklin's in dieser Periode betrifft, so können wir ihn wieder selbst redend einführen, indem er, während seiner Reise nach Amerika, im März 1775 Folgendes an seinen Sohn schrieb:

An Bord des Pensylvanischen Packetboots,
den 22. März.

»Lieber Sohn!

Ich will jetzt meine Muße dazu verwenden, dir, meinem Versprechen gemäß, die nähern Umstände der Verhandlungen, in Betreff der Mißverständnisse zwischen Großbritannien und Amerika, so weit ich darin verwickelt war, zu erzählen.

Nach Beendigung der letzten Parlamentssitzung, in welcher die strengen Maßregeln gegen die Provinz Massachusetts beschlossen waren, begann die Minorität ernstlich an eine Koalition

zu denken. Man fürchtete, daß die zu weit getriebene Strenge zu nachtheiligen Folgen für das ganze Reich führen möge, und wollte daher eine Verbindung stiften, aus welcher ein neues Ministerium gebildet werden könne, falls das Mißlingen der letzten Maßregeln und die Festigkeit im Widerstande der Kolonien in den Augen des Königs einen Wechsel nothwendig machen solle. Ich that mein Möglichstes, um diese Stimmung und die daraus hervorgehenden Plane zu befördern.

Vom Januar 1774 an, da mir vor Gericht die, dir bekannte, Kränkung widerfuhr, hatte ich keinem Minister mehr meine Aufwartung gemacht. Ich sprach kein Wort, mich gegen jene Beschuldigungen zu vertheidigen, ich that keinen Schritt, mich jener Beleidigungen wegen zu rächen; ich hielt es für besser, zu schweigen, bis sich vielleicht künftig eine passende Gelegenheit darböte. Dann und wann vernahm ich, daß die Vernünftigen unter meinen Gegnern sich der mir widerfahrenen Behandlung schämten; ich begnügte mich, auch hierbei meine Gedanken für mich zu behalten. Allein man sah ein, daß man gegen Massachusetts zu weit gegangen war, man wünschte,

Manches wieder gut zu machen, und wollte sich meiner als eines Vermittlers bedienen, was jedoch nur indirekte geschehen konnte.

Als ich 1757 nach England kam, machte ich mehrere Versuche, dem Lord Chatham (Pitt) vorgestellt zu werden, doch ohne Erfolg; er war vielleicht gar zu sehr mit wichtigen Geschäften überhäuft, und ich mußte mich mit der Bekanntschaft seiner Sekretäre begnügen, durch welche er sich mancherlei Auskunft in Betreff der Stimmung der Amerikaner ꝛc. von mir erbitten ließ. Ich betrachtete Herrn Pitt daher als unzugänglich, bewunderte ihn aus der Ferne, und machte keine weitern Versuche, ihn persönlich kennen zu lernen. Allein im August vorigen Jahres forderte mich Lord Stanhope auf, mit ihm zu Lord Chatham zu fahren, weil letzterer meine Bekanntschaft zu machen wünsche. Dieser wahrhaft große Mann empfing mich mit ausgezeichneter Höflichkeit, befragte mich nach der Lage der Amerikanischen Angelegenheiten, sprach mit Wärme über die Strenge der neulichen Beschlüsse gegen die Provinz Massachusetts, erzählte mir Einiges von seiner wider jene Maßregeln gehaltenen Rede, und sagte, er schätze und achte das Volk jenes

Landes sehr hoch, und hoffe, dasselbe werde fortfahren, in Festigkeit und Einigkeit durch alle friedlichen und gesetzlichen Mittel seine verfassungsmäßigen Rechte, zu vertheidigen. Als ich ihm versicherte, daß ich daran nicht zweifele, äußerte er seine Freude, dies von mir zu hören, da er überzeugt sei, daß ich genau davon unterrichtet sein müsse. Ich nahm darauf die Gelegenheit wahr, zu bemerken, daß in frühern Fällen große Reiche zuerst in ihren äußersten Grenzprovinzen zerfallen wären, weil diese dem Sitze und dem Auge der Regierung zu fern gewesen, um es der letztern, durch stets neue und treue Kenntniß der Lage und der Verhältnisse, möglich zu machen, dieselben immer gut regieren zu lassen, und weil sie eben daher durch schlechte Beamte unterdrückt worden wären, welche sich, der großen Entfernung wegen, vor wirksamen Klagen und deren Folgen sicher wähnten. Dieses Reich habe bisher eine Methode befolgt, wodurch auch die fernsten Provinzen vor einer solchen Unterdrückung glücklich bewahrt worden, indem nämlich jeder Provinz in bedeutendem Umfange ihre eigene Regierung anvertraut worden wäre; und deßhalb habe eine solche Zufriedenheit unter den Amerika-

nischen Unterthanen geherrscht, und solche Aufmunterung zu neuen Ansiedlungen, daß wir, unsere westlichen Grenzen immer mehr erweiternd, stets neue Provinzen bis zur Südsee hin gebildet haben würden, wenn nicht die neueste, irrige Politik unser Fortschreiten gehemmt hätte, indem sie das Parlament allmächtig machen wolle, was es doch nicht sein dürfe, wenn es nicht zugleich allwissend zu werden verstehe. Daß ein so schöner und zur Beglückung aller Unterthanen des größten Reiches so wohl geeigneter Plan jetzt zu scheitern drohe, das sei sehr zu beklagen, doch hätte ich die Hoffnung, daß derselbe noch aus den verstümmelnden Händen der gegenwärtigen in Irrthum befangenen Minister gerettet werden könne, wenn der edle Lord, mit den andern großen und weisen Männern der britischen Nation sich vereinigend, dahin wirken wolle, und daß auf diese Weise die dem Wohle beider so nothwendige Einheit und Harmonie zwischen England und seinen Kolonien noch wieder hergestellt werden könne. — Er erwiederte mit großer Artigkeit, dem Plane, unser Reich auf solche Art immer weiter auszudehnen, liege eine gesunde Idee zum Grunde, würdig eines großen, wohlwollenden

und umfassenden Geistes. Er wünschte, mit mir, ein gutes Einverständniß unter den Parteien in England, als ein Mittel zur Wiederherstellung der Einigkeit zwischen beiden Ländern, welche er für sehr wichtig und nothwendig halte; doch meinte er, die Koalition der verschiedenen Parteien in Amerika sei schwierig, und mehr zu wünschen als zu erwarten. Er erwähnte, daß man hier die Meinung hege, Amerika strebe danach, einen unabhängigen Staat für sich zu bilden, oder wenigstens von den alten Navigations-Akten sich zu befreien. — Hierauf entgegnete ich: Mehr als einmal hätte ich unser ganzes Land von einem Ende bis zum andern durchwandert, dabei in der verschiedenartigsten Gesellschaft gelebt, und mit Leuten aller Art gegessen, getrunken und ohne alle Zurückhaltung gesprochen, aber nirgends und von keinem Menschen hätte ich, weder in der Trunkenheit, noch bei nüchternem Sinne, den Wunsch einer Trennung vom Mutterlande bemerkt, ja nicht einmal einen Wink vernommen, daß so etwas vortheilhaft für Amerika sein würde. Was aber die Navigations-Akte beträfe, so wären die wesentlichen Bestimmungen derselben, nämlich, daß unser Handel in Britischen Schiffen

geführt werden müsse, daß fremde Schiffe von unsern Häfen ausgeschlossen wären, und daß wir mit drei Viertheilen britischer Seeleute fahren müßten, uns eben so genehm, als sie es für England sein könnten. Wir hätten selbst nichts dagegen einzuwenden, daß das Parlament unsern Handel im Allgemeinen regulire, wenn nur diese Regulationen bona fide für das Wohl des ganzen Reiches getroffen würden, und nicht zum geringen Vortheil eines und dem großen Nachtheil des andern Theiles, wie z. B. daß unsere Schiffe genöthigt würden, in England anzulaufen, wenn sie Wein und Früchte aus Portugal oder Spanien nach Amerika führten; wie ferner die Beschränkungen unserer Wollenmanufakturen und Hutfabriken, das Verbot, Stahlwaaren zu verfertigen rc. — Er räumte ein, daß einige Verbesserungen in diesen Akten zweckmäßig sein möchten, äußerte seine Zufriedenheit mit meinen Bemerkungen, besonders mit der Versicherung, daß Amerika nicht nach Unabhängigkeit strebe, und fügte hinzu, daß es ihm Freude machen würde, mich so oft als möglich bei sich zu sehen; worauf ich mich mit den aufrichtigsten Versicherungen meiner Dankbarkeit und Hochachtung empfahl.

Am 29. November 1774 sollte das neue Parlament eröffnet werden. In den ersten Tagen dieses Monats sagte mir ein Herr Raper, Mitglied der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften, daß eine geistreiche Dame, die Schwester des Lord Howe, meine Bekanntschaft zu machen und mit mir Schach zu spielen wünsche. Ich nahm die Herausforderung gern an, und hatte keine Ahnung, daß derselben irgend ein politischer Zweck zum Grunde liegen könne. Einige Tage später ward ich durch Herrn Raper bei Mrs. Howe eingeführt, spielte einige Partien Schach mit ihr, und versprach um so lieber, bald wieder zu kommen, da mir ihre Unterhaltung und ihr ganzes Betragen sehr wohl gefiel. Um dieselbe Zeit ward ich von Herrn David Barclay und Herrn Dr. Fothergill aufgefordert, mich mit ihnen über die Amerikanischen Angelegenheiten zu besprechen, und als ich mich dazu bereit erklärte, ward der 4. December zu einer Zusammenkunft verabredet. An eben diesem Tage war ich Nachmittags bei Mrs. Howe. Wir spielten Schach, sprachen über Gegenstände der Mathematik, worin sie ungewöhnliche Kenntnisse besaß, und dann über das eben versammelte Par-

lament. »Und was wird aus dem Streit zwischen England und den Kolonien werden?« fragte sie; »ich will hoffen, kein Bürgerkrieg.« — Sie sollten sich küssen und Freunde sein, sagte ich, was können sie besseres thun? Streit kann keinem Theile nützlich, und beiden verderblich werden. — »Ich habe oft gesagt,« entgegnete sie, »die Regierung sollte sich Ihrer Hülfe bedienen, um den Streit zu schlichten; ich bin gewiß, Keiner könnte das so gut, als Sie. Meinen Sie nicht, daß die Sache möglich wäre?« — Ohne Zweifel, Madam, wenn die Parteien geneigt sind, sich zu versöhnen. Denn die beiden Länder haben keine so widerstreitende Interessen, daß sie sich darum entzweien müßten. Die Sache ist vielmehr an sich unbedeutend, und könnte durch zwei oder drei vernünftige Menschen in einer halben Stunde geschlichtet werden. Ich danke Ihnen für die gute Meinung, die Sie von mir hegen; allein die Minister werden nie daran denken, mir dies gute Werk anzuvertrauen; sie halten es für besser, mich zu beleidigen. — »Es ist wahr,« sagte sie, »ihr Betragen gegen Sie macht ihnen Schande, und in der That, einige von ihnen schämen sich jetzt deshalb.« — Ich

betrachtete dies Gespräch als ein zufälliges, dachte nicht weiter daran, und ging zu Dr. Fothergill, wo ich, der Abrede gemäß, ihn und Herrn Barclay fand.

Der Doctor sagte mir in andern Ausdrücken ungefähr dasselbe, was Mrs. Howe gegen mich geäußert hatte. Barclay stimmte mit ein, und Beide drangen mit großem Ernst in mich, jetzt, da es noch vielleicht Zeit wäre, noch einen Versuch zur Ausgleichung zu machen, und deshalb vorläufig diejenigen Punkte schriftlich aufzusetzen, auf welche, meiner Ueberzeugung nach, eine friedliche Beendigung des immer gefährlicher werdenden Zwiespalts begründet werden müßte. Obgleich ich erklärte, daß ich im Grunde alle Hoffnung aufgegeben habe, weil ich überzeugt sei, das Ministerium wolle keinen friedlichen Vergleich, so hielt ich es doch für meine Pflicht, meinerseits nichts unversucht zu lassen, und setzte mehrere Punkte auf, deren Annahme wahrscheinlich eine dauerhafte Einigung zwischen Britannien und den Kolonien bewirken könne. Als wir bei einer zweiten Zusammenkunft diese Punkte weitläuftig besprochen hatten, sagte Dr. Fothergill, er werde diesen Aufsatz dem Lord Dart-

mouth zeigen, der, nach seiner Ueberzeugung, der Sache sehr günstig gesinnt sei. Herr Barclay fragte darauf, ob wir etwas dagegen hätten, daß er denselben dem Lord Hyde mittheile, der bedeutenden Einfluß auf das Ministerium habe. Ich kannte und achtete Lord Hyde, und hatte also nichts dawider, zumal, da ich den Aufsatz auf die Bitte meiner beiden Gefährten und zu ihrer beliebigen Benutzung geschrieben hatte. Doch kamen wir darin überein, daß es besser sei, mich nicht als den Verfasser zu nennen, weil die Minister gegen mich und alles, was von mir kam, eingenommen waren. Ich hielt daher meinerseits die Sache durchaus geheim, erfuhr jedoch bald darauf, daß sie — ich weiß nicht, wie — bekannt geworden war. In der folgenden Woche erhielt ich eine Petition des allgemeinen Amerikanischen Kongresses, und zugleich, in einem Schreiben vom Präsidenten desselben, dem Herrn Henry Middleton, an die Amerikanischen Agenten in London, die Versicherung der vollkommenen Zufriedenheit des Kongresses mit den bisher geleisteten Diensten, begleitet von der Aufforderung, auch ferner alles aufzubieten, um wo möglich das gute Vernehmen wieder herzustellen,

und den Auftrag, die genannte Petition in die Hände Sr. Majestät zu liefern. Sie enthielt eine gedrängte Uebersicht der wesentlichen Gegenstände, worüber die verschiedenen Kolonien sich, ihrer Ueberzeugung nach, zu beschweren hatten, dann eine Auseinandersetzung der Gründe, weshalb der Congreß sich für verpflichtet halte, die Sache dem Könige selbst vorzustellen, und endlich die Bitte, die Kolonien von den genannten Gegenständen der Klage zu befreien, und auf diese Petition eine gnädige Antwort zu ertheilen. Das Ganze war in einer offenen und warmen, aber doch ruhigen und bescheidenen Sprache abgefaßt*), datirt aus Philadelphia vom 26. Octo-

*) Zum Belege hier ein paar Stellen daraus: »Hätte es unserm Schöpfer gefallen, uns in einem Lande der Sklaverei in's Dasein zu rufen, so wäre das Gefühl unserer Lage vielleicht durch Unwissenheit und Gewohnheit gemildert worden. Aber — Dank seiner anbetungswürdigen Güte — wir wurden geboren als Erben der Freiheit, und erfreuten uns stets unserer Rechte unter dem Schutze Ihrer Königlichen Vorfahren, deren Familie auf den Britischen Thron erhoben ward, um eine fromme und brave Nation vom Papismus und Despotismus eines abergläubischen, unerbittlichen Tyrannen zu befreien. Wir sind daher überzeugt, daß Ew. Majestät freudig anerkennen, daß Ihr Recht auf die Krone begründet ist auf Ihres Volkes rechtlichen Ansprüchen auf Freiheit; und des-

der 1774, und unterzeichnet von sämmtlichen Mitgliedern des Kongresses.

Der erste Eindruck, den das Verfahren des Amerikanischen Kongresses auf das Volk machte,

---

halb können wir nicht bezweifeln, daß Ihre Königl. Weisheit das Gefühl billigen muß, welches Ihren Unterthanen gebeut, den Segen, den sie von der Vorsehung empfingen, ängstlich zu bewachen, und dadurch die treue Erfüllung jenes Vertrages zu beweisen, welcher das illustre Haus von Braunschweig zu der Königlichen Würde erhob, die dasselbe jetzt bekleidet.« —

»Indem wir diesen treuen Bericht erstatten, thun wir alles, was in unserer Macht steht, um die großen Gegenstände Ihrer Königlichen Fürsorge, die Ruhe Ihrer Regierung und das Wohl Ihres Volkes zu fördern.« — »Da Ew. Majestät des ausgezeichneten Vorrechts genießen, über freie Männer zu herrschen, so fürchten wir nicht, daß die Sprache freier Männer Ihnen mißfallen könne.« — »Wäre es uns vergönnt gewesen, die von unsern Voraltern ererbten Güter in Ruhe zu genießen, so würden wir jetzt in friedlicher, freudiger und nützlicher Thätigkeit gestrebt haben, unsere Ergebenheit gegen Ew. Majestät, und unsere Verehrung für den Staat, welchem wir unsern Ursprung verdanken, durch stets neue Beweise an den Tag zu legen.« —

»Wir zweifeln nicht, daß die Reinheit unserer Absicht und die Rechtlichkeit unseres Betragens uns vor jenem großen Richterstuhle, dessen Urtheil die ganze Menschheit sich unterwerfen muß, rechtfertigen werde. Wir verlangen nur Frieden, Freiheit und Sicherheit. Wir wünschen keine Verminderung der Königlichen Prärogative, wir erbitten uns keine Be-

war sehr zu seinen Gunsten, und auch der Staats-Sekretär, dem wir die Petition mittheilten, sagte uns (nach einer deshalb gepflogenen Berathung mit den andern Ministern), dieselbe sei sehr anständig und geziemend abgefaßt, und er werde sie mit Vergnügen Sr. Majestät überreichen. Der König nahm sie gnädig auf, und versprach, sie beiden Häusern des Parlaments, bei deren ersten Sitzungen, vorzulegen, so daß wir Ursache hatten zu hoffen, diese Petition werde wirklich eine Veränderung in den Maßregeln hervorbringen.

Als ich am 25. December Mrs. Howe besuchte, empfing sie mich mit den Worten, ihr Bruder, Lord Howe, wünsche meine Bekanntschaft zu machen, er sei ein sehr guter Mann, und wir würden uns gewiß gegenseitig gefallen. Ich erwiederte, daß ich immer Gutes von ihm gehört habe, und es mir zur Ehre rechnen werde, ihn kennen zu lernen. Darauf schrieb sie ihm sofort ein Billet, und er war nach wenigen Minuten bei uns.

---

willigung eines neuen Rechts. Ihre Königliche Autorität über uns und unsere Verbindung mit Großbritannien, werden wir stets sorgsam und eifrig zu stützen und zu erhalten uns bemühen 2c. 2c. «

Er sagte viel Artiges über die Gründe, weshalb er meine Bekanntschaft wünsche, doch hob er einen besonders hervor, nämlich: den beunruhigenden Zustand unserer Amerikanischen Angelegenheiten, von denen Niemand besser unterrichtet sein könne, als ich. Er theile, versicherte er, mit mehreren seiner Freunde die Ueberzeugung, daß gerade ich sehr viel zur Ausgleichung der Differenzen beitragen könne, wenn ich es übernehmen wolle; ich sei zwar vom Ministerium schlecht behandelt worden, doch hoffe er, ich werde das in dem gegenwärtigen Falle nicht weiter beachten, besonders da er versichern könne, daß Viele ihr Benehmen gegen mich bereuten; er selbst stehe mit den Ministern nur in freundschaftlicher Verbindung, und sei ein unabhängiges Mitglied des Parlaments; allein er erkenne die Wichtigkeit der Sache, wünsche, so viel als möglich Gutes zu wirken, und wolle mich daher ersuchen, ihm meine Ansichten über die Mittel zu einer möglichst schleunigen Versöhnung mitzutheilen, weil jeder Verzug die traurigsten Folgen nach sich ziehen könne; er hoffe, ich werde das Zudringliche dieser Aufforderung eines mir fremden Mannes entschuldigen, und dasselbe nur

auf Rechnung seines Eifers für die gute Sache schreiben; — ich sei vermuthlich nicht geneigt, mit dem gegenwärtigen Ministerium über diesen Gegenstand in directe, vielleicht nicht einmal in indirecte Kommunikation zu treten, deshalb wolle er sich erbieten, als Vermittler zu agiren, und die Minister mit meinen Ansichten, so wie mich mit den ihrigen bekannt zu machen, und ich könne mich fest darauf verlassen, daß er Alles, was ich bei meinen Eröffnungen als Geheimniß betrachtet zu wissen wünsche, als solches treu bewahren werde.

Mrs. Howe erbot sich jetzt, zu gehen, um uns allein zu lassen; ich bat sie aber, zu bleiben, und fügte hinzu, daß ich kein Geheimniß habe, was ich nicht gern ihrer Klugheit und Vorsicht anvertrauen könne. Darauf sagte ich dem Lord, daß seine Art und Weise, sich auszusprechen, mir gleich ein solches Vertrauen eingeflößt habe, daß ich mich gern ohne Rückhalt gegen ihn äußern werde. Er möge sich darauf verlassen, daß ich den innigsten Wunsch habe, und alles, was in meinen Kräften stehe, aufbieten werde, den Bruch zwischen beiden Ländern zu

heilen; allein die Rede des Königs sowohl, als die beschlossenen und proponirten Maßregeln ließen mich fürchten, daß das gegenwärtige Ministerium keinesweges eine freundliche Ausgleichung beabsichtige. Was die mir persönlich zugefügten Beleidigungen betreffe, so wären die Kränkungen, die mein Vaterland erfahren habe, so viel wichtiger und bedeutender, daß mir bei dem vorliegenden Falle jene keiner Beachtung werth schienen, und es sei außerdem mein Grundsatz, bei öffentlichen Angelegenheiten stets von meinen Privatverhältnissen zu abstrahiren, so daß ich mich sehr wohl selbst mit meinen persönlichen Feinden vereinigen könne, um dem Staate nützlich zu werden, und mit dem Staate, wenn dessen Wohl es erheische, um jenen zu dienen. — Er war mit dieser Erklärung sehr zufrieden, und bat mich, die Bedingungen schriftlich aufzusetzen, welche, nach meiner Meinung, einer Versöhnung zum Grunde gelegt werden müßten, und welche wir dann — um das Gerede zu vermeiden — im Hause seiner Schwester mit einander besprechen könnten, wo man bereits gewohnt wäre, mich öfter hingehen zu sehen, um mit ihr Schach zu spielen. Ich versprach, einen Aufsatz der Art zu machen,

und mich am künftigen Mittwoch mit demselben bei Mrs. Howe einzufinden.

Um dieselbe Zeit erfuhr ich durch den Gouverneur Pownall, daß der Staats-Minister, Lord North, keinesweges die bisher ergriffenen Maßregeln billige, und im Gegentheil sehr geneigt sei, eine Versöhnung zu befördern, vorausgesetzt, daß die Bedingungen mit der Ehre der Regierung sich vertrügen.

Ich hatte dem Herrn Pitt (Lord Chatham) versprochen, ihm jede wichtige Neuigkeit, die ich aus Amerika erhalten würde, sofort mitzutheilen, und ihm demgemäß die Verhandlungen des allgemeinen Kongresses gleich zugesandt; ich selbst aber war in den darauf folgenden Tagen so sehr beschäftigt, daß es mir erst am 26. December möglich war, ihn auf seinem Landsitze zu besuchen, um seine Ansicht über das Ganze zu erfahren. Er empfing mich mit einer Art von achtungsvoller Zuneigung, die mir von einem so großen Manne äußerst schmeichelhaft sein mußte; allein die Meinung, die er vom Congreß äußerte, war mir doch noch erfreulicher. Er sagte, der Kongreß habe mit so großer Mäßigung und Weisheit gehandelt, daß er denselben für die eh-

renwertheste Versammlung von Staatsmännern halte, die seit den schönsten Zeiten der alten Griechen und Römer jemals Statt gehabt habe. In der ganzen Petition sei nur ein Punkt, den er anders hätte wünschen können, nämlich der, daß die Unterhaltung eines stehenden Heeres in den Kolonien in Friedenszeiten, ohne die Bewilligung der dortigen Legislatur, gesetzwidrig sei; das möge wol nicht hinlänglich begründet sein, indem das angeführte Gesetz sich nicht auf die Kolonien erstrecke. Alles Uebrige könne er nur achten und bewundern, und auch die Sprache habe er anständig, männlich und der Sache angemessen gefunden. Darauf that er viele Fragen in Betreff des Zustandes der Amerikaner, der Wahrscheinlichkeit ihrer Ausdauer, der Schwierigkeiten, die sie dabei zu überwinden haben würden, der Hülfsmittel, die ihnen zu Gebote ständen, um die Stockung des Handels zu ertragen 2c., die ich sämmtlich, dem Anschein nach, zu seiner Zufriedenheit beantwortete. Dann äußerte er die größte Achtung und die wärmste Zuneigung für jenes Land, mit den herzlichsten Wünschen für dessen Wohlergehen, und fügte hinzu, er hoffe, die Regierung werde jetzt endlich ihre

Mißgriffe einsehen und wieder gut zu machen trachten; vielleicht könne er selbst, wenn seine Gesundheit es ihm erlaube, sobald das Parlament nach den Feiertagen sich wieder versammle, etwas dazu beitragen, weshalb er meine Ansichten von der Sache vorher zu erfahren wünsche. Ich machte ihn aufmerksam auf den waglichen Zustand, in welchem wir uns befänden, so lange eine bewaffnete Macht in Boston wäre; wie leicht namentlich, auch bei der größten Behutsamkeit der Einwohner, und dem aufrichtigsten Wunsche derselben, Ordnung und Frieden zu erhalten, irgend ein unvorhergesehener Zufall, und wäre es auch nur ein Streit zwischen einem gemeinen Soldaten und einem betrunkenen Pförtner, einen Auflauf veranlassen und zu blutigen Auftritten führen könne, deren Folgen vielleicht einen völlig unheilbaren Bruch nach sich ziehen würden; ich sagte ferner, daß eine bewaffnete Macht gerade an dem Orte unmöglich frommen, wohl aber sehr verderblich werden könne; daß die Amerikaner sich nicht mit Fug auf friedliche Unterhandlungen einlassen könnten, so lange man ihnen das Bajonnet auf die Brust setze, und daß, um zu einem bindenden Vertrage zu gelangen, alle

Gewalt entfernt werden müsse. Seine Herrlichkeit schien der Meinung, daß diese Ansichten etwas in sich trügen, was vernünftig wäre *).

Die folgende Nacht blieb ich bei Herrn Sargent, und fuhr von dort zu Lord Camden, bei dem ich einen ganzen Tag verweilte. Auch er äußerte die edelsten und großmüthigsten Gesinnungen in Betreff unserer Angelegenheiten, erkundigte sich genau nach allen Umständen, und meinte, wenn wir nur Kraft genug hätten, bei der bisher bewiesenen Mäßigung und Weisheit zu beharren, so müßten wir ohne Zweifel zu einem festen, dauerhaften Einverständnisse mit dem Mutterlande gelangen, von dessen Wichtigkeit und Nothwendigkeit er vollkommen überzeugt zu sein schien.

Am folgenden Tage fand die verabredete Zusammenkunft mit Lord Howe Statt. Ich hatte den versprochenen Aufsatz nicht fertig, und bat, dies mit meinem unvorhergesehenen Aufenthalt auf dem Lande zu entschuldigen. Doch sprachen

*) Vermuthlich schien ihm aber doch der Unabhängigkeitssinn der Amerikaner etwas zu bedenklich, um ihnen gerade jetzt völlig freie Hand zu lassen, und fernere Zwangsmittel ganz unmöglich zu machen.

wir lange über den bewußten Gegenstand, und der Lord sagte, er könne mir jetzt mit Gewißheit versichern, daß Lord North und Lord Dartmouth beide sehr zu einer friedlichen Ausgleichung der Sache geneigt wären. Dann fragte er mich, ob ich es nicht für zweckmäßig halte, wenn eine oder ein paar Personen nach Amerika gesandt würden, um an Ort und Stelle die Gegenstände der Beschwerden zu untersuchen, und sich mit den an der Spitze stehenden Männern über die besten Mittel einer Ausgleichung zu besprechen. Ich antwortete, daß eine solche Maßregel sehr nützlich sein könne, wenn die dazu erwählte Person ein Mann von Ansehen und Würde, von Geist und Kenntnissen und dabei von biederem, rechtschaffenen Charakter wäre. Mrs. Howe bemerkte, ihr Bruder scheine ihr ganz dazu geeignet, und jedenfalls würde ihr eine Sendung der Art weit angenehmer sein, als wenn er hinüberginge, um als General Howe die Truppen dort zu kommandiren. Er zog darauf ein Papier aus der Tasche, und fragte mit einigen Entschuldigungsworten, ob mir dasselbe bekannt sei? Es war eine Abschrift meiner für Barclay und Fothergill aufgesetzten Punkte. Ich ant-

wortete, daß ich geglaubt habe, die Sache solle ein Geheimniß bleiben, doch wolle ich nicht anstehen, zu bekennen, daß ich den Aufsatz geschrieben habe. Er setzte mir darauf seine Gründe auseinander, weshalb er es für unmöglich halte, daß diese Bedingungen zu einer Versöhnung führen könnten, und drang in mich, die Sache nochmals zu überlegen und einen andern Plan zu entwerfen, mit der Bemerkung, daß es höchst verdienstlich wäre, ein so gutes Werk auf alle mögliche Weise zu fördern, und daß ich, obgleich er nicht daran denke, mich durch selbstische Beweggründe zu bestimmen, jede angemessene Belohnung von Seiten der Regierung erwarten könne, wenn das Werk gelinge. Dies machte auf mich denselben Eindruck, als wenn er, um mich eines vulgären Ausdrucks der Franzosen zu bedienen, »mir in die Suppe gespuckt hätte.« Doch ich hatte einmal Vertrauen zu ihm gefaßt, und versprach, seinen Wunsch zu erfüllen. Ich schrieb demgemäß einen neuen Aufsatz, worin ich mich auf die Petition des Kongresses bezog; allein auch dieser machte keinen sehr günstigen Eindruck auf den Lord, welcher am 4. Januar 1775 an seine Schwester schrieb: »Ich ersehe aus den wie-

derholten Erklärungen unseres Freundes, daß eine freundliche Ausgleichung mit weit mehr Schwierigkeiten verknüpft sein wird, als ich anfangs erwartete.« Als ich einige Tage darauf wieder mit ihm zusammen traf, sagte ich: wenn meine Vorschläge nicht annehmbar seien, so solle es mich sehr freuen, andere zweckmäßigere zu hören, und ich wünsche namentlich einige Propositionen von den Ministern selbst kennen zu lernen. Der edle Lord entgegnete, er sei noch nicht hinlänglich mit ihren Ansichten bekannt, werde aber in wenigen Tagen mehr davon erfahren. Es vergingen jedoch Wochen, ehe ich etwas Weiteres von ihm erfuhr.

Von Dr. Fothergill hatte ich auch lange nichts vernommen; endlich kam er und berichtete: Lord Dartmouth, dem er die zuerst von mir aufgesetzten Punkte mitgetheilt habe, sei der Meinung, daß einige der Vorschläge allerdings vernünftig, andere aber durchaus unzulässig wären. Der Sprecher, Sir Fletcher Norton, mit welchem er gleichfalls deshalb in Verbindung getreten sei, habe erklärt, es würde sehr demüthigend für die Regierung sein, wenn sie sich solchen Bedingungen unterwerfen wollte; worauf

Fothergill erwiederte, die Regierung sei ungerecht gewesen, und müsse die Folgen davon tragen; die Pille möge bitter sein, allein sie sei heilsam und müsse verschluckt werden. Die hier ausgesprochenen Bedingungen seien das Resultat der gründlichen Ueberlegung unparteiischer und vollkommen unterrichteter Männer. Man werde früher oder später gezwungen sein, sich diesen oder ähnlichen Maßregeln zu fügen, wenn das Reich nicht getrennt und zerrissen werden solle.

Am 19. Januar erhielt ich ein Billet von Lord Stanhope, mit der Nachricht, daß Lord Chatham am folgenden Morgen im Hause der Lords eine Motion machen werde, in Betreff der Amerikanischen Angelegenheiten, und daß derselbe recht sehr wünsche, ich möge dabei zugegen sein. Es war damals die Regel des Hauses, daß Keiner mehr als einen Freund einführen durfte. Am folgenden Morgen ließ mir deshalb Lord Stanhope melden, ich möge mich um 2 Uhr in's Vorzimmer begeben, wo ich den Lord Chatham finden werde, der mich selbst einführen wolle. Ich fand mich zur rechten Zeit ein, und sagte dem Lord, was mir Lord Stanhope geschrieben habe. »Gewiß,« entgegnete er, »und ich werde

das um so lieber thun, da ich sicher bin, daß Ihre Anwesenheit bei der heutigen Debatte der Amerikanischen Sache mehr Nutzen bringen wird, als die meinige.« Dann nahm er mich unter den Arm, und führte mich in einen Gang, welcher zu einer Thür in der Nähe des Thrones leitete. Ein Pförtner folgte uns, und bemerkte, daß nach der Ordnung dieser Eingang nur für die ältesten Söhne und Brüder der Peers bestimmt wäre. Er brachte mich deshalb in's Vorzimmer zurück, und von da an eine andre Thüre, wo viele Herren auf ihre respectiven Freunde unter den Peers warteten, um von ihnen eingeführt zu werden. Hier sagte er zu den Pförtnern mit lauter Stimme: »Dies ist Dr. Franklin; ich wünsche, daß er Zutritt in's Haus erhalte;« worauf sie mir sogleich die Thür öffneten. Da es nicht im Publikum bekannt war, daß ich mit dem Lord in irgend einer Berührung stehe, so machte dieses Ereigniß einiges Aufsehen. Sein Erscheinen selbst schien auch Sensation zu machen, und die Beamten sandten eiligst Boten an mehrere Mitglieder, weil man stets etwas Außerordentliches erwartete, wenn jener große Mann im Hause erschien, was ihm sein Gesund-

heitszustand nur selten erlaubte. — Seine Motion, die er mir am folgenden Morgen durch Lord Stanhope in der Originalschrift zusenden ließ, »damit dieselbe so authentisch, als es nur möglich sei, in meinem Besitz wäre,« — war folgende:

Lord Chatham's Motion, am 20. Januar 1775.

»Daß Sr. Majestät eine ergebene Adresse überreicht werde, um Se. Majestät ergebenst zu ersuchen, daß es — in der Absicht, einer glücklichen Beilegung der gefährlichen Unruhen in Amerika die Bahn zu eröffnen, indem man damit beginne, die Gährungen zu dämpfen und die aufgeregte Stimmung zu besänftigen, und hauptsächlich, um in der Zwischenzeit jede plötzliche und unglückliche Katastrophe in Boston zu verhüten, dessen Bewohner jetzt durch den Anblick eines in ihren Mauern und vor ihren Augen postirten Armee-Korps täglich aufgereizt würden — Sr. Majestät gnädigst gefallen möge, dem General Gage unmittelbaren Befehl ertheilen zu lassen, die Truppen Sr. Majestät aus der Stadt Boston zu entfernen, sobald die Strenge der Jahreszeit oder andere, für die Sicherheit und Verpflegung der

genannten Truppen unerläßliche, Umstände es zulassen würden.«

Lord Chathams Rede zur Unterstützung dieser Motion entzückte mich*). Lord Camden, auch ein vortrefflicher Redner, und mehrere andere Lords, sprachen gleichfalls für die Motion, und ausgezeichnet gut;. aber das Alles bewirkte nicht mehr, als das Pfeifen des Windes. Sie ward verworfen. Wenn sechszehn Schottische Peers und vier und zwanzig Bischöfe mit allen den Lords, welche Aemter besitzen oder erwarten, einstimmig votiren, wie sie es gewöhnlich für ministerielle Maßregeln thun, so bilden sie eine todte Majorität, die alles Debattiren zwecklos und daher in sich selbst lächerlich macht. — Ich schrieb am nächsten Morgen folgende Zeilen an Lord Stanhope:

---

*) Die Rede schloß, nach den Berichten der Zeit, mit den merkwürdigen Worten: »Wenn die Minister so fortfahren, den König zu mißleiten, so will ich nicht sagen, daß sie dadurch die Zuneigung seiner Unterthanen von seiner Krone ablenken können, sondern ich will behaupten, sie werden es dahin bringen, daß die Krone nicht mehr werth ist, von ihm getragen zu werden; — ich will nicht sagen, daß der König hintergangen wird, aber ich will verkünden, daß das Königreich vernichtet wird.«

»Dr. Franklin eilt, den Lord Stanhope seiner Hochachtung zu versichern und zugleich ihm und dem Lord Chatham für die Mittheilung der Motion, in so authentischer Form, aufrichtig zu danken. Dr. F. ist von Bewunderung erfüllt für diesen wahrhaft großen Mann. Er hat im Laufe seines Lebens zuweilen Beredsamkeit ohne Weisheit, und oft Weisheit ohne Beredsamkeit gesehen; hier aber sieht er beide vereint, und beide, seinem Urtheile nach, im höchstmöglichen Grade.«

Den 23. Januar 1775.

Bald darauf kam Lord Mahon zu mir, um mir zu sagen, daß sein Schwiegervater, der Lord Chatham, mich zu sprechen wünsche; ich war jedoch so beschäftigt, daß ich erst am 27sten zu ihm auf's Land fahren konnte. Er sprach viel von einem Plan zur völligen Ausgleichung der Differenzen und zur Wiederherstellung des Friedens, den er ausgearbeitet habe und dem Hause der Lords vorlegen wolle. Zuvor aber wolle er denselben mir mittheilen, um mein Urtheil darüber zu hören; ich möge ihn jedoch Niemandem zeigen, und überhaupt nicht von der

Sache reden, bis sie durch seinen eigenen Vortrag im Parlament bekannt würde. Ich versprach völlige Verschwiegenheit, und hielt mein Versprechen. Am 29. kam der Lord zur Stadt, und brachte mir selbst seinen Plan, mit der Bitte, denselben sorgfältig durchzugehen, und ihm meine Bemerkungen darüber mitzutheilen; er wisse, daß Keiner so vollkommen mit dem Gegenstande bekannt sei, als ich; die Versehen des Ministeriums in Hinsicht der Amerikanischen Angelegenheiten seien aber oft durch Mangel an gehöriger Sachkenntniß veranlaßt worden; deßhalb wolle er, obgleich er den Gegenstand in allen seinen Theilen wohl durchdacht habe, sich doch nicht auf sein Urtheil allein verlassen, sondern wünsche es nach dem meinigen, gleichsam wie eine Uhr nach dem Regulator, zu berichtigen. Im Laufe unserer Unterredung beschloß er, am Mittwoch, den 2. Februar, die Sache dem Hause vorzutragen; bis dahin müsse sie also reif sein, und er wolle Dienstag deßhalb wieder zu mir kommen, wenn es mir nicht etwa lieber wäre, zu ihm zu kommen. Ich wählte das Letztere, theils aus Höflichkeit, theils, weil wir dort sicherer vor Unterbrechungen waren. Fast zwei

Stunden blieb er bei mir, und da sein Wagen so lange vor meiner Thüre hielt, und während dieser Zeit die Leute aus der Kirche kamen, so ward sein Besuch bei mir schnell bekannt und allgemein besprochen, weil dem Publikum damals jeder auf Amerika sich beziehende Umstand von höchstem Interesse schien. Ich kann nicht leugnen, daß die Ehre dieses Besuchs meiner Eitelkeit nicht wenig schmeichelte, um so mehr, da sich's zufällig traf, daß ich gerade ein Jahr früher an demselben Tage von den Ministern so geflissentlich vor dem Geheimen Rath beleidigt worden war. Sobald ich allein war, nahm ich den Plan vor, und schrieb mir die Punkte auf, über welche ich ihm einige Bemerkungen zu machen dachte.

Früh Morgens am 1. Februar eilte ich hinaus zu Lord Chatham, und begann mit ihm den Plan nebst meinen Notizen Punkt für Punkt durchzugehen; allein er war, in der Weise aller beredten Leute, so ausführlich in der Vertheidigung jedes Satzes, daß es ganz unmöglich war, alle meine Bemerkungen zur Sprache zu bringen, zumal da es nicht leicht ist, ihn zu unterbrechen, und da ich hierzu nicht einmal geneigt

war, weil es mir die größte Freude gewährte, ihm zuzuhören. Ueberdies mußte ja der Plan, auch im günstigsten Falle, im Hause der Lords berathen werden; es blieb also noch Zeit genug, Veränderungen einzelner Punkte in Vorschlag zu bringen, und jedenfalls konnte er, auch unverändert, zur Grundlage eines Vertrages dienen, und inzwischen ferneres Unheil verhüten. Ich ließ daher viele meiner Bemerkungen ganz fallen. Am folgenden Tage ward ich durch Lord Stanhope in das Haus der Lords eingeführt, und hörte mit neuer Bewunderung Lord Chatham's herrlichen Vortrag über seinen Plan. Darauf erhob sich Lord Dartmouth und bemerkte, die Sache sei von so außerordentlicher Wichtigkeit, daß es unmöglich sein möchte, gleich darüber zu stimmen, er hoffe daher, der edle Lord werde damit zufrieden sein, wenn sein Plan vor der Hand zur genauern Prüfung ausgelegt werde. Lord Chatham entgegnete, daß er weiter nichts erwarten könne. Darauf erhob sich aber Lord Sandwich, und verlangte in einer heftigen Rede, daß der vorgelegte Plan mit der Verachtung, die derselbe verdiene, sofort verworfen werde. Er könne nimmer glauben, daß dies das Mach-

werk eines Britischen Peers sei, es scheine ihm vielmehr von irgend einem Amerikaner herzurühren, und er glaube den Verfasser in diesem Augenblick vor sich zu sehen (wobei er das Gesicht zu mir hinwandte), und zwar in einem der bittersten und ärgsten Feinde, die dieses Land jemals gekannt habe. Dieser Ausfall zog die Augen vieler Lords auf mich; da ich aber keine Nothwendigkeit sah, die Worte auf mich zu beziehen, so hielt ich meine Gesichtszüge so ruhig, als wenn sie von Holz gemacht wären. Mehrere Lords sprachen noch für die Verwerfung, andere für die Annahme des Plans; Lord Dartmouth aber, der, völlig charakterlos, bei der geringfügigsten Veranlassung von einem Extrem zum andern überging, nahm seine eben gemachte Proposition zurück, und stimmte für die augenblickliche Verwerfung. Lord Chatham erwähnte in seiner Antwort auf Lord Sandwich's Rede, der unwürdigen Andeutung, daß der Plan nicht das Werk des Proponenten sei; er halte die Erklärung, daß er selbst der Verfasser desselben sei, um so mehr für seine Pflicht, da mehrere der edlen Lords eine sehr niedrige Meinung davon zu haben schienen; denn wenn es ein so schwa-

ches oder schlechtes Ding sei, so müsse er Sorge tragen, daß der Tadel, den es verdiene, nicht ungerechter Weise auf einen Anderen falle. Man habe ihm bisher den Vorwurf gemacht, daß er keinen Rath annehmen wolle; er nehme aber keinen Anstand, zu erklären, daß, wenn er der erste Minister dieses Landes, und als solcher damit beauftragt wäre, dieses wichtige Geschäft zu beendigen, er sich nicht schämen würde, sich den Beistand einer Person zu erbitten, die so vollkommen mit den Amerikanischen Angelegenheiten vertraut wäre, wie der von dem edlen Lord auf eine so beleidigende Weise bezeichnete Herr, ein Mann, den ganz Europa, seiner Kenntnisse und seiner Weisheit wegen, hochschätze und auf eine Linie mit Boyle und Newton stelle, der nicht allein der Englischen Nation, sondern der menschlichen Natur zur Ehre gereiche! — Es ward mir schwerer, dieses ausschweifende Lob ruhig anzuhören, als kurz zuvor die eben so ausschweifende Kränkung; ich suchte jedoch ein möglichst gleichgültiges Gesicht zu behalten, als ob es mir nicht in den Sinn komme, daß dies Alles sich auf mich beziehen könne.

Zu hören, wie diese erblichen Gesetzgeber so

heftig eiferten, nicht allein gegen die Annahme, sondern selbst gegen die Prüfung eines, seiner Natur nach, so wichtigen Planes, welcher noch überdies von einem der ersten Staatsmänner der Zeit proponirt ward, der den Ruhm seines Vaterlandes begründet hatte; zu gewahren, wie einige der Minister völlig unbekannt mit dem Gegenstande, andere voll Vorurtheile und Leidenschaftlichkeit waren, während noch andere die einfache Wahrheit absichtlich verdrehten, und endlich zu sehen, wie dieser Plan mit einer so großen Stimmenmehrheit so schimpflich und so hastig verworfen ward, gegen allen Anstand und alle Achtung für den Charakter und die Würde einer Corporation, die den dritten Theil der National-Gesetzgebung bildet; — das mußte mir eine sehr geringe Idee von ihren Fähigkeiten geben, und ihren Anspruch auf die Souveränität über drei Millionen guter und verständiger Menschen in Amerika, in meinen Augen zur größten Absurdität machen, da sie kaum Verstand genug zu besitzen schienen, um eine Heerde Schweine zu regieren. Erbliche Gesetzgeber! dachte ich — nein, lieber noch (wie auf irgend einer teutschen Universität) erbliche Professoren der Ma-

thematik! — Und doch, das erwählte Haus der Gemeinen ist nicht besser, und wird nie besser sein, so lange die Wähler Geld erhalten für ihre Stimmen, und Geld bezahlen, womit die Minister die gewählten Repräsentanten bestechen können.

Nach diesem Vorfall erwartete ich nichts mehr von einer freundlichen Ausgleichung zu hören. Allein ich irrte mich, denn bald darauf kamen Barclay und Fothergill zu mir, um neue Versuche einzuleiten und zu verabreden. Sie brachten mir sogar schriftliche Bemerkungen von Seiten der ministeriellen Partei über die von mir gemachten Vorschläge. Ich war jedoch nicht geneigt, mich in weitläuftige Erörterungen einzulassen, und sagte: so lange das Parlament die Gewalt, unsere Verfassung nach Gefallen zu ändern, in Anspruch nehme und ausübe, könne von keinem Vertrage die Rede sein; weil dadurch alle unsre Rechte gefährdet würden. Als darauf angedeutet ward, wie nothwendig eine Uebereinkunft für Amerika sei, weil England ohne Mühe alle unsere Seestädte verbrennen könne, ward ich warm und entgegnete: mein kleines Eigenthum bestehe hauptsächlich in Häusern solcher Städte;

sie möchten meinethalben ein Freudenfeuer daraus machen, wann es ihnen gefällig wäre; die Furcht, dieses Eigenthum zu verlieren, werde nie meinen Entschluß ändern, jenen Ansprüchen des Parlaments bis auf das Aeußerste mich zu widersetzen; es möchte für dieses Land wol rathsam sein, in Betreff des Unheils, das man Amerika zufüge, sich in Acht zu nehmen, denn früher oder später werde man sich doch genöthigt sehen, allen Schaden mit Zinsen zu vergüten. Fothergill lächelte über die Heftigkeit meiner Worte, und sagte, er werde nicht ermangeln, dieselben morgen dem Lord Dartmouth zu wiederholen.

Nur beiläufig ward des Vorschlages gedacht, einen Kommissionär nach Amerika zu schicken, und ich erwähnte, daß Lord Hyde, oder, wenn der nicht wolle, Lord Howe nach meiner Ansicht sich vortrefflich zu einer solchen Sendung passe.

Lord Chatham ließ seinen verworfenen Plan drucken, und mir durch Lord Mahon sechs Exemplare überreichen, die ich an verschiedene Personen in Amerika sandte.

Etwa eine Woche später erfuhr ich von Barclay, er habe Lord Hyde wieder gespro-

chen, und sei nun mit Allem versehen, um ein Arrangement zu treffen; es ward deßhalb mit ihm und Dr. Fothergill auf den 16. Februar eine Zusammenkunft verabredet, um uns über einen von den Freunden der Minister genehmigten Plan zu berathen, welcher mir zuvor mitgetheilt ward. Die beiden Herren hielten es für eine Hauptsache, daß ein Schritt geschehe, worauf die Maßregeln zur Aussöhnung basirt werden könnten; deßhalb besprachen wir nur den ersten Punkt des Planes, nach welchem die Agenten, in einer Petition an den König, sich verpflichten sollten, den in Boston vernichteten Thee zu bezahlen, unter der Bedingung, daß dann die Blokade des Hafens aufgehoben werde. Ich hatte die Sache reiflich erwogen, wußte sehr wohl, daß außer mir Niemand ohne Ordre einen solchen Schritt wagen würde, und hatte daher beschlossen, das Risiko auf mich zu nehmen, doch unter der Bedingung, daß alle gegen Massachusetts erlassenen Parlamentsakten sofort aufgehoben würden. Allein sie waren beide der Meinung, daß die Minister diese Bedingung nie genehmigen würden; ich behielt also meine Wechsel in der Tasche, und gab diese Maßregel auf.

Am 17. erhielt ich einen Brief von Mrs. Howe, worin sie mir meldete, daß ihr Bruder mich zu sprechen wünsche, und mich ersuche, deßhalb am folgenden Morgen zu ihr zu kommen. Der Hauptzweck dieser Zusammenkunft war folgender: Lord Howe hatte Hoffnung, als Kommissionär nach Amerika gesandt zu werden, und falls das wirklich geschehen solle, wünschte er, daß ich ihn begleiten möge. Ich habe, sagte er, so vollkommene Kenntniß von den dortigen Verhältnissen, und so großen persönlichen Einfluß, was ihm Beides abgehe, daß er nur mit mir und durch mich etwas Erhebliches auszurichten hoffen könne. Wenn ich ihn daher begleiten und unterstützen wolle, so solle es mein Schade nicht sein. Im Falle eines günstigen Erfolges könne ich mich auf reichliche Belohnung verlassen; aber um zu beweisen, daß die Minister mir persönlich wohlwollten, möge ich erlauben, daß er mir auch im Voraus schon irgend eine Gunst von ihnen verschaffe, wie z. B. die Zahlung meines rückständigen Gehalts als Agent, welches, wie er gehört, mir vorenthalten worden sei. »Mylord,« erwiederte ich, »es wird mir eine große Ehre sein, in irgend einer Form mit Ihnen vereint

für einen so guten Zweck zu wirken; allein wenn der Einfluß, den man mir zuschreibt, der Sache nützlich sein soll, so darf keine Rede sein von mir vorher zu erweisenden Gunstbezeigungen der Minister, deren Annahme den Einfluß, dessen Sie sich zu bedienen wünschen, unfehlbar vernichten müßte, indem man dieselben in Amerika nur als Bestechungen betrachten würde, die man mir angeboten habe, um das Wohl meines Vaterlandes zu verrathen. Aber zeigen Sie mir die Propositionen, die man den Kolonien zu machen gedenkt; wenn diese von der Art sind, daß ich sie billigen kann, so will ich mit Freuden zu jeder Stunde bereit sein, Sie nach Amerika zu begleiten.« Darauf äußerte er den Wunsch, daß ich mit Lord Hyde spräche, und versprach, mir, da ich es zufrieden war, einen passenden Tag schriftlich anzuzeigen.

Am 20. Februar machte Lord North im Hause der Lords eine Motion, in Betreff der Amerikanischen Angelegenheiten, deren Eile verrathende Form, und deren durchaus unzulänglicher und zweckwidriger Inhalt mich vermuthen ließ, daß der edle Lord eine ganz andere Motion beabsichtigt habe, und erst in der Versammlung

selbst, durch seine unklugen und leidenschaftlichen Freunde bewogen ward, dieselbe zu beschneiden und abzuändern. Nach einigen wilden Debatten ward jedoch diese Motion, wie gewöhnlich mit großer Stimmenmehrheit, angenommen.

Da ich in einer ganzen Woche nichts von Lord Howe erfuhr, bat ich seine Schwester, sie möge ihn ersuchen, mich durch ein paar Zeilen zu benachrichtigen, ob der Vorschlag, den er mir zuletzt machte, zur Ausführung kommen werde. Er war jedoch für eine mündliche Mittheilung, und wir kamen daher wieder bei Mrs. Howe zusammen. Ich erklärte ihm, daß ich, seit unserer letzten Unterredung, aus Philadelphia die Nachricht vom Tode meiner Frau erhalten habe, deren Händen die Sorge für meine dortigen Angelegenheiten anvertraut gewesen sei. Dieses traurige Ereigniß mache meine Rückkunft nach Amerika nothwendig; wenn daher die baldige Sendung des Lords, von welcher wir neulich gesprochen hätten, nicht sehr wahrscheinlich sei, so würde ich mit dem ersten Schiffe allein reisen. Ich hätte überdies aus seinem Schweigen und aus Lord North's Motion geschlossen, daß jener Plan ganz aufgegeben sei, wünschte jedoch

seine Erklärung darüber zu hören. — Er erwiederte: Herr Barclay habe ihm mitgetheilt, daß ich mich zwar anheischig machen wolle, für den versenkten Thee zu bezahlen, doch nur unter der Bedingung, daß Boston für alle aus der Blokade entstandenen Nachtheile entschädigt werde; auf diese Bedingung könne man sich aber unmöglich einlassen, und habe daher den Muth verloren, jenen Plan weiter zu verfolgen. Ich bewies ihm aus einem schriftlichen Aufsatze, den ich grade in der Tasche hatte, daß es mir nicht in den Sinn gekommen war, eine solche Bedingung zu machen, daß ich mich vielmehr verbindlich gemacht, jene Zahlung zu leisten, wenn alle gegen Massachusetts erlassenen Parlamentsakten widerrufen würden, und nur als eine Privatbemerkung hinzugefügt habe, daß eigentlich, nach der Gerechtigkeit, Boston für seine Verluste entschädigt werden müsse. Er sagte, das ändere freilich die Sache, und es scheine, daß man mich oft mißverstanden habe; er wünschte aber vor allen Dingen, daß ich mit Lord Hyde sprechen möge, und fragte, ob ich denselben bei Mrs. Howe oder in meinem Hause zu sehen vorziehe; worauf ich erwiederte, ich würde so frei sein, dem Lord, der,

wie ich wisse, früh aufstehe, am nächsten Morgen meine Aufwartung zu machen, wenn er (Lord Howe) glaube, daß mein Besuch von irgend einem Nutzen sein könne.

Am 1. März besuchte ich also Lord Hyde, der mich sehr höflich empfing. Er sprach von den Kosten der Ansiedlung unserer Kolonien, von dem Schutze, den England ihnen geleistet habe, von der schweren Schuldenlast, die dieses Land drücke, von der Billigkeit unserer Beisteuer zu deren Erleichterung, von den Verhältnissen vieler Einwohner Englands, die eben so wenig repräsentirt wären, als wir, und doch alle vom Parlament besteuert und regiert würden rc. rc. Ich beantwortete jeden Satz, aber ohne Erfolg; denn obgleich der edle Lord höflich auf das zu hören schien, was ich sagte, so bemerkte ich doch, daß er wenig davon faßte, vermuthlich weil sein Geist mittlerweile beschäftigt war, darüber nachzudenken, was er selbst demnächst vortragen wollte. Er habe gehofft, sagte er, daß Lord North's Motion uns zufrieden gestellt haben würde, und er wünsche zu wissen, was man gegen dieselbe einwenden könne. Ich erwiederte, die Bestimmungen dieser Motion wären: daß wir Geld bewilligen

sollten, bis das Parlament erkläre, es sei nun genug, ohne uns über die Zweckmäßigkeit der Maßregel, für welche es bewilligt werden solle, oder über unsere Fähigkeit, zu bewilligen, das geringste Urtheil zuzugestehen; und überdies würden wir noch bedroht mit der Ausübung eines vorgeblichen Rechtes, uns nach Willkühr zu beschatzen, und diese Schatzungen durch eine bewaffnete Macht zu erzwingen, wenn wir nicht gutwillig geben wollten, bis man der Meinung wäre, wir hätten genug gegeben. Diese Proposition gleiche mithin keiner sonst üblichen Art, Hülfsgelder zu erlangen, ausgenommen der eines Straßenräubers, welcher seinen Hut und seine Pistole an's Kutschenfenster hält und keine bestimmte Summe verlangt, sondern erklärt, wenn der Herr all sein Geld, oder so viel, als der Fordernde für hinreichend halten werde, freiwillig hergebe, so wolle er so artig sein, nicht mit eigener Hand die Taschen zu leeren; wo nicht, so habe er seine Pistole in Bereitschaft. Kurz, es sei ganz unmöglich, daß ein freies Volk jemals daran denken könne, unter solchen Bedingungen irgend etwas zu bewilligen. Außerdem habe sich jetzt ein neuer Streit entsponnen, indem das Par=

lament sich die Macht anmaßen wolle, unsere Verfassung und unsere bestehenden Gesetze zu verändern, was für uns von noch weit größerer Wichtigkeit sei, als ihr Anspruch auf das Besteuerungsrecht, weil wir uns dann auf gar keine Gerechtsame mehr verlassen könnten, sondern ganz von ihrer Willkühr abhängen würden. Wenn daher auch der andere Punkt zu unserer Zufriedenheit abgemacht wäre, so würden wir doch noch weit von einer Aussöhnung entfernt sein. — Darauf bemerkte er, ob ich ihm denn sagen könne, wodurch wir zu einem Vergleiche gelangen könnten? Er habe mehrere meiner Vorschläge gesehen, sie enthielten aber Punkte, über die wir uns nie verständigen würden. Ich könne, nach seiner Ansicht, versichert sein, daß wir nie bessere Bedingungen zu erwarten hätten, als die von Lord North vorgeschlagenen. Die Regierung habe den aufrichtigen Wunsch, die Eintracht mit Amerika wieder herzustellen, und man sei der Meinung, wenn ich dazu mitwirken wolle, so werde die Sache keine Schwierigkeit haben. Er hoffe, daß ich keinen Groll mehr gegen die Minister hege, wegen früherer Vorfälle, die jetzt keiner mehr billige, und wofür man mir Genugthuung

verschaffen könne; ich stände, wie er gehört habe, unter den Amerikanern in großer Achtung; wenn ich, unter Bedingungen, welche der Würde der Regierung entsprächen, eine Versöhnung herbeiführen wolle, so würde ich in England eben so hoch und eben so allgemein geachtet und geehrt, und, vielleicht über meine Erwartungen, belohnt werden. Ich erwiederte, daß ich einen überzeugenden Beweis meines aufrichtigen Wunsches, den Frieden zu befördern, gegeben zu haben glaubte, indem ich, auf die Nachricht, daß zur Ehre der Regierung nichts erforderlich sei, als die Bezahlung des vernichteten Thees, mich erbot, wenn man die Akten gegen Massachusetts widerrufen wolle, diese Zahlung auf mich zu nehmen, obgleich ich durch keine Instruktion dazu berechtigt war, und keine Art von Sicherheit besaß, daß meine Konstituenten mir das Geld erstatten oder mein Verfahren billigen würden. Durch dies Anerbieten hätte ich also mein ganzes Vermögen aufs Spiel gesetzt, was wohl nicht Viele außer mir gethan haben würden. Was jene Kränkungen betreffe, so sei es mein Grundsatz, in öffentlichen Angelegenheiten meine Privatverhältnisse nie in Anschlag zu bringen; ich sei daher bereit,

Alles zu thun, was man vernünftiger Weise von mir erwarten könne. Wenn man aber glaube, ich könne meine Landsleute bereden, Schwarz für Weiß, oder Unrecht für Recht zu halten, so kenne man weder sie, noch mich. Sie seien nicht fähig, sich so hintergehen zu lassen, und ich sei nicht fähig, einen solchen Versuch zu machen. Dann fragte er noch, ob ich es für rathsam halte, einen Kommissionär nach Amerika zu senden, worauf ich antwortete, das werde von den Propositionen abhangen, die derselbe dort zu machen beauftragt werde. Und damit schloß unsere Unterredung.

Etwa acht Tage darauf kam Lord Howe von einer Landreise zurück, und sagte mir, ich hätte besser prophezeiet als er, denn meine Zusammenkunft mit Lord Hyde werde wohl von keinem großen Nutzen sein; er hoffe jedoch, ich werde die Mühe, die er mir verursacht habe, entschuldigen, da seine Absicht gut gewesen sei, sowohl für den Staat, als für mich. Für jetzt sei keine Aussicht da, daß die Lage der Dinge eine seinen Wünschen entsprechende Wendung nehme; sollte er aber später noch zu uns hinüber gesandt werden, so hoffe er, auf meinen Beistand rechnen zu können. Ich gab ihm die Versicherung,

daß ich stets bereit sein würde, ihm bei einem so guten Unternehmen die Hand zu bieten, und nahm darauf Abschied von ihm. — Noch ein paar Tage später ward ich aufgefordert, zu Dr. Fothergill zu kommen, wo ich Herrn Barclay finden würde. Von beiden hatte ich lange nichts gehört. Jetzt baten sie mich, ihren Freunden in Amerika zu sagen, sie seien nach allen den vergeblichen Versuchen, eine friedliche Ausgleichung herbeizuführen, zu der festen Ueberzeugung gelangt, daß nichts die Rechte der Amerikaner sichern könne, als ein festes, ruhiges Beharren bei den Bedingungen, welche der Kongreß in seiner Petition ausgesprochen habe, und daß selbst die Sicherheit der Englischen Freiheit jetzt auf der Ausdauer und Kraft der Amerikaner beruhe.

Da es bekannt geworden war, daß ich bald abreisen wollte, so war meine Zeit durch unaufhörliche Besuche und Anfragen sehr besetzt, so daß ich in den letzten Tagen nicht dazu kommen konnte, mir, wie ich es gewohnt war, Notizen aufzuschreiben. Auch bei dieser Erzählung habe ich mich hin und wieder ausschließlich auf mein Gedächtniß verlassen müssen; doch kann ich mich

ziemlich sicher für die Richtigkeit des Mitgetheilten verbürgen.

Kurz vor meiner Abreise war ich im Hause der Lords, wo Lord Camden eine bewunderungswürdig schöne Rede über die Amerikanischen Angelegenheiten hielt. Um so mehr ward mein Unwille gegen die ministerielle Partei gereizt, von welcher auch an diesem Tage viele hämische Bemerkungen laut wurden. Man sprach von den Amerikanern im Allgemeinen in den verächtlichsten Ausdrücken, sprach ihnen Muth, Verstand und Religion ab, und suchte sie besonders als falsch und selbstisch darzustellen, indem man vorgab, dieser ganze Streit sei von uns nur deßhalb angezettelt worden, damit wir unsere Schulden nicht zu bezahlen brauchten. Als ich, aufgebracht über die maliciösen Bemerkungen und absichtlichen Verdrehungen und Verläumdungen, die ich eben hören mußte, nach Hause kam, setzte ich folgendes Memorial auf:

An den Earl of Dartmouth,

Staats-Sekretär Sr. Majestät des Königs.

Da ein geschehenes Unrecht der gekränkten Partei nur ein Recht geben kann auf völlige Ent-

schädigung, oder, falls diese verweigert wird, ein Recht, Gleiches mit Gleichem zu vergelten; und da die Blokade von Boston jetzt neun Monate gedauert und in jeder Woche ihrer Dauer der Stadt einen Schaden zugefügt hat, der dem dort erlittenen Verluste der Ostindischen Kompagnie gleich kommt, so muß dieser ungeheure Schaden als ein von der Regierung geschehenes Unrecht betrachtet werden, wofür Entschädigung geleistet werden sollte. Und da ferner, nach dem Herkommen aller Völker, der wilden sowohl als der civilisirten, erst Entschädigung verlangt werden muß, bevor man sich durch Wiedervergeltung Genugthuung zu verschaffen sucht, was Großbritannien in dem erwähnten Falle nicht gethan hat, so muß ich, der Unterzeichnete, im Namen meines Vaterlandes und der Stadt Boston, als deren Agent, gegen die Fortdauer der erwähnten Blokade protestiren, und hierdurch feierlich erklären, daß ich, für den aus dem geschehenen Unrecht erwachsenen Schaden, insoweit derselbe den Werth des im Hafen von Boston vernichteten Thees übersteigt, Entschädigung verlange rc. rc. Und ich erkläre zugleich, daß wahrscheinlich für alles, durch die Ausübung der neuen Parlamentsakten entstandene

Unrecht seiner Zeit Genugthuung verlangt werden wird, und daß die Ungerechtigkeit des bisherigen Verfahrens gar leicht den sämmtlichen Kolonien ein solches Aergerniß geben kann, daß sie zu keinem künftigen, andere Eroberungen bezweckenden Kriege, weder einen Mann, noch einen Schilling, als Beihülfe bewilligen werden, bis ihnen, wie oben erwähnt, vollständige Genugthuung geworden ist.

Gegeben in London, den 16. März 1775.

B. Franklin,
als Agent für die Provinz Massachusetts.

Ich zeigte dieses Memorial meinem Freunde Walpole, und bat um sein Urtheil darüber; er sah bald auf das Papier, bald auf mich, als ob er fürchte, ich sei nicht recht bei Sinnen. Da ich eben mit Einpacken beschäftigt war, ersuchte ich ihn, den Aufsatz seinem Nachbar, dem Lord Camden, zu zeigen und seine Meinung darüber zu erfragen. Das geschah und ich erhielt ihn noch an demselben Tage zurück, mit dem schriftlichen Bemerken: das Memorial könne leicht gefährliche Folgen für mich haben und werde überdies die Nation nur erbittern. Ich hatte keine

Lust, die Sachen noch schlimmer zu machen, und beschloß daher am folgenden Morgen, in ruhigerer Gemüthsstimmung, den freundlich angedeuteten Rath zu befolgen, und meinen Aufsatz nicht zu überreichen.

Am Abend vor meiner Abreise erhielt ich noch einige Zeilen von Dr. Fothergill, der, als einer der gesuchtesten Aerzte, täglich Gelegenheit hatte, die einflußreichsten Männer zu sehen und zu sprechen. Er bat mich, seinen Freunden in Amerika in seinem Namen zu erklären, daß alle schönklingenden Versprechungen, die man ihnen machen möge, nichts als hohle Worte seien, und daß man in der That nichts anderes beabsichtige, als ein immer größeres Feld zu gewinnen, um eine Heerde nichtswürdiger Schmarotzer zu mästen, rc.«

Hier ist Franklin's eigene Erzählung abermals abgebrochen. Er schrieb dieselbe am Bord des Schiffes, während seiner Heimkehr, und beschäftigte sich außerdem mit manchen sehr nützlichen Beobachtungen über die Schifffahrt auf dem Golph-Strom. Nach einer Fahrt von sechs Wochen landete er glücklich in Chester, und ging

von dort zu Lande nach Philadelphia, wo er mit den Beweisen der ausgezeichnetsten Achtung und Liebe seiner Mitbürger empfangen ward. Schon am ersten Tage nach seiner Rückkehr ward er von der Provinz Pensylvanien zum Abgeordneten beim Kongreß erwählt.

Ein paar Wochen später schrieb er an einen Freund in London:

»Der Kongreß versammelte sich in einer Zeit, da alle Gemüther über das treulose Benehmen des General Gage und über seinen Angriff auf das Landvolk *) so erbittert waren, daß die Vorschläge zum Versuch einer freundlichen Ausgleichung wenig beachtet wurden. Nur mit Mühe gelang es uns, den Beschluß einer abermaligen Petition an die Krone durchzusetzen, um England noch einmal eine Gelegenheit darzubieten, sich die Freundschaft der Kolonien wieder zu gewinnen. Ich bin jedoch der Meinung, daß man nicht verständig genug sein wird, um dieselbe zu ergreifen, und schließe daraus, daß England seine Amerikanischen Kolonien wohl für immer verloren hat. —

---

*) Affaire von Lexington.

Meine Zeit ist jetzt fast mehr als jemals besetzt. Früh morgens um sechs Uhr bin ich schon in der Sicherheits-Kommission, welche vom Kongreß beauftragt ist, die Provinz in Vertheidigungszustand zu setzen. Diese Sitzung dauert bis neun Uhr, und dann eile ich in den Kongreß, der bis vier Uhr Nachmittags versammelt bleibt. Diese beiden Korporationen verfahren mit der größten Uebereinstimmung, und ihre Versammlungen werden regelmäßig besucht. Man wird es in England kaum glauben, daß die Leute bei uns eben so fleißig und sorgsam sein können, aus bloßem Eifer für das öffentliche Wohl, als bei ihnen für ein Gehalt von Tausenden. Das ist der Unterschied zwischen unverderbten neuen Staaten und verderbten alten.«

Am 5. Juli dieses Jahres schrieb er an Herrn Strahan in London:

»Sie sind ein Mitglied des Parlaments, und gehören zu der Majorität, welche mein Vaterland zum Verderben verurtheilt hat. Sie haben begonnen, unsere Städte zu verbrennen und unsere Landsleute zu ermorden. Sehen Sie auf Ihre Hände; sie sind befleckt mit dem Blute Ih-

rer Verwandten! — Sie und ich waren lange Freunde; jetzt sind Sie mein Feind, und ich bin

der Ihrige
B. Franklin.«

Die Verhältnisse hatten um diese Zeit schon ein sehr ernsthaftes Ansehen gewonnen. Es fehlte aber überall an Waffen und Ammunition, und, was noch schlimmer war, an Geld. Man sah sich genöthigt, Papiergeld zu machen, und Franklin that sein Möglichstes, um jede Furcht vor dieser Maßregel zu beschwichtigen und jeden Widerstand dagegen zu besiegen, weil er einsah, daß es ganz unmöglich sein würde, ohne dieselbe einen ernstlichen Kampf gegen Großbritannien zu bestehen. Es wurden anfangs nur drei Millionen Dollars ausgegeben; allein schon im folgenden Jahre stieg diese Summe bis auf vier und zwanzig Millionen, und als darauf der Kongreß von Neuem seine Besorgnisse äußerte, sagte Franklin: »Macht Euch nicht unglücklich; fahrt fort, Papiergeld in Circulation zu setzen, so lange ihr das Papier und die Druckerkosten damit bezahlen könnt, — dann werden wir mit Hülfe desselben im Stande sein, am Ende alle Kriegskosten zu liquidiren.«

Im Oktober 1775 ward Franklin zum Mitgliede einer Kommission erwählt, welche den Auftrag erhielt, in Vereinigung mit dem Oberbefehlshaber (dem General Washington) die Truppen, deren Dienstzeit beinahe abgelaufen war, von der Nothwendigkeit eines verlängerten Felddienstes zu überzeugen, was den vereinten Bemühungen vollkommen gelang. Darauf ward er nach Canada gesandt, um auch dieses Land für die Sache der Befreiung zu gewinnen; allein hier war er nicht so glücklich. Vielleicht war es hauptsächlich der Religionsverschiedenheit zuzuschreiben, daß die Canadier nicht zu bewegen waren, sich den Maßregeln der Britischen Regierung zu widersetzen. — Nach Philadelphia zurückgekehrt, erhielt er den Auftrag, vermittelst seiner Bekanntschaften in Europa Erkundigungen einzuziehen, wiefern die verschiedenen Regierungen dieses Welttheils geneigt sein möchten, den Amerikanern, in ihrem Kampfe für die Unabhängigkeit von England, auf irgend eine Art behülflich zu sein. — Die große Masse des Volkes war aber noch keinesweges mit dieser Idee vertraut; man mußte dieselbe durch verschiedene Maßregeln und Erklärungen vorbereiten, und dennoch ward fortwäh-

rend in den Adressen der verschiedenen Kolonien die Versicherung der treuen Ergebenheit gegen den König und der lebhafteste Wunsch einer baldigen Versöhnung ausgesprochen. Als endlich, bei der Ankunft der Englischen Flotten und Truppen, die wichtige Frage im Kongreß berathen ward, fand sie immer noch den stärksten Widerspruch; allein man sah die Nothwendigkeit ein; es war kein anderer Schritt mehr übrig und die Trennung vom Mutterlande ward beschlossen. Die Erklärung des Kongresses war schon von großem Einfluß auf die öffentliche Meinung; und Paine's berühmte Schrift »Common Sense« hatte vielleicht noch größere Wirksamkeit. Franklin war gleichfalls von der Nothwendigkeit dieses Schrittes überzeugt, und gebrauchte seinen ganzen, bedeutenden Einfluß, um die noch Schwankenden dafür zu gewinnen. — So geschah es am 4. Juli 1776, daß dreizehn Englische Kolonien in Amerika sich für unabhängige Staaten erklärten, und durch eine Akte des Kongresses von aller Verbindung mit der Britischen Krone sich feierlich lossagten. Als Lord Howe mit einer Englischen Flotte vor Massachusetts erschien, ließ er überall bekannt machen, er sei von der Regierung beauf-

tragt, Friedens- und Versöhnungsvorschläge zu thun, und darüber mit dem Kongreß zu unterhandeln. Er hoffte dadurch Uneinigkeit unter den Amerikanern zu erregen. Da die, den besagten Vorschlägen zum Grunde liegende, Parlaments-Akte, worin nur von Verzeihung nach unbedingter Unterwerfung die Rede war, dem Kongreß schon früher bekannt geworden, so konnte derselbe keinen günstigen Erfolg von einer solchen Unterhandlung erwarten.

Die frühern Verhältnisse zwischen Franklin und Lord Howe veranlaßten einen Briefwechsel, aus welchem einige Sätze hier wohl einen Platz verdienen, weil daraus hervorgeht, wie der Charakter Franklin's auch in dieser Krisis sich immer gleich blieb.

Philadelphia den 20. Juli 1776.

»An Lord Howe!

Ihr Schreiben vom 12. dieses habe ich richtig erhalten ꝛc. — Was die officiellen Mittheilungen betrifft, so beklage ich deren Inhalt, weil es Sie schmerzen mußte, in einer so hoffnungslosen Sache eine so weite Sendung übernehmen zu müssen.

Den Kolonien, die ja eben die gekränkte Partei sind, Verzeihung anzubieten, das beweiset in der That, daß der, von Ihrer ununterrichteten und stolzen Nation so lange schon gehegte, Glaube an unsere Dummheit und Unwürdigkeit noch in voller Kraft ist. Es ist unmöglich, daß wir daran denken können, uns einer Regierung zu unterwerfen, die mit der muthwilligsten Barbarei und Grausamkeit mitten im Winter unsere wehrlosen Städte verbrannt, und sich nicht geschämt hat, die Wilden zur Ermordung unserer Landwirthe, die Sklaven zur Empörung gegen ihre Herren aufzureizen, und eben jetzt fremde Söldner herschickt, um unsere Ansiedlungen mit Blut zu beflecken. Diese schrecklichen Maßregeln haben jeden noch übrigen Funken unserer Liebe zu dem uns einst so theuern Mutterlande völlig ausgelöscht; und wenn es uns dennoch möglich wäre, zu vergessen und zu vergeben, so wird es doch der Britischen Nation eine Unmöglichkeit bleiben, dem so schwer gekränkten Volke der Amerikaner zu verzeihen; sie wird diesen nie wieder trauen, nie wieder den Genuß einer Freiheit zugestehen können, die sie für sich selbst in Anspruch nimmt, weil sie wohl weiß, daß sie ihnen den

gerechtesten Grund zu ewiger Feindschaft gegeben hat. Deßhalb wird die Nation oder die Regierung sich bestreben, unsern Geist durch die strengste Tyrannei zu beugen, und unsere wachsende Kraft und Wohlfahrt, durch jedes ihr zu Gebote stehende Mittel, zu hemmen. Zwar wåre es (durch Bestrafung der Amerikanischen Gouverneurs ꝛc.) wohl noch möglich, unsere Achtung und den Vortheil unseres Handels wieder zu gewinnen; allein ich kenne den übermåßigen Stolz der Englånder und ihren Mangel an wahrer Staatsweisheit zu gut, um glauben zu können, daß sie jemals so heilsame Maßregeln ergreifen werden. Sie sind eine so kriegerische, ehrgeizige und gewinnsüchtige Nation, daß ihre Eroberungssucht, ihre Herrschsucht und ihr Durst nach Alleinhandel (obgleich darin kein rechtmåßiger Grund zum Kriege liegen kann) sich alle vereinigen werden, um ihr wahres Interesse vor ihren Augen zu verhüllen, und sie fortwåhrend zu jenen verderblichen Expeditionen in ferne Gegenden zu verleiten, die ihnen am Ende so gefåhrlich werden müssen, als es in früherer Zeit die Kreuzzüge den meisten Europåischen Staaten wurden.

Ich bin nicht so eitel, Mylord, Sie durch

diese Vorhersagung der Folgen des Krieges in Furcht setzen zu wollen, denn ich weiß, daß dieselbe in England das Schicksal aller meiner früheren Prophezeihungen theilen, das heißt, nicht beachtet werden wird, bis der Erfolg die Wahrheit beweiset.

Lange strebte ich, mit ungeheucheltem und unermüdlichen Eifer, das Britische Reich, diese schöne und edle Chinesische Vase, vor dem Zerbrechen zu bewahren; denn ich wußte, daß die Scherben nicht einmal ihren verhältnißmäßigen Werth zum Ganzen behalten könnten, und daß eine vollkommene Zusammensetzung derselben kaum jemals zu hoffen sein würde. Sie entsinnen sich wol noch der Freudenthränen, die meine Wangen netzten, als Sie, bei ihrer guten Schwester in London, mir Hoffnung gaben, daß bald eine Versöhnung Statt haben könne. Ich war so unglücklich, mich in dieser Hoffnung nicht nur getäuscht zu sehen, sondern auch, als die Ursache des Unheils behandelt zu werden, welches ich zu verhüten trachtete.

Tröstlich war mir's bei dieser grundlosen und boshaften Behandlung, daß mir die Freundschaft mancher Männer blieb, deren Weisheit und Her-

zensgüte ich schätzen gelernt hatte, und unter andern auch ein Antheil an der Achtung des Lord Howe.

Die wohlbegründete Hochschätzung und Zuneigung, die ich stets für Sie bewahren werde, macht es mir zum innigen Schmerz, Sie mit der Leitung eines Krieges beauftragt zu sehen, dessen großes Motiv, nach Ihrem eigenen Briefe, kein anderes ist, als »die Nothwendigkeit, den Amerikanischen Handel nicht in fremde Kanäle fließen zu lassen.« Nach meiner Ansicht kann die Erlangung oder Behauptung eines Handels, wie groß dessen Werth auch sein möge, nie ein Gegenstand sein, für welchen Menschen ihrer Mitbrüder Blut vergießen dürfen. Das allein wahre und wirksame Mittel, den Handel zu erweitern und zu sichern, ist die Güte und Wohlfeilheit der Waaren; aber der Gewinn keines Handels kann jemals die Kosten aufwiegen, die erforderlich sind, um denselben durch Flotten und Armeen zu erzwingen oder zu erhalten ꝛc.

Mit der aufrichtigsten Hochachtung ꝛc.

B. Franklin.«

Am 3. September ward dem Kongreß, durch den General Sullivan, in Auftrag des Lord

Howe, eine schriftliche Erklärung vorgelegt, in welcher der letztere den Wunsch ausspricht, obgleich er gegenwärtig den Kongreß als solchen nicht anerkennen könne, mit einigen Mitgliedern desselben eine Konferenz zu halten, um den letztern in Auftrag der Regierung die Bedingungen vorzulegen, unter welchen eine Ausgleichung der Zwistigkeiten bewirkt werden möge ꝛc.

Am 5. beschloß der Kongreß, durch den General Sullivan erwiedern zu lassen, daß dieser aus den Repräsentanten der freien und unabhängigen Staaten von Amerika bestehende Körper nicht füglich gestatten könne, daß einige seiner Glieder in ihrem Privat-Charakter mit dem Lord unterhandelten. Der noch immer lebhafte Wunsch, unter vernünftigen Bedingungen Frieden zu schließen, habe jedoch den Entschluß erzeugt, eine Kommission zu ernennen, um zu erfahren, ob er, der Lord, eine Autorität besitze, mit dem Kongreß, oder mit von diesem autorisirten Personen, zu unterhandeln, und um seine deßfalls zu machenden Propositionen zu hören.

Dr. Franklin, Herr Adams und Herr Rutledge wurden zu Mitgliedern dieser Kommission ernannt, und Staten-Island ward vom

Admiral zum Versammlungsort bestimmt. Dieser sandte sein Boot nach dem gegenüber liegenden Amboy, um die Amerikanische Kommission dort abzuholen und zugleich einen seiner ersten Offiziere als Geißel zurückzulassen. Man hatte aber keine Geißel verlangt und nahm daher den Offizier wieder mit hinüber. Lord Howe war verwundert über dieses Zutrauen, und mehr noch über den geringen Eindruck, den seine Versprechungen machten: »zum Vortheil der Amerikaner, deren beunruhigende Lage ihn schmerze, bei seiner Regierung aus allen Kräften sich zu verwenden.« Die Antwort war: sein Anerbieten sei freundlich, allein Amerika wolle ihm die Mühe ersparen.

Am 17. September ward, auf Geheiß des Kongresses, von der Kommission über die mit Lord Howe gepflogenen Verhandlungen ein schriftlicher Bericht abgestattet, der durch den Druck öffentlich bekannt gemacht ward, und dessen Hauptinhalt die Erklärung war, daß der Lord keine Autorität besitze, mit dem Kongreß, als solchem, zu unterhandeln, und überhaupt zu nichts Anderem befugt sei, als was in der letzten Parlamentsakte ausgesprochen worden, nämlich: »nach

erfolgter Unterwerfung Verzeihung zu gewähren, doch mit denjenigen Ausnahmen, welche die Britischen Kommissionärs für dienlich erachten würden, also mit andern Worten: die Kolonien aufzufordern, sich unbedingt auf Gnade zu ergeben.

Um dieselbe Zeit war Franklin von dem Freistaat Pensylvanien zum Präsidenten einer Konvention erwählt worden, die, in Folge einer vom Kongreß an alle Staaten ergangenen Aufforderung, eine neue Regierungsform errichten und die nöthigen Vorkehrungen treffen sollte zur Vertheidigung des Lebens, der Freiheit und des Eigenthums gegen jeden feindlichen Angriff.

Franklin hatte hier Gelegenheit, seine politischen Ideen über die Grundzüge einer guten Verfassung zu entwickeln. Der Herzog de la Rochefoucault sagt darüber in einer 1790 gedruckten Lobrede:

»Franklin allein entband die politische Maschine von jenen, vielfach in einander greifenden Bewegungen und bewunderten Gegengewichten, welche dieselbe so complicirt machten, und schlug vor, sie zu der Einfachheit eines einzigen gesetzgebenden Körpers zurückzuführen. Diese große Idee schreckte die Gesetzgeber von Pensyl-

vanien; allein der Philosoph wußte die Besorgnisse vieler derselben zu beseitigen, und bewog endlich die ganze Versammlung, seinem Grundsatz beizustimmen rc.«

Die übrigen Staaten konnten jedoch ihre Furcht vor diesem Plane nicht überwinden, und auch in Pensylvanien ward die erste Konstitution später wieder abgeändert.

Während dieser Staatsverhandlungen schrieb Franklin einen Protest gegen die Stimmengleichheit der einzelnen Staaten im allgemeinen Kongreß —

»weil es, der Natur der Sache nach, recht und billig ist, daß die einzelnen Staaten der Konföderation im Kongreß repräsentirt werden, und daselbst stimmen in Verhältniß ihrer, aus der Volkszahl und aus dem Grade der Kraft, worauf das vereinte Ganze rechnen kann, entspringenden Bedeutsamkeit; und weil eben daher der siebzehnte Artikel (nach der spätern Fassung von 1778 der fünfte) der Konföderation, welcher dem kleinsten Staate eine Stimme giebt, und dem größten, wenn er sich auch zu jenem wie 10 zu 1 verhält, gleichfalls nur eine, ungerecht und für die größern Staaten nachtheilig

ist, indem diese durch die übrigen Artikel verpflichtet sind, nach Verhältniß ihrer respektiven Fähigkeit zum Ganzen beizutragen ꝛc.«.

Dieser Protest ward jedoch nicht eingereicht, weil Franklin selbst sich überzeugte, daß es gerathen sein möge, die Sache, für's Erste wenigstens, ruhen zu lassen, um die so nothwendige Einigkeit aller Staaten nicht zu gefährden.

Der Kredit des Amerikanischen Papiergeldes fing an zu weichen, so daß es nothwendig ward, fremde Hülfe zu suchen, um die durchaus erforderlichen Kriegsbedürfnisse herbeizuschaffen. Es ward zu diesem Zwecke eine Kommission ernannt, die ihr Augenmerk auf Europa und insbesondere auf Frankreich richtete, und auf deren Vorschlag der siebzig Jahr alte Dr. Franklin zum bevollmächtigten Abgeordneten am französischen Hofe ernannt, und beauftragt ward, sich sogleich nach Europa einzuschiffen. Zweimal war er schon daselbst gewesen, doch nur in England. So groß seine politische Wirksamkeit damals auch war, so erstreckte sie sich doch nur auf die gegenseitigen Interessen Großbritanniens und seiner Kolonien in Amerika. Jetzt sollte er einen neuen Boden betreten, sich in neue Verhältnisse finden, in ei-

ner neuen Sprache sich ausdrücken lernen (denn bisher hatte er nur so viel Französisch getrieben, als zum Verstehen der in dieser Sprache geschriebenen Werke erforderlich war), und überdies noch einen neuen Wirkungskreis sich eröffnen, dessen Wichtigkeit und dessen Umfang Alles, was er bisher als Staatsmann geleistet hatte, weit übertraf.

Das war die Aufgabe, die Franklin im ein und siebzigsten Lebensjahre von seinen Mitbürgern erhielt. Wie er dieselbe lös'te, und wie, durch diese Lösung, hier gleichsam sein Europäisches Leben und seine Wirksamkeit auf Europa beginnt, das wird der folgende Band darthun.

(Schluß des ersten Theils.)

Franklin's Leben und Schriften.

Druck und Papier
von Fr. Vieweg und Sohn
in Braunschweig.

Benjamin Franklin's
Leben und Schriften,

nach der von seinem Enkel,

William Temple Franklin,

veranstalteten

neuen Londoner Original-Ausgabe;

mit Benutzung

des

bei derselben bekannt gemachten

Nachlasses und früherer Quellen

zeitgemäß bearbeitet

von

Dr. A. Binzer.

Zweiter Theil.

Kiel,

Universitäts-Buchhandlung.

1829.

His lib'ral soul, his worth, his actions scan,
Go, reader, go and imitate the man.

Lamont, Lines to the memory of B. F.

Franklin's Leben.

Schluß der zweiten Abtheilung,

geschrieben von seinem Enkel,

W. Temple Franklin.



Wir haben Franklin in seinem ein und siebzigsten Lebensjahre verlassen, und dennoch im Begriff, eine neue Epoche seines gehaltreichen Lebens zu beginnen.

Die Britisch-Amerikanischen Kolonien hatten ihre Unabhängigkeit ausgesprochen; dazu gehörte eben nicht viel, allein damit war auch nicht viel gewonnen. Jetzt sollten sie dieselbe erfechten und behaupten, und zwar im Kampfe gegen Großbritannien, gegen die mächtige und gefürchtete Herrscherin der Meere. Ein mehr als kühnes Unternehmen! Zwar hatten die Amerikaner, ihrer Ueberzeugung nach, das Recht auf ihrer Seite, und Vertrauen genug in ihre eigene Willenskraft; allein es ist auch schon bemerkt worden, daß sie dennoch bald zu der Einsicht kamen, ohne fremde Hülfe nichts ausrichten zu können, und daß, um diese zu erlangen, Franklin nach Europa sich wenden sollte, und zwar zunächst nach Frankreich, dessen Regierung, der Wahrscheinlichkeit nach, am leichtesten für die Sache Amerika's zu gewinnen

sein mußte, weil es in ihrem Interesse lag, die Macht der alten Nebenbuhlerin auf jede nur mögliche Art zu schwächen.

Franklin aber war, während seines Aufenthalts in London, durch seinen umfassenden Geist und insbesondere durch seine Forschungen und Entdeckungen in den Naturwissenschaften, mit den ausgezeichnetsten Menschen des Europäischen Kontinents in Berührung gekommen, und hatte jedem, der ihn kennen lernte, Achtung eingeflößt. Er hatte ferner in seinen diplomatischen Verhandlungen am Londoner Hofe eine Klugheit und eine Charakterstärke gezeigt, die man vielleicht eben so selten vereinigt findet, als die ungewöhnliche Körperkraft und die heitere Lebendigkeit der Seele, die ihn auch im höchsten Alter nicht verließen. Er besaß endlich das unbedingte Vertrauen seiner Mitbürger und hatte sich schon oft desselben würdig gezeigt. So war es natürlich, daß die Wahl auf ihn fiel, und nicht minder natürlich, daß er sie annahm.

Den 26. Oktober 1776 verließ Franklin, in Begleitung seiner beiden Enkel, William Temple Franklin und Benjamin Franklin Bache, die Stadt Philadelphia, und

ging am folgenden Tage, am Bord der Amerikanischen Kriegs-Sloop Reprisal, von sechzehn Kanonen, von Marcus-Hook aus, in See. Der Kapitän Wickes hatte den Befehl, sich nicht unnöthigerweise in Gefechte einzulassen; er benutzte daher die große Schnelligkeit seines Schiffes, um den Britischen Kreuzern, die auf dasselbe Jagd machten, zu entgehen, nahm unweit der französischen Küste zwei Englische Kauffahrtei-Briggs, und ging den 29. November in der Bai von Quiberon vor Anker. Hier ward Franklin durch widrige Winde noch mehrere Tage aufgehalten, und endlich am 3. December mit einem Fischerboot bei Auray in der Bretagne ans Land gesetzt. Während dieser, fünf und eine halbe Woche dauernden Ueberfahrt hatte er sich mit der Französischen Sprache schon so vertraut gemacht, daß er sich mit Geläufigkeit in derselben auszudrücken vermochte. — In Auray war kein Wagen zu bekommen; man mußte daher einen Postwagen, der schlecht genug war, aus Vannes holen lassen, und konnte erst am 4. die Landreise beginnen. In Franklin's Tagebuch von dieser Reise findet sich unter andern folgende Bemerkung, die als ein Belag dienen kann, wie

jugendlich der alte Mann noch Alles, was ihn umgab, beachtete. — »Den 6. Dec. Gestern begegneten uns auf der Straße von Nantes einige Bäuerinnen, die rittlings zu Pferde saßen. Sie waren alle von schöner Gesichtsfarbe, weiß und roth, und eine derselben war die schönste Frau, die ich je gesehen habe. Auch die Männer dieser Gegenden sind weißer und hübscher, als im nördlichen Frankreich.«

Am 7ten kam er mit seinen Enkeln in Nantes an, wo einige Freunde Amerika's ihm einen freundlichen Empfang bereitet hatten. Ermüdet von der Reise, ließ er sich bereden, ein paar Tage in dem Landhause eines Herrn Gruel zu verweilen, und empfing hier viele Besuche von Leuten, die ihm zu seiner Ankunft Glück wünschten, und ihre Hoffnung aussprachen, daß seine Anwesenheit in Frankreich für die Sache Amerika's heilbringend sein werde ꝛc. Auch erhielt er manche nützliche Auskunft über den Stand der Angelegenheiten am Französischen Hofe, und erfuhr zu seiner großen Freude, daß die Regierung bereits eingewilligt habe, die Amerikaner mit einer Sendung von 200 Stück metallenen Kanonen und 30,000 Flinten, nebst einigen andern

Kriegsbedürfnissen zu unterstützen, daß diese bereits eingeschifft, und ehestens, unter dem Geleit eines Französischen Kriegsschiffes, abgehen würden.

Franklin hielt es für das Beste, um diese Zeit noch keinen öffentlichen Charakter anzunehmen, bis er wisse, ob der Hof geneigt sei, Abgesandte des Kongresses öffentlich zu empfangen, und sandte, um einerseits das Ministerium nicht in Verlegenheit zu bringen, andererseits sich selbst und seine Kollegen nicht einer ungnädigen Abweisung auszusetzen, einen Expressen an den, bereits in Paris sich aufhaltenden Herrn Deane, mit dem Auftrage, die nöthigen Erkundigungen deßhalb einzuziehen, und ihm darüber baldigst Bericht zu erstatten. Der Glaube, daß Franklin zum Zwecke einer Unterhandlung gesandt sei, ward inzwischen in Nantes herrschend, und schien allgemeine Freude zu erregen.

Am 15. December trat Franklin seine Reise nach Paris an, wo er bis zum 7. Januar blieb; dann zog er mit den Seinigen nach Passy, einem in der Nähe der Residenz sehr hübsch gelegenen Dorfe, wo er das große und schöne Haus des Herrn le Ray de Chaumont, eines sehr wirksamen Freundes der Amerikanischen

Sache, bezog und über sieben Jahre lang bewohnte. Privatim ward er vom Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Grafen de Vergennes, mit ausgezeichneter Achtung empfangen, und erhielt die Versicherung, daß er, so wie die andern ihn begleitenden Amerikaner, alle Sicherheit und alle Rechte genießen würde, die den übrigen Auswärtigen zugestanden wären.

Zu Anfang des Monats Januar, 1777, begab sich Franklin mit seinen Kollegen nach Versailles, und überreichte dem Minister die schriftlichen Vorschläge des Kongresses, um die Französische Regierung zu bewegen, für das Wohl der Vereinigten Staaten sich thätig zu interessiren, und eine Flotte nach Amerika zu senden, um die dort stationirte Englische zu bekämpfen. Er erhielt aber auf diese Vorschläge damals noch keine Antwort, weil die Regierung nicht vorbereitet war, sich öffentlich in den Kampf zu mischen, und erst fernere Nachrichten über den Gang der Angelegenheiten und zuverlässigere Proben von der Ausdauer der Amerikaner und dem wahrscheinlichen Erfolge ihrer Waffen abwarten wollte.

Franklin konnte daher hier nicht mit der gewohnten Offenheit verfahren, er mußte sich für

den Anfang damit begnügen, indirekte zu wirken, und that dies mit dem größten Erfolg. Er suchte deßhalb zuerst die Stimmung des Publikums und die Ansichten des Hofes und der Minister zu erforschen, und überzeugte sich bald, daß die Regierung den Wunsch habe, den Krieg wenigstens in die Länge zu ziehen, und, wo möglich, jedenfalls etwas dazu beizutragen, die überwiegende Macht Englands zu schwächen. Sobald ihm darüber Gewißheit geworden, glaubte er schon einen Schritt weiter gehen zu dürfen; er bemühte sich, seine Bekanntschaften in den verschiedensten Zirkeln ohne Aufsehen zu erweitern, und wußte die einflußreichsten Männer nicht nur für sich zu gewinnen, sondern auch immer wärmer für den Freiheitskampf seines Vaterlandes zu interessiren. Außerdem publicirte er verschiedene anonyme Aufsätze, die schnell allgemein verbreitet wurden, und worin er seine Ideen über eine vernünftige Freiheit und eine gesunde Politik allgemein verständlich aussprach. So gelang es ihm schon im ersten Winter, die Regierung indirekte zu bewegen, die Amerikaner fortwährend, durch heimliche Geld- und Waffen-Sendungen, kräftig zu unterstützen, während dieselbe den Schein einer strengen Neu-

tralität zu behaupten trachtete, und selbst mehrere heimlich instruirte Individuen öffentlich zur Verantwortung zog und bestrafte.

Außerdem benutzte Franklin diese Zeit, um sich mit den Hauptorten der wichtigsten Europäischen Staaten in immer ausgedehntere Korrespondenz zu setzen, und insbesondere einen Traktat mit Spanien vorzubereiten. In dieser letzten Absicht machte er dem Spanischen Gesandten in Paris, dem Grafen d'Aranda, seine Aufwartung, und sandte ihm einige Tage später, am 7. April, ein Schreiben, worin er ihm die Propositionen vorlegte, die der Kongreß, als Basis einer Unterhandlung mit seinem Hofe, im December des vorigen Jahres dekretirt hatte. Später ward Herr Jay, als Amerikanischer Gesandter, nach Madrid gesandt, um die Verhandlungen an Ort und Stelle fortzusetzen.

Schon im Frühjahr dieses Jahres (1777) hatte die Sache der Vereinigten Staaten, nicht nur in Paris, sondern in dem größten Theile Frankreichs, einen so hohen Grad von Popularität erlangt, daß Franklin fortwährend von Menschen aus allen Ständen und Gegenden bestürmt und geplagt ward, ihnen Anstellungen in

der Armee seines Vaterlandes zu verschaffen. Er hatte zwar absichtlich und wesentlich dazu beigetragen, die günstige Stimmung, welche diesen Bewerbungen mit zum Grunde lag, zu erregen und zu nähren; allein nie hatte er sich unerlaubter Mittel dazu bedient, nie seine Zuflucht zu Vorspiegelungen und Unwahrheiten genommen. Er wußte nur die verschiedenartigsten Menschen schnell zu durchschauen, und ihnen dann die Sache seines Herzens so an das ihrige zu legen, und die Gründe für die Nothwendigkeit und Rechtlichkeit dieser Sache, die sein klarer Verstand ihm eingab, dem ihrigen so anschaulich zu machen, daß sie nicht umhin konnten, auch seine Ueberzeugung zu der ihrigen zu machen. Allein die unaufhörlichen, zum Theil nicht aus den reinsten Quellen fließenden Gesuche um Anstellungen, welche er selbst nicht zu vergeben hatte, raubten ihm so viele Zeit, daß er auf Mittel denken mußte, sich davon zu befreien. Er schreibt darüber an einen Freund:

»Sie ersuchen mich um eine Empfehlung für Herrn N. N., der in Amerikanische Dienste zu treten wünscht. Sie wissen, daß ich nicht gern etwas abschlage, obgleich ich es thun sollte, wenn

ich überzeugt bin, daß die Gewährung nur zum Nachtheil des Bittenden führen kann. — Erlauben Sie mir, zu bemerken, daß die Franzosen oft, in Betreff der Empfehlungen, über jede billige Gränze hinausgehen. Sie geben Empfehlungsschreiben an Leute, deren Charakter ihnen wenig oder gar nicht bekannt ist, und erbitten solche Schreiben von Anderen, die sie eben so wenig kennen. Manchmal haben sie keinen andern Zweck dabei, als einen nichtsnutzen Menschen los zu werden, und ich habe schon das Unglück gehabt, daß meine eigenen, auf fremde gestützten Rekommandationen in Mißkredit gekommen sind. Wenn Sie nach dieser Erklärung noch eine Empfehlung für N. N. wünschen, so will ich sie geben, obgleich ich, wie gesagt, es nicht thun sollte. Ich werde in der That durch solche und ähnliche Bitten gar sehr geplagt. Kein Tag vergeht, an dem ich nicht von Supplikanten überlaufen würde. Alle meine Freunde werden aufgesucht und gequält, mich zu quälen. Offiziere von hohem und niederem Rang, Damen, groß und klein, Alles kommt und bittet, so daß ich schon erschrecke, wenn ich eine Kutsche rasseln höre, und kaum eine Einladung mehr annehmen

mag, weil ich doch mein Glas Champagner nicht in Ruhe trinken kann. Glücklicher Weise träume ich nicht oft davon, so daß mir Nachts [illegible] wenige Stunden zur Erholung bleiben. Deßhalb, lieber Freund, will ich Sie inständigst bitten, wenn Sie mich nicht aus Frankreich hinausjagen wollen, so lassen Sie dieses Ihr drei und zwanzigstes Gesuch Ihr letztes sein ꝛc.«

Für solche Fälle, in welchen er ein erbetenes Empfehlungsschreiben durchaus nicht ablehnen konnte, machte er sich ein stehendes Schema, worin er nur Namen und Datum abzuändern brauchte. Es hieß darin:

»Der Ueberbringer dieses ꝛc. ist ein Mann, den ich gar nicht kenne, ich muß Sie daher, in Betreff seines Charakters, an ihn selbst verweisen, und bitte nur, ihn mit derjenigen Freundlichkeit aufzunehmen, auf die jeder Fremde, von welchem wir nichts Arges wissen, Ansprüche hat, und ihm diejenigen Dienste zu leisten, deren er sich, bei näherer Bekanntschaft, würdig erweisen wird. Ich bin ꝛc. ꝛc.«

Am 26. Mai erhielt Franklin eine Einladung zu einem Frühstück bei dem Gesandten des Großherzogs von Toscana, dem Abbé Niccoli.

Die Veranlassung dazu war, wie Franklin selbst erzählt, der Wunsch des Kaisers Joseph des [illegible], der damals unter dem Titel eines Grafen von Falkenstein in Paris war, auf eine zufällig scheinende Weise die persönliche Bekanntschaft des Amerikaners zu machen. Allein es hatten sich zu viele Fremde eingefunden, und der Kaiser kam nicht.

Im September erschien in der Londoner Abendpost ein Bericht über die Experimente eines Herrn B. Wilson, welcher sich darzuthun bemühte, daß mit einem Knopf versehene Blitzableiter weit zweckmäßiger wären, als die von Franklin empfohlenen spitzen. Der Bericht war nicht günstig, und schon im Oktober ward die Unhaltbarkeit der Wilsonschen Ansicht in der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften völlig erwiesen; doch wußte Wilson seinem Satze eine solche Wahrscheinlichkeit zu geben, daß der König die spitzen Ableiter seines Schlosses mit stumpfen vertauschen ließ. — In dem Glauben, daß es dem Herrn Wilson nur darum zu thun sei, den Ruhm Franklin's zu schmälern, oder auf Kosten desselben seinen eigenen zu begründen, ereiferten sich die Freunde des letztern gar sehr,

und forderten ihn auf, gegen Wilson zu schreiben. Er erwiederte:

»Ich habe mich nie in Streitigkeiten eingelassen, um meine philosophischen Meinungen zu vertheidigen, sondern dieselben stets ihrem Schicksale überlassen. Sind sie richtig, so werden Wahrheit und Erfahrung ihre Stützen sein; sind sie irrig, so ist's gut, wenn sie widerlegt und verworfen werden. Streitigkeiten dienen nur dazu, das Gemüth zu erbittern und die Ruhe zu stören. Ich habe kein eigennütziges Interesse bei der Aufnahme meiner Erfindungen, da ich niemals den geringsten Vortheil aus denselben zu ziehen beabsichtete. Daher kann es mir auch gleichgültig sein, ob der König den spitzen oder den stumpfen Ableitern den Vorzug giebt. Wenn ich in dieser Hinsicht einem Wunsche Raum geben sollte, so wäre es der, daß der König den Gebrauch der Erfindung ganz verworfen hätte; denn erst seitdem er sich und seine Familie vor den Blitzen des Himmels sicher glaubt, wagt er es, seine eigenen Blitze zum Verderben seiner unschuldigen Unterthanen zu gebrauchen *).«

*) Grimm schrieb in dieser Zeit von ihm: Der Dr. Franklin ist eben nicht redselig 2c. Bei einem

Im Juni dieses Jahres schrieb Dr. Fothergill einen Brief an seinen Neffen Chorley, mit dem Wunsche, denselben seinem Freunde Franklin mitzutheilen. Er erzählt darin eine Reihe von unglücklichen Berichten aus Amerika, und wie auch die wärmsten Freunde der Amerikanischen Sache zu der Ueberzeugung gekommen seien, daß Alles verloren und der Krieg, zu Gunsten Englands, so gut wie beendigt sei. Die nur zu wahren Unglücksberichte wurden, auch auf andern Wegen, bald bekannt, und wirkten natürlich auf die Stimmung des Französischen Hofes so nachtheilig, daß Franklin's Lage in dieser Zeit nicht eben erfreulich sein konnte. Bald darauf war jedoch die Amphitrite mit Geschütz und Kriegsvorräthen aller Art aus Frankreich in New-Hampshire eingetroffen. Der Amerikanische General Gates hatte sich schnell derselben bedient, die sich sicher wähnenden Engländer bei Saratoga

---

Schmause schöner Geister fiel es einem der Herren ein, zu dem Dr. zu sagen: »Man muß gestehen, daß Amerika uns den Anblick eines großen und herrlichen Schauspiels gewährt.« — Ja, erwiederte Franklin bescheiden, nur Schade, daß die Zuschauer nicht bezahlen! —

Grimm's und Diderot's Korrespondenz.

(am 17. Oktober 1777) überfallen und den General Bourgoyne mit seiner ganzen Armee zur Uebergabe gezwungen. Die unerwartete Nachricht dieses, für den Augenblick entscheidenden, Sieges bewirkte an mehreren Europäischen Höfen, und besonders in Paris, die auffallendste Sinnesänderung. Franklin benutzte den Umstand sogleich, um dem Ministerium anzudeuten: »es sei jetzt kein Augenblick mehr zu verlieren, wenn man sich die Freundschaft Amerika's zu sichern und dessen Trennung vom Mutterlande zu bewirken wünsche.« Diese Eröffnung verfehlte ihren Zweck nicht. Schon am 6. December erschien der Staatssekretär Gerard im Hotel der Amerikanischen Abgeordneten, und erklärte, in Auftrag des Königs: »daß Se. Majestät nach langer, reiflicher Ueberlegung sich entschlossen habe, die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Amerika anzuerkennen und einen Handels- und Allianz-Traktat mit denselben abzuschließen; er wolle jedoch ihre Unabhängigkeit nicht nur anerkennen, sondern sie auch mit allen, in seiner Macht stehenden, Mitteln thätig unterstützen; vielleicht werde er sich dadurch, zu ihrem Besten, in einen kostspieligen Krieg verwickeln, doch erwarte er keine

Entschädigung von ihnen; kurz, die Amerikaner sollten nicht glauben, daß er ausschließlich in ihrem Interesse diesen Entschluß gefaßt habe, indem es, unabhängig von seiner aufrichtigen Theilnahme an ihrem Wohl, offenbar im Interesse Frankreichs sei, die Macht Englands, durch Trennung der Kolonien vom Mutterlande, zu schwächen.«

In Folge dieser freundlichen und offenen Erklärung wurden die Unterhandlungen sofort begonnen, und am 6. Februar 1778 ward ein Freundschafts- und Handels-Vertrag, und außerdem eine Offensiv- und Defensiv-Allianz, zwischen Sr. Allerchristlichsten Majestät und den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, abgeschlossen, durch die gegenseitigen Bevollmächtigten in Paris unterzeichnet, und bald darauf dem Kabinet von St. James officiell kommunicirt.

Jetzt war denn auch kein Grund mehr vorhanden, die förmliche Präsentation des Amerikanischen Gesandten länger zu verschieben. Der Graf de Vergennes erhielt den Befehl, Franklin und seine Kollegen dem Könige und dem ganzen Hofe vorzustellen.

Der Französische Geschichtschreiber Hilliard d'Auberteuil sagt darüber:

»Bei dieser Gelegenheit war Franklin nicht nur von vielen Amerikanern, sondern auch von einer großen Anzahl von Fremden anderer Länder begleitet, die aus Neugier hinzuströmten. Sein hohes Alter, sein ehrwürdiges Aeußere, die Einfachheit seiner Kleidung und seines Benehmens, und so manches Auffallende und Achtungswerthe, was aus dem Leben dieses Amerikaners früher bekannt geworden, Alles trug dazu bei, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen *). Beifallklatschen und viele Freudenbezeigungen anderer Art verkündeten die den Franzosen so eigenthümliche Lebhaftigkeit der Zuneigung ꝛc. — Der König redete ihn mit folgenden Worten an: Wollen Sie den Vereinigten Staaten von Amerika die Versicherung meiner Freundschaft melden, und mir zugleich die Bemerkung erlauben, daß Sie

---

*) Franklin selbst beschreibt sich in einem Briefe an Mrs. Thornton folgendermaßen:

»Stellen Sie sich mein Bild vor — eben so frisch, als vormals, und eben so kräftig und herzig, nur einige Jahre älter, sehr einfach gekleidet, mit meinem schlichten grauen Haar, das unter meiner einzigen Coëffure, einer feinen Pelzkappe, hervorguckt, welche letztere meine Stirn fast bis zur Brille bedeckt. Denken Sie sich, wie das aussehen muß zwischen den gepuderten Köpfen von Paris!« —

insbesondere durch Ihr eigenes Betragen, während Ihres Aufenthalts in meinen Landen, meine höchste Zufriedenheit sich erworben haben. — Als der neue Gesandte, nach dieser Audienz, wieder über den Schloßhof ging, ward er von der harrenden Volksmenge mit lautem Zuruf begrüßt.«

Franklin ward darauf mit seinem Gefolge auch der Königin, dem Grafen von Provence (nachher Ludwig dem Achtzehnten) und allen in Versailles anwesenden Gliedern der Königlichen Familie vorgestellt, und von allen auf das gnädigste empfangen.

Schon im vorigen Jahre war Voltaire nach Paris gekommen, und gleich von Franklin aufgesucht worden. Jener fing an, Englisch zu sprechen, und sagte, als er merkte, daß es ihm zu schwer ward: »Ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, einen Augenblick Franklin's Sprache zu sprechen.« Als Franklin um Voltaire's Segen für seinen Enkel bat, legte dieser die Hand auf den Jüngling, und sprach: »Gott und Freiheit! das ist der einzige Segen, der sich für den Enkel Franklin's paßt.« — Als beide zusammen in der Akademie der Wissenschaften erschienen, wurden sie mit lautem Jubel be-

grüßt, und man rief: Solon und Sophokles! —

Die Regierung beschloß jetzt, unter dem Kommando des Grafen d'Estaing eine Flotte von elf Linienschiffen und sechs Fregatten, nebst einer bedeutenden Landmacht, nach Amerika zu senden, und ertheilte dem Grafen den Befehl, nach einem von Dr. Franklin entworfenen und eingereichten Plan, die Englische Flotte im Delaware zu überrumpeln. Fortdauernd widrige Winde machten jedoch die Ausführung dieses Planes unmöglich, indem die den 13. April 1778 aus Toulon segelnde Flotte erst am 7. Juli die Mündung des Delaware erreichte, nachdem die Englische, in Folge der verlorenen Schlacht bei Monmouth, diesen Fluß schon verlassen hatte.

Franklin hatte jetzt freien Spielraum für seine große Thätigkeit. Er erlangte von der Französischen Regierung nicht allein stets neue Beiträge an Waffen und Kriegsvorräthen aller Art, sondern auch Geldvorschüsse, und die Eröffnung eines Kredits, der ihn in den Stand setzte, die, zur Deckung der Anleihezinsen aus Amerika trassirten, bedeutenden Wechsel regelmäßig zu honoriren, sämmtlichen in Europa angestellten Ame=

rikanischen Ministern und Agenten ihre Gehalte auszuzahlen, und die Amerikanischen Gefangenen in England reichlich zu unterstützen.

Außerdem hatte er oft Gelegenheit, auf andere Art den Anforderungen seiner stets regen Menschenliebe zu genügen. So ward er im Juni dieses Jahres von Herrn Hutton, dem Sekretär einer Englischen Missions-Gesellschaft, gebeten, ihm für die jährlich nach Labrador an die dortigen Missionäre abgehenden Schiffe Schutz zu verschaffen gegen die Amerikanischen Kreuzer; worauf ihm Franklin, als bevollmächtigter Minister der Vereinigten Staaten, sofort einen an die Befehlshaber aller Amerikanischen, Französischen und Spanischen bewaffneten Schiffe gerichteten Schutzbrief ausstellte, den er, so lange der Krieg dauerte, jährlich erneuerte. Einen ähnlichen Brief bewilligte er den Bürgern von Dublin für ein, mit Geschenken an mehrere verarmte Familien, von dort nach Westindien bestimmtes Schiff, und einen andern dem Kapitän Cook, als derselbe im Frühjahr 1779 seine Entdeckungsreise um die Welt antreten wollte. Der Kongreß billigte dies Verfahren, und nach Beendigung der berühmten Reise Cook's erhielt Franklin,

zum Dank für den großmüthig gewährten Schutz, mit Bewilligung des Königs von England, von der Admiralität eine Prachtausgabe der gedruckten Reisebeschreibung, nebst einem höflichen Briefe von Lord Howe, und von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften eine goldene Medaille, nebst einem Dankschreiben des Präsidenten, Sir Joseph Banks *).

Zum Beleg, wie Franklin in dieser Zeit von Projektenmachern und Spekulanten aller Art geplagt ward, mag folgender Auszug aus einem, von ihm geführten, Tagebuche dienen.

Passy den 13. December 1778.

»Ein Mann kam zu mir, und erzählte, er habe eine Maschine erfunden, die ohne die Hülfe von Federn, Gewicht, Luft, Wasser ꝛc., und ohne die Arbeit von Menschen oder Thieren, sich von selbst mit hinlänglicher Kraft bewege, um,

---

*) Auffallend ist es, daß aus diesen beiden Jahren, vom Mai 1777 bis zum Mai 1779, mit Ausnahme einiger auf Friedensunterhandlungen sich beziehenden Schreiben, nicht ein einziger Privatbrief in Franklin's Nachlaß sich gefunden, obgleich es außer Zweifel ist, daß er deren viele in dieser Zeit geschrieben hat.

mehr als vier bisher übliche Maschinen, Tabak zu schneiden. Er wollte sein Geheimniß für zwei hundert Louisd'or verkaufen.

Ein Herr Coder kam mit einer schriftlichen Proposition, 600 Mann anzuwerben, und mit diesen an der Englischen Küste zu landen, Städte und Dörfer zu verbrennen &c.

Ein unbekannter Philosoph (es hat sich später ergeben, daß es Marat war) überreichte mir, zu meiner Beurtheilung, einen gut geschriebenen Aufsatz über gewisse Wirkungen des Feuers, mit Experimenten, in einer dunkeln Kammer. Ich wünsche die Experimente zu sehen, weil ich sonst nicht über die Sache urtheilen kann.

Ein anderer Mann bat um meine Empfehlung bei der Regierung, für eine von ihm gemachte Erfindung, vermöge welcher ein Husar die nöthigen Waffen, nebst Uniform und Provision auf vier und zwanzig Stunden, dergestalt verbergen könne, daß man ihn für einen gewöhnlichen Reisenden halten müsse, was von großer Wichtigkeit sei, weil man so eine bedeutende Anzahl, ein bei ein, heimlich in eine feindliche Stadt bringen könne.

Die vielen unsinnigen Projekte, die man mir

vorlegt, haben mir schon so viele Zeit gekostet, daß ich anfangen muß, Alles zurückzuweisen, obgleich doch möglicher Weise eins oder das andere der Beachtung werth sein könnte rc.« —

Wenn gleich Franklin's ganze Aufmerksamkeit auf das Bündniß seines Vaterlandes mit mehreren Europäischen Mächten, und auf die Mittel, bald zu einem erwünschten Frieden mit England zu gelangen, gerichtet war, so konnte dies allein doch seinem umfassenden Geiste nicht genügen und seine Zeit nicht füllen. Bei der unvermeidlichen Weitläuftigkeit des Geschäftsganges wäre ihm gewiß bald die Geduld ausgegangen, wenn er nicht nebenher für mancherlei andere Dinge sich interessirt und auf vielfache Weise Gutes zu wirken gewußt hätte. Die Privat-Korrespondenz dieser Zeit beweiset, wie mannigfaltig die Wirksamkeit des drei und siebzigjährigen Greises war.

Bei der großen Kunde seines Vaterlandes konnte es ihm nicht entgehen, daß es diesen schönen Länderstrecken hauptsächlich an Bevölkerung fehle, und er versäumte keine Gelegenheit, um arbeitliebende, mit ihrer Lage in Europa unzufriedene Menschen zur Auswanderung aufzufor-

dern, oder, falls sie den Entschluß schon gefaßt hatten, zu ermuntern. So schrieb er an einen Herrn Newenham in Dublin, im Mai 1779:

»Ich habe vor einiger Zeit erfahren, daß eine bedeutende Anzahl von Irländern den Wunsch haben, sich in Amerika anzusiedeln, wenn sie für sich und ihre Effekten die erforderlichen Pässe erhalten könnten, und man hat mich, in Betreff der nähern Umstände, an Sie verwiesen. Ich werde stets bereit sein, solche Unternehmungen, durch alle mir zu Gebote stehende Mittel, zu unterstützen und zu sichern, wenn dieselben aufrichtig gemeint und nicht etwa bloße Handelsunternehmungen sind, um Englische Fabrikate, unter dem Namen des Eigenthums der Ansiedler, in Amerika einzuschwärzen. Ich bewundere die Geisteskraft, mit welcher ich die Irländer entschlossen sehe, endlich einen Antheil derjenigen Handelsfreiheit zu verlangen, welche ein Recht der ganzen Menschheit ist, und welche ihnen, durch die abscheuliche Selbstsucht ihrer Mitbürger, so lange vorenthalten war. Alle Vortheile des Klima's, des Bodens und der Lage, in welche Gott und Natur uns versetzt haben, zu genießen, das ist ein eben so unbestreitbares Recht, als zu athmen,

und dieses Recht darf den Menschen aus keinem andern Grunde genommen werden, als um sie für schwere Verbrechen zu bestrafen.«

So sehr Franklin indeß die Zunahme der Bevölkerung Amerika's zu befördern wünschte, so ließ er sich doch nie verleiten, zu günstige Darstellungen der Verhältnisse, oder gar Versprechungen zu machen, die er nicht erfüllen konnte.

Wenn er sich zuweilen über die allzugroße Häufung der Geschäfte beklagte, so war es besonders das Bedauern, nicht mehr Zeit auf seine wissenschaftlichen Studien verwenden zu können, was seinen Beschwerden zum Grunde lag. Doch fand er auch dazu dann und wann etwas Muße. Er schrieb den 9. November dieses Jahres an Herrn Vaughan: »Ich danke Ihnen recht sehr für die große Mühe und Sorgfalt, mit welcher Sie die Ordnung und Korrektur bei der neuen Ausgabe meiner Schriften besorgt haben. Wenn die Erhaltung derselben dem Publikum wirklich Nutzen bringt, so wird es Ihnen denselben zu danken haben. Bei der Durchsicht habe ich einige sinnentstellende Druckfehler gefunden, die ich Sie, nebst den andern kleinen Bemerkungen, die ich beilege, dem Bande anzufügen

bitte, wenn Sie es der Mühe werth halten ꝛc.«

Den 19. November schrieb er an Herrn Beccaria *):

»Ich bin hier überhäuft mit Geschäften, die meine Aufmerksamkeit absorbiren, und es mir unmöglich machen, das Studium meiner Lieblingswissenschaften fortzusetzen; und ich habe ein so hohes Alter erreicht, daß ich kaum mehr hoffen darf, zu derjenigen Ruhe und Muße zu gelangen, die für philosophische Forschungen so nothwendig ist. Doch habe ich vor Kurzem einige Gedanken über das Nordlicht niedergeschrieben, die Ihnen vielleicht aus dem Journal des Abbé Rozier bekannt sind; wenn nicht, so will ich eine Abschrift für Sie nehmen und Ihnen dieselbe nebst einigen Bemerkungen zusenden ꝛc.«

Und am 6. Februar 1780 an den Dr. Price in London:

»Wir machen täglich große Fortschritte in den Naturwissenschaften, könnten wir doch auch einen in der Moralphilosophie machen, nämlich die Entdeckung eines Planes, nach welchem die Nationen sich bewogen und gedrungen fühlten,

*) Pater Beccaria starb 1781 in Turin, allgemein geschätzt als Mathematiker und Physiker.

ihre Zwiste zu schlichten, ohne sich den Hals abzuschneiden! Wann wird die menschliche Vernunft hinlänglich geläutert sein, um den Vortheil davon einzusehen? Wann werden die Menschen zu der Ueberzeugung gelangen, daß selbst erfolgreiche Kriege am Ende zum Unglück derjenigen führen, welche den Kampf ungerechter Weise begonnen haben, und in ihrer Blindheit über den Erfolg triumphiren, weil sie die Folgen nicht sehen? Wir beide können uns, in Bezug auf diesen Krieg, damit trösten, daß wir Alles, was in unserer Macht stand, ehrlich und treu gethan haben, um denselben zu verhindern ꝛc.«

Das Schicksal hatte Franklin nie in so nahe Berührung mit dem General Washington gebracht, daß eine eigentliche Freundschaft zwischen ihnen möglich gewesen wäre; doch ist das Verhältniß dieser beiden Männer zu einander so interessant, daß der folgende Brief hier wohl einen Platz verdient:

An General Washington.

Passy den 5. März 1780.

»Erst vor Kurzem habe ich den Brief erhalten, womit Ew. Excellenz, zur Empfehlung des

Marquis de la Fayette, mich beehrten. Bescheidenheit bewog diesen, das Schreiben lange in seinen Händen zu behalten; doch wurden wir, gleich nach seiner Ankunft in Paris, mit einander bekannt, und sein Eifer für die Ehre unseres Vaterlandes, seine Thätigkeit für unsere Angelegenheiten hier, und seine feste Anhänglichkeit an unsere Sache und an Sie flößten mir dieselbe Achtung vor ihm ein, als Ew. Excellenz Empfehlungsschreiben es gethan haben würde, wenn es mir sogleich überreicht worden wäre.

Sollten wir, nach einem oder zwei Feldzügen mehr, zum Frieden gelangen, so würde ich mich glücklich schätzen, Ew. Excellenz in Europa zu sehen, und in Ihrer Gesellschaft, wenn mein Alter mir's gestattete, einige der ältesten und berühmtesten Königreiche zu besuchen. Sie würden diesseits des Meeres des großen Rufes, den Sie erlangt haben, frei von jenen kleinen Schatten, die Eifersucht und Neid der Landsleute und Zeitgenossen auf das Verdienst der Lebenden zu werfen trachten, sich erfreuen können. Hier würden Sie erfahren, was die Nachwelt von Washington sagen wird; denn tausend Meilen haben fast dieselbe Wirkung, als tausend Jahre. Die schwache

Stimme jener kriechenden Leidenschaften kann so weit nicht reichen, weder im Raume noch in der Zeit. Gegenwärtig genieße ich diese Freude für Sie, indem ich oft höre, wie die alten Generale dieses kriegerischen Reiches (welche die Karten von Amerika studiren und alle Ihre Operationen darauf bezeichnen) mit aufrichtiger Billigung und großem Beifall von Ihrem Benehmen sprechen, und Sie einstimmig für einen der größten Feldherren der Zeit erklären.

Ich muß die Bühne bald verlassen; Sie aber können leben, um unser Vaterland blühen zu sehen; und aufblühen wird es, nach dem Kriege, schnell und überraschend, gleich einem jungen Maisfelde, welches, durch langen Sonnenschein gebleicht und geschwächt, nun vom plötzlich ausbrechenden Gewitter, mit Sturm und Hagel, der gänzlichen Zerstörung nahe scheint; doch nach dem Gewitter in frisches Grün sich kleidet, mit doppelter Kraft emporwächst, und nicht nur des Eigners, sondern auch jedes Reisenden Aug' ergötzt.

Die besten, innigsten Wünsche für Ihre Gesundheit, Ihren Ruhm und Ihr Glück werden Sie stets begleiten von Ihrem &c. B. F.«

Obgleich Franklin in diesem Briefe, und öfter in dieser Zeit, von seinem baldigen Ende spricht, so war ihm doch die große, ununterbrochene Thätigkeit so zur Natur geworden, daß sie ihn gleichsam verjüngte, was ihm selbst auch nicht entging. Er schreibt darüber im März 1780 an Dr. Bond:

»Was mich betrifft, so bemerke ich nicht, daß ich älter werde. Zum siebzigsten Jahre gelangt, und bedenkend, daß wenn ich dieselbe Straße weiter zöge, sie mich vermuthlich zum Grabe führen würde, machte ich Halt, kehrte um und ging wieder zurück. Das habe ich jetzt vier Jahre lang gethan *); Sie können mein Alter also auf sechs und sechzig angeben. Ertheilen Sie unsern alten Freunden den Rath, meinem Beispiele zu folgen; — haltet Euren Geist aufrecht, das wird auch den Körper aufrecht halten, und Ihr werdet unter der Last der Jahre Euch so wenig beugen, als wenn Ihr eine eiserne Stange verschluckt hättet. Rathsam ist es aber doch, den Artikel der Arbeit ein wenig herabzusetzen 2c.«

Wenn er selbst den letzten Rath auch nicht

*) Er war nämlich wirklich vier und siebzig Jahr alt.

befolgte, so fand er doch Zeit zu mancherlei Zerstreuungen, und besuchte, obgleich er im Ganzen zurückgezogen lebte und den Umgang kleinerer Kreise vorzog, mitunter auch die Zirkel der Residenz, in welchen er auf eine oder die andere Weise nützlich zu wirken hoffen durfte. Den 5. März dieses Jahres schrieb er an den Französischen Gesandten in Amerika, den Chevalier de la Luzerne:

»Es gehört zu den Vortheilen großer Staaten, daß die, durch fremde Kriege veranlaßten, Unglücksfälle nur einen kleinen Theil des Ganzen treffen. Daher ist in Paris ein immerwährender Friede, so wie in unsern Gesellschaftszimmern immer schönes Wetter ist. Das Volk treibt seine gewöhnlichen Geschäfte; das Schauspiel, die Oper und die andern öffentlichen Vergnügungen werden so regelmäßig besucht, als in den Zeiten der tiefsten Ruhe, und die größten Kleinigkeiten theilen uns in verschiedene Parteien. In diesen letzten Wochen waren wir entweder für oder gegen den neuen Schauspieler Jeannot. Die Leistungen dieses Mannes und die Heirath des Herzogs von Richelieu liefern mehr Stoff zu unserer Unterhaltung, als irgend etwas, das auf den

Krieg sich bezieht. Das ist ein Beweis der allgemeinen Zufriedenheit!«

Es leidet keinen Zweifel, daß diese Worte ironisch zu nehmen sind; denn Franklin wußte gar wohl die Zufriedenheit von leichtsinniger Gleichgültigkeit zu unterscheiden, und liebte eben deßhalb kleine, trauliche Zirkel weit mehr, als diese öffentlichen Vergnügen. Er schreibt den 17. Juni an Herrn Carmichael in Madrid:

— »Madame Brillon ist eine Frau von achtungswerthem Charakter und sehr angenehmer Unterhaltung *). Sie bewohnt mit ihrer liebenswürdigen Familie eine kleine Insel in der Seine, in der Nähe von Paris, die zu dem Landsitze eines Herrn Watelet gehört, und wo ein eben so heiterer, als geistreicher und interessanter Zirkel sich, den Sommer über, wöchentlich zu versammeln pflegt. Sie ist auch sehr musikalisch, und unterhält uns oft durch kleine Konzerte, die sie, durch ihre Töchter, welche recht artig singen, und einige musikalische Freunde, sehr gut zu besetzen weiß. Ich nenne dies meine Oper; denn

*) Durch ihre Vermittelung erneuerte Franklin später seine Bekanntschaft mit Lord Shelburne, mit welchem er in Betreff des Friedens korrespondirte.

in die Pariser Oper gehe ich nur selten ꝛc.«

Mit welcher Auszeichnung Franklin überall behandelt, und, man kann wohl sagen, wie er bewundert ward, das geht schon aus einem Briefe hervor, den er im Juni des vorigen Jahres an seine Tochter schrieb:

»Das Medaillon von Thon, welches du dem Herrn Hopkinson gegeben hast, war das erste Bild dieser Art, das in Frankreich von mir gemacht ward. Seitdem hat man viele andere, von verschiedener Größe, verfertigt, die in unglaublicher Menge verkauft werden. Diese, zugleich mit den Büsten, Gemälden und Kupferstichen (von welchen stets neue Abdrücke überall verbreitet werden), haben deines Vaters Gesicht so bekannt gemacht, als das Antlitz des Mondes, so daß er durchaus nichts thun darf, was ihn nöthigen könnte, wegzulaufen, denn seine Physiognomie würde ihn überall verrathen, wo er dieselbe zu zeigen sich erkühnte. — Die gelehrten Etymologen behaupten: das Englische Wort Doll (Puppe) sei abzuleiten von Idol (Abgott). Nach der großen Menge von Dolls, welche gegenwärtig von mir gemacht werden, kann man, in diesem Sinne, mit Wahrheit von mir sagen: er wird

in diesem Lande i-doll-ized (abgöttisch verehrt).« —

Franklin wußte aber nicht nur seine Thätigkeit und Heiterkeit zu erhalten, sondern auch seine große Bescheidenheit in einem Grade zu bewahren, der, bei seiner Lage in Paris, wo die geistreichsten Männer und Frauen aller Klassen ihm auf die ungewöhnlichste Weise ihre unbegrenzte Hochachtung bezeugten, wirklich bewunderungswürdig ist. Er schrieb den 8. März 1781 an Herrn Nogaret:

»Mein Herr!

Den Brief, womit Sie mich am 2. dieses beehrten, habe ich erhalten. Sie überhäufen mich darin mit Lobeserhebungen, die ich nie zu verdienen hoffen kann, und bitten mich um die Beurtheilung Ihrer Uebersetzung eines lateinischen Verses, der auf mich angewandt worden *).

---

*) Die hier erwähnte Uebersetzung ist nicht bekannt; es ist aber die Rede von Turgot's bekanntem Verse:
»Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis.«

D'Alembert übersetzt denselben so:

»Tu vois le sage courageux,
Dont l'heureux et mâle génie

Wenn ich auch in Ihrer Sprache bewandert genug wäre, was ich wirklich nicht bin, um über die Poesie derselben ein gerechtes Urtheil zu fällen, so muß doch die Erwägung, daß ich der Gegenstand bin, von dem die Rede ist, jede Aeußerung meiner Ansicht von diesem Verse zurückhalten, ausgenommen die, daß er mir zu viel zuschreibt, besonders, was die Tyrannen betrifft; denn die Revolution war das Werk vieler fähiger und braver Männer, und mir ist's Ehre genug, wenn mir ein kleiner Antheil daran zugestanden wird ꝛc.«

Trotz dieser Bescheidenheit und trotz allen wahrhaft liebenswürdigen Eigenschaften, mußte Franklin doch die traurige Erfahrung machen, beneidet und heimlich verfolgt zu werden. Er schrieb darüber an Herrn Carmichael, den

---

Arracha le tonnerre aux Dieux
Et le sceptre à la tyrannie.«

James Elphinston übersetzt:

»He snatch'd the bolt from heaven's avenging hand,
Disarm'd and drove the tyrant from the land.«

Eine wörtliche teutsche Uebersetzung des Lateinischen ist:

»Er entriß dem Himmel den Blitz, das Scepter den Zwingherr'n!«

Amerikanischen Chargé d'affaires in Madrid, Folgendes:

Passy den 12. April 1781.

»Ich danke für Ihre Winke in Betreff der Unternehmungen meiner Feinde, und der Mittel, sie zu besiegen. Da ich jetzt kein anderes Ziel habe, als Ruhe zu erlangen, so macht mich ihre Bosheit nicht sehr besorgt, indem dieselbe meinem Zwecke förderlich, und vielleicht auch Ihnen vortheilhaft werden kann. Ich habe diese Menschen nie im Geringsten beleidigt, und kann mir keine andere Quelle ihrer Arglist denken, als Neid. Die übertriebene Achtung, die mir von allen Klassen der Gesellschaft hier bewiesen ward, während man von ihnen gar wenig Notiz nahm, war allerdings ein kränkender Umstand; allein ich konnte das weder verhindern, noch wieder gut machen. Diejenigen, denen die Freude Anderer Schmerz und Unglück bringt, müssen täglich so viel Grund finden, sich zu quälen, daß sie sich, nach meiner Ansicht, bereits in einem Zustande der Verdammniß befinden, und aus diesem Grunde sollte ich allen Zorn gegen jene Herren unterdrücken; allein ich kann nicht anders, als bekümmert sein über den nachtheiligen Einfluß, den

ihr Unmuth stets auf unsere öffentlichen Angelegenheiten haben wird, sobald sie in diesen beschäftigt sind rc.«

Obgleich Franklin mit ächt philosophischer Geistesstärke seinen Unmuth zu beherrschen wußte, und überdies die glückliche Gabe besaß, auch an dem Schlimmsten eine gute Seite aufzufinden, so war er doch ein so gefühlvoller Mensch, daß die in obigem Briefe erwähnten Intriguen arglistiger, mißgünstiger Menschen nachtheilig auf seine Gemüthsstimmung, und daher auch mittelbar auf seinen Gesundheitszustand, wirken mußten. Er fühlte sich unwohl, verlor die Lust an seinen Geschäften, und beschloß daher, um seine Entlassung zu bitten. Schon im März dieses Jahres richtete er folgendes Schreiben an Herrn Laurens, den damaligen Präsidenten des Kongresses;

»Ich muß um Erlaubniß bitten, etwas über mich selbst zu sagen, ein Gegenstand, womit ich den Kongreß nicht oft belästigt habe. Mein fünf und siebzigstes Jahr habe ich zurückgelegt; ich fühle mich durch die, vorigen Winter erlittenen, heftigen Anfälle der Gicht sehr erschüttert, und noch weit entfernt von der körperlichen Kraft, de=

ren ich mich früher erfreute. Zwar weiß ich nicht, daß meine Geisteskräfte schwächer geworden wären; vielleicht werde ich der Letzte sein, der diese Entdeckung macht; aber ich fühle eine bedeutende Abnahme meiner Thätigkeit, einer Eigenschaft, die mir, als Minister an diesem Hofe, insbesondere erforderlich zu sein scheint. Ich bin daher besorgt, daß Ihre Angelegenheiten dann und wann durch mein Unvermögen leiden könnten. Auch finde ich, daß das Geschäft zu schwer für mich ist und zu bindend. Das beständige Zuhausesein, welches nothwendig ist, theils um Ihre Wechsel zu acceptiren (was nicht zu meiner ministeriellen Funktion gehört), theils um Briefe zu beantworten 2c. 2c., macht es mir unmöglich, die Luft zu genießen und mir Bewegung zu machen, was früher meine jährlichen Reisen gestatteten, und was zur Erhaltung meiner Gesundheit gar viel beitrug. Und es sind noch manche andere kleine Verrichtungen der persönlichen Pflege, welche die Schwächen des Alters nöthig machen, nicht nur für die Bequemlichkeit eines alten Mannes, sondern in gewissem Grade vielleicht gar für die Fortdauer seiner Existenz, und welchen das Geschäft oft in den Weg tritt. Ich bin auf eine oder die

andere Weise, in dem langen Zeitraume von funfzig Jahren, stets in öffentlichen Diensten beschäftigt und mit dem öffentlichen Vertrauen beehrt gewesen; eine Ehre, die hinreichend ist, jeden vernünftigen Wunsch danach zu befriedigen, und ich habe jetzt keinen andern mehr, als den nach Ruhe, die mir der Kongreß, wie ich hoffe, gestatten wird, indem derselbe einen Andern sendet, um meine Stelle einzunehmen.

Zugleich erlaube ich mir die Bitte, der Kongreß möge sich überzeugt halten, daß weder der geringste Zweifel an dem Erfolg seiner glorreichen Sache, noch irgend ein Ueberdruß an dem Dienste für ihn, mich veranlaßt, diesen abzulehnen, sondern einzig und allein die obenerwähnten Gründe; und da ich für jetzt nicht die Beschwerden einer Seereise übernehmen kann (indem schon die letzte fast zu viel für mich geworden wäre), und ich auch in dieser Kriegszeit mich nicht wieder der Gefahr aussetzen möchte, gekapert und eingekerkert zu werden, so beabsichtige ich, bis zum Frieden, vielleicht bis zu meinem Tode, hier zu bleiben. Wenn irgend eine Kenntniß, oder eine Erfahrung, die ich hier gemacht, meinem Nachfolger von Nutzen sein kann, so will ich dieselbe ohne Rückhalt mittheilen, und

ihm behülflich sein mit allem Einfluß, den man mir zutrauen, und allem Rath, den man von mir verlangen möge.«

Darauf lobt er den Diensteifer und die Fähigkeit seines Enkels W. Temple Franklin, und bittet den Kongreß dringend, als einen Beweiß der Zufriedenheit mit seinen eigenen Diensten, diesen Enkel zum Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten zu machen.

Im April desselben Jahres sandte der Amerikanische Gesandte in Madrid, Herr John Jay, an den Präsidenten des Kongresses ein Privatschreiben, worin er sagt:

»Ich ersehe aus einliegendem Briefe, daß Dr. Franklin, seines Alters und seiner Schwächen wegen, um seine Entlassung bittet. In wiefern seine Gesundheit gelitten hat, weiß ich nicht; die Briefe, welche ich von ihm erhalten habe, tragen keine Spur der Schwäche; es ist ein Scharfsinn und eine sententiöse Kürze in denselben, die wahrlich nicht auf einen Verstand deuten, der vom Alter gelitten hat. Aus vielen Gründen bin ich der Meinung, daß der Staat diesem Manne sehr verpflichtet ist, und ich gestehe, es würde meinen Stolz als Amerikaner

kränken, wenn seine Konstituenten die Einzigen wären, die seinen Diensten und Verdiensten das Zeugniß verweigerten *), welches denselben von allen andern Nationen, die ihn kennen lernten, gegeben wird. Die Gerechtigkeit verlangt von mir, Ihnen zu versichern, daß sein Ruf und seine Achtungswürdigkeit allgemein anerkannt und von Gewicht sind, und daß auch ich von ihm alle Hülfe erhalten habe, worauf die Wichtigkeit der mir anvertrauten Geschäfte Anspruch machen konnte. — Die liebevolle Erwähnung seines einzigen Nachkommen, auf dem die Stütze seines Namens und seiner Familie ruhen wird, ist äußerst liebenswürdig, und entspringt auf eine zarte Weise aus den edlen Gefühlen, durch welche die Natur die Wohlthat der väterlichen Zuneigung freundlich ausdehnt, auf eine Zeit jenseit der Grenzen unseres Lebens. Dies ist eine Sache des Herzens, und ein Gemüth, das für zartere Gefühle empfänglich ist, wird unmerklich dahin geleitet, wenigstens zu wünschen, daß die Sehnsucht eines alten Patrioten, am Abend eines

*) Bezieht sich auf die Verläumdungen und Ränke der obenerwähnten Gegner Franklin's.

langen, von frühe an dem Staat geweihten Lebens, im Schooße philosophischer Zurückgezogenheit Ruhe zu genießen, dadurch befriedigt werden möge, daß er einige wenige Funken von der Liebe seines Vaterlandes weilen sieht auf der einzigen Stütze seines Alters und der einzigen Hoffnung seiner Familie. Das sind die Ergießungen meines Herzens in dieser Angelegenheit, und ich schütte sie aus in das Ihrige, weil ich überzeugt bin, daß sie, bei gleichartigen Regungen, eine freundliche Aufnahme finden werden.«

Ueber denselben Gegenstand schrieb Franklin am 14. Mai an den Marquis de la Fayette:

»Schon lange bin ich des Ministerlebens müde gewesen, und habe mir noch ein wenig Ruhe gewünscht, ehe ich zum ewigen Schlaf mich niederlege. Ich glaubte, bis zum Frieden ausdauern zu können; da es jetzt aber scheint, als ob derselbe weiter hinaus liege, als das Ende meiner Tage, so werde ich ungeduldig. Ich würde jedoch den Staatsdienst nicht verlassen, wenn ich nicht aufrichtig überzeugt wäre, daß es dem Kongreß, mit Ihrer Hülfe, leicht sein müsse, einen tauglichern Mann zu findeu. Gott segne Sie.

und kröne alle Ihre Bemühungen mit Erfolg ꝛc.«

Franklin's Gesuch ward dennoch abgeschlagen. Er drückt sich darüber in einem Briefe vom 24. August an Carmichael in Madrid so aus:

»Der Kongreß hat mir die Ehre erzeigt, die Annahme meines Gesuchs um Entlassung zu verweigern. Ich muß mich also wieder zum Geschäft rüsten, und danke Gott, daß es mit meiner Gesundheit und meiner Gemüthsstimmung neuerlich besser geworden ist. Ich nenne diese Verlängerung meines Dienstes eine Ehre, und bin wirklich der Meinung, daß mir dieselbe noch mehr zur Ehre gereicht, als meine erste Anstellung, wenn ich bedenke, daß das ganze Interesse meiner Gegner, verbunden mit meiner eigenen Bitte, nicht hinreichend war, sie zu verhindern.«

Zufolge dieser Entscheidung des Kongresses blieb Franklin noch mehrere Jahre Minister, und fuhr, mit unermüdetem Eifer, fort, alle seine Kräfte dem Wohle seines Vaterlandes und der Menschheit zu widmen. So oft die Amtsgeschäfte ihm ein wenig Muße vergönnten, suchte er Erholung im Studium seiner Lieblingswissenschaften,

oder in der Abfassung politischer und anderer gemeinnützige Aufsätze, die er in seiner kleinen Handdruckerei selbst setzte und druckte, und dann unter seine Freunde vertheilte.

Die schon lange begonnenen Friedensunterhandlungen wurden jetzt immer lebhafter, und nahmen im folgenden Jahre die Zeit und Thätigkeit Franklin's gar sehr in Anspruch. Schon 1778 hatte England Vorschläge gemacht, die einer Unterhandlung zum Grunde liegen sollten, und namentlich von einer faktischen, »nicht ausgesprochenen« Unabhängigkeit geredet. Später hatte der Kongreß der vereinigten Staaten den Herrn J. Adams mit Vollmacht und Instruktionen zu diesem Zwecke versehen. Allein Franklin war in so vielfältiger und zum Theil so enger Verbindung mit Engländern, daß die Geschäfte meistens zwischen London und Passy betrieben wurden. Im Frühjahr 1782 ernannte der Kongreß eine Kommission, mit der ausgedehntesten Vollmacht, die Friedensunterhandlungen ernstlich zu betreiben. Diese Kommission bestand aus den Herren John Adams, B. Franklin, John Jay, Henry Laurens und Thomas Jefferson. Ueber den Gang der Verhandlungen

schrieb Franklin an den Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten in Amerika:

Passy den 5. December 1782.

»Herrn Robert Livingston!

Sie wünschen genau unterrichtet zu sein von jedem Schritte, der den Frieden bezweckt; weshalb ich Ihnen einliegend einen Theil meines Tagebuchs übersende, welches jedoch nur für Ihren Privatgebrauch bestimmt ist.«

In diesem Tagebuch erzählt Franklin:

»Durch meine Freundin, Madame Brillon, machte ich die Bekanntschaft des Lord Cholmondeley, der mich am 22. März besuchte, und sich erbot, etwaige Aufträge von mir an seinen Freund, den Lord Shelburne, mit nach London zu nehmen. Ich benutzte die Gelegenheit, um meine frühere Bekanntschaft mit dem letztern zu erneuern. Im April erhielt ich von diesem einen Brief, worin er mir meldet, daß er vor Kurzem zum Staatssekretär ernannt sei, und jetzt den Herrn Oswald nach Paris sende, um mit mir und dem französischen Minister in Betreff des Friedens zu unterhandeln, dessen baldigen Abschluß er selbst dringend wünsche.

Am 16. April stellte ich Herrn Oswald dem Grafen de Vergennes vor, und wir besprachen uns sofort über die zweckmäßigsten Grundlinien einer Unterhandlung. Herr Oswald wünschte, bestimmte Propositionen unsererseits zu erhalten; allein der Graf bemerkte, da unsererseits vier Mächte sich zu vereinigen hätten, während England allein stehe, so schiene es passender, daß die Propositionen von letzterem ausgingen. Darauf eröffnete mir Oswald, daß es in England nicht an Geld zur Fortsetzung des Krieges fehle, die Schwierigkeit liege nur in den Mitteln, dasselbe zu erheben, und könne leicht beseitigt werden, wenn man die Zinszahlungen der Bank einstelle und vorläufig zu den Kriegskosten verwende. Ich erwiederte gar nichts, um meinerseits die Ausführung dieses Planes nicht zu verhindern, der, nach meiner Ansicht, dem öffentlichen Kredit den Gnadenstoß versetzen mußte. Außerdem fühlte ich mich durch Drohungen der Art ermuthigt, eingedenk des Sprüchworts: wer droht, ist in Noth ꝛc.

Darauf theilte ich ihm einige Bemerkungen mit, worin ich meine Ansicht über die Tendenz der Propositionen entwickelte, welche, nach meiner Ansicht, am leichtesten zum Ziele führen wür-

den, und hob darin besonders den Gedanken hervor: England möge, um nicht nur einen Frieden, sondern auch eine Versöhnung zu bewirken, sich erbieten, durch Abtretung der Provinz Canada, deren Lage, so lange dieselbe im Besitz der Engländer sei, nur dazu beitragen würde, die Amerikaner vorsichtig und ängstlich, und die dauernde Verbindung mit Frankreich rathsam zu machen, die Vereinigten Staaten für die, durch den Krieg erlittenen, Verluste zu entschädigen ꝛc. Diese Bemerkungen gab ich ihm, auf seine Bitte, mit nach England, doch mit der Bedingung, dieselben nur, als meine Privatansichten, dem Lord Shelburne, und sonst Niemanden zu zeigen ꝛc. Darauf eilte Herr Oswald nach London, und kam den 4. Mai wieder von dort zurück, mit dem Auftrage, die Unterhandlungen fortzusetzen; er war jedoch sehr zurückhaltend.

Am 8. kam Herr Grenville mit einem Schreiben von Herrn Fox, worin dieser mir meldete, daß ich, in Betreff der Friedensbedingungen, durch Grenville vollständige Auskunft erhalten würde. Wir hatten schon am andern Tage eine Zusammenkunft beim Grafen de Vergennes. Grenville's Vorschlag war: England solle die

Unabhängigkeit Amerika's anerkennen, und Frankreich dagegen die eroberten Britischen Inseln zurückgeben. Der Graf lächelte und berief sich auf mich, indem er bemerkte: es wäre wohl nicht die Meinung Amerika's, einen Tauschhandel zu schließen; worauf ich offen erklärte, daß wir uns dazu keinesweges veranlaßt fänden. Grenville machte keine ferneren Propositionen, und ich merkte aus seinen Aeußerungen gegen mich bald, daß England noch immer hoffe, einen Separat-Frieden mit uns zu schließen, obgleich ich diese Idee schon wiederholt, als unthunlich, verworfen hatte ꝛc. ꝛc.«

Darauf fährt Franklin in seinem Schreiben an Livingston fort:

»Die Ankunft der Herren Jay, Adams und Laurens hat mich sehr beruhigt; ich bedurfte ihrer Hülfe, mir allein ward es zuviel. Der Ausdruck »Anerkennung« ward anfangs bei den Verhandlungen von Seiten Englands ängstlich vermieden. Wir weigerten jedoch jede Verhandlung vor der »Anerkennung,« und so ward die Schwierigkeit endlich gehoben. Demnächst schritten wir zu den Propositionen, die vielen Streit veranlaßten, so daß wiederholt nach London gesandt werden mußte, wo dann der König wieder

theilweise bestätigte, theilweise verwarf, und dadurch neue Verhandlungen herbeiführte. So ging der Sommer und so der Herbst hin. Endlich wurden die Präliminarien unterzeichnet *). Die darin enthaltenen unbestimmten Ausdrücke können im Definitivtraktat erklärt werden rc.

Wir haben die Artikel sogleich dem Grafen de Vergennes mitgetheilt, welcher meinte, wir hätten unsere Sachen gut gemacht. — Wenn ich den Friedensschluß erlebe, so werde ich den Kongreß an das Versprechen erinnern, mir dann Ruhe zu gewähren.«

Ein paar Wochen später schrieb er an Dr. Cooper:

Passy den 26. December.

»Wir sind dem Frieden näher gerückt. Unsere Unabhängigkeit ist anerkannt; die Grenzen sind nach unserm Wunsche festgesetzt, und in Betreff der Fischereien haben wir mehr erlangt, als der Kongreß erwartete. Ich hoffe, diese Präliminarien sollen genehmigt werden, und zu einem Frieden führen, mit welchem unser Vaterland vollkommen zufrieden sein kann.

*) Den 30. November 1782.

Mit Bedauern habe ich vernommen, daß in Amerika vermuthlich eine Partei existirt, die unser Einverständniß mit Frankreich zu brechen trachtet. Sollte das jemals, unter irgend einem Vorwande, gelingen, so würde uns England wieder mit Füßen treten, und die andern Nationen würden uns verachten. Wir können daher nicht genug auf unserer Hut sein, keine Privatstreitigkeiten in unsere öffentlichen Angelegenheiten zu mischen 2c.«

Im Anfang des folgenden Jahres, 1783, schloß Franklin einen Freundschafts- und Handelstraktat mit Schweden, und erhielt darauf im Juni einen Brief vom Schwedischen Chargé d'affaires (nachherigen Gesandten) am Französischen Hofe, dem Baron de Staël, worin dieser ihm den Wunsch seines Königs meldet: den Enkel Franklin's als Gesandten in Stockholm angestellt zu sehen. Dieses Faktum meldete Franklin bald darauf dem Staatssekretär Livingston, doch ohne um die Ernennung seines Enkels zu bitten, weil es, wie er sagt, nicht seine Gewohnheit sei, für sich oder die Seinigen zu sollicitiren *).

*) Was er jedoch zwei Jahre früher, in dem erwähn-

Bald nach dem Abschluß der Präliminarien ward Herr Oswald von Paris zurückberufen, und Herr David Hartley zum Englischen Gesandten daselbst ernannt. Mit diesem hatte Franklin schon lange in Verbindung gestanden, und er war es hauptsächlich, welcher die Friedensvorschläge immer wieder erneuerte und den Gang der Geschäfte in England indirekte betrieb. Dennoch vergingen wieder mehrere Monate ohne fernere Resultate. Endlich ward der beabsichtigte Handelsvertrag vor der Hand aufgegeben. Hartley sandte die alten Präliminarartikel unverändert, nur mit einer kurzen Einleitung und dem zur Bestätigung erforderlichen Schlußsatze versehen, nach London, und diese wurden, auf seinen Vorschlag, als definitiver Friedensschluß, am 3. September 1783 in Paris unterzeichnet.

Gleich darauf erneuerte Franklin sein Gesuch um Entlassung, und wandte sich, als er keine Antwort erhielt, in einem Privatschreiben an seinen Freund, den General Mifflin, da-

ten Schreiben an den Präsidenten, gethan hatte, und im Mai 1784 wieder that.

maligen Präsidenten des Kongresses, mit der Bitte, diese Sache zu betreiben, und zugleich für seinen Enkel sich zu verwenden. Immer lebhafter sehnte er sich nach Ruhe, obgleich die erneute, große Thätigkeit der letzten Jahre seiner Gesundheit nicht nachtheilig gewesen war. Er schrieb darüber am 6. Januar 1784 an seinen Freund John Jay:

»Wahr ist es allerdings, daß ich am Stein leide, doch denke ich nicht daran, ihn operiren zu lassen. Das Uebel ist noch sehr erträglich. Schmerzen fühle ich nur, wenn ich auf gepflasterten Straßen fahre, oder irgend eine rasche Bewegung mache. Wenn ich das Zunehmen der Krankheit, wie ich hoffe, durch Enthaltsamkeit und mäßige Bewegung verhüten kann, so werde ich ziemlich behaglich damit an's Ende meiner Lebensreise gelangen, das jetzt nicht sehr entfernt mehr sein kann. Ich bin heiter, freue mich der Gesellschaft meiner Freunde, schlafe gut, habe hinlänglichen Appetit, und mein Magen thut seine Schuldigkeit. Das letztere ist sehr wesentlich zur Erhaltung der Gesundheit; daher nehme ich keine Arzenei, um den Magen nicht zu verderben. Sie können sich denken, daß meine Krankheit nicht

sehr schwer sein muß, da ich sie weniger fürchte, als den Gebrauch der Arzeneimittel.

Es freut mich, von Ihnen zu hören, daß ich meinen Freunden noch werth bin. Wie gern möcht' ich sie wiedersehen; doch ich zweifle an der Möglichkeit. — Freilich habe ich, wie Sie bemerkten, einige Feinde in England, aber sie sind mir als einem Amerikaner feind; ich habe auch zwei oder drei in Amerika, die sind aber dem Minister abhold, und, Gott sei's gedankt! in der ganzen Welt ist Keiner, der den Menschen in mir haßte, denn durch seine Gnade bin ich im Stande gewesen, während meines langen Lebens mich so zu betragen, daß kein menschliches Wesen mit Grund sagen könnte: Benjamin Franklin hat mir Unrecht gethan! — Das, mein Freund, ist im hohen Alter ein tröstlicher Gedanke. Auch Sie haben wohl Ihre Feinde; aber das müsse Sie nicht unglücklich machen. Wenn Sie dieselben richtig zu gebrauchen wissen, so werden sie Ihnen mehr Nutzen, als Schaden bringen, denn sie zeigen uns unsere Fehler, machen uns wachsam und vorsichtig, und sind uns dadurch behülflich, immer besser zu werden.«

Am 13. Mai schrieb er demselben Freunde:

»Sie waren so freundlich, mir Ihre Dienste in Amerika anzubieten. Recht sehr würden Sie mich verbinden, wenn Sie sich für die Erfüllung meiner Bitte, um Entlassung aus meinem Dienste, verwenden wollten. Ruhe ist jetzt das Einzige, wonach ich strebe. Wenn Sie außerdem vielleicht der Ansicht sind, daß mein Enkel sich zum Legations-Sekretär oder zum Chargé d'affaires an diesem Hofe eignet, so würde ich Ihnen für eine Empfehlung desselben sehr dankbar sein ꝛc.«

Dieselben Wünsche äußert er in einem gleichzeitigen Briefe an Herrn Laurens, welcher ebenfalls im Begriff war, nach Amerika zurückzukehren.

Vom Juni und Juli dieses Jahres hat sich wiederum ein Tagebuch in Franklin's Nachlaß gefunden, was jedoch nur wenig von allgemeinem Interesse darbietet.

»Den 26. Juni 1784. Ein Herr Waltersdorff erzählte mir: der damals in Paris sich aufhaltende König von Schweden habe sich daselbst nicht beliebt gemacht; er wisse sich nicht zu benehmen, und verschmähe es, seinen Gesandten um Rath zu fragen; dabei spreche er beständig von sich selbst ꝛc., weshalb man ihn denn gern los sein wolle. Das Gerücht sage, er sei

gekommen, um Gothenburg an Frankreich zu verkaufen.

Den 29. Juni. Herr Hammond, Sekretär bei Herrn Hartley, sagte mir, der letztere habe die erwarteten Ordres zu seiner Abreise noch nicht erhalten, woraus er schließe, daß sein Hof, in Betreff des mit Amerika zu schließenden Handels-Traktats, neue Propositionen zu machen vorhabe.

Den 1. Juli. Der päpstliche Nuncius besuchte mich, um mir anzuzeigen, daß der Papst, auf meine Empfehlung, den Herrn John Carrol, Obern der katholischen Geistlichkeit in Amerika, mit mehreren Eigenschaften eines Bischofs bekleidet habe, und denselben, wahrscheinlich noch vor Ende dieses Jahres, zum Bischof erheben werde. Er sagte mir ferner, wir würden die Katholiken nicht so intolerant finden, als sie dargestellt würden; die Inquisition habe jetzt nicht so viele Macht in Rom, als in Spanien; die Congregation würde bereits die Erziehung mehrerer jungen Amerikaner übernommen haben, wenn ihre Anstalten nicht gar zu sehr überfüllt wären rc.

Den 10. Juli. Ich war zum Mittagsessen mit den Schwedischen Herren bei Herrn Grand.

Wir sprachen viel über den möglichen Handel zwischen Schweden und Amerika. Dann erzählten sie, daß der Prätendent Charles Stuart, den sie in Rom getroffen, sich in sehr drückender Lage befinde und manchmal kaum Brod zu essen habe, weil Frankreich die ihm früher gewährte Pension neuerlich nicht mehr auszahlen lasse.

Den 11. Juli. Herr Waltersdorff erzählte mir, daß die Verhandlungen in Betreff Gothenburgs, welches zum Freihafen und Stapelplatz für Frankreich gemacht werden sollte, wahrscheinlich zu keinem Resultate führen würden, weil Schweden eine der Westindischen Inseln als Ersatz verlange. Ich glaube, Schweden würde besser thun, davon abzustehen.

Den 14. Juli. Herr Hammond meldete mir, daß Herr Hartley noch immer keine Instruktionen, in Betreff des Handelsvertrages, erhalten habe. Ich sagte ihm: Ihr Hof und der hiesige scheinen in dieser Angelegenheit auf einander zu warten. Sie sind beide besorgt, zu viel für uns zu thun, und doch möchte Jeder etwas mehr thun, als der Andere. Sie hätten besser gethan, unsern ersten großmüthigen Vorschlag anzunehmen und den freien Verkehr herzustellen.

Jetzt wird England engherzige Beschränkungen machen, und Frankreich wird Ihren Hof an Großmuth übertreffen. — Ihr seht nie Eure Thorheiten ein, bis es zu spät ist, sie zu heilen.

Den 18. Juli. Ein guter Abbé bringt mir einen weitläufigen Plan zur Reformirung aller Kirchen und Staaten, den er in seiner Kammer ausgeheckt hat, ohne die Welt zu kennen. Ich versprach, das Manuscript durchzusehen. Es ist merkwürdig, welch' eine Unzahl von neuen Gesetzgebern mich besucht, um mir freundlich ihre Pläne, zur Staatsverfassung für die Vereinigten Staaten, vorzulegen.

Den 22. Juli. Lord Fitzmaurice besuchte mich, und brachte mir mehrere Briefe und Schriften aus England. Er meinte, Pitt sei in Gefahr, seine Majorität im Hause der Gemeinen zu verlieren, weil er kein Geld habe, sie zu bezahlen. Ich entgegnete, das Parlament sei eine sehr kostspielige Regierungsmaschine, und da dasselbe sich immer in den Willen der Minister fügen, das Volk aber Geld herbeischaffen müsse, um das Parlament für dieses »Sich fügen« zu bezahlen, so würde es von derselben Wirkung und viel wohlfeiler sein, sich von den Ministern aus

der ersten Hand, und ohne Parlament, regieren zu lassen.«

Es ist früher schon erwähnt worden, daß Franklin's einziger ihn überlebender Sohn, der Gouverneur Franklin, in seinen politischen Ansichten von denen des Vaters völlig abwich. Darüber konnte sich dieser trösten, und er that es auch, wie das an seinem Orte erwähnte Schreiben an diesen Sohn, vom 6. Oktober 1773, darthut. Hart aber, und wahrscheinlich bekümmernd, mußte es für den alten Vater sein, daß dieser Sohn, nach dem Bruche mit England, gegen Vater und Vaterland die Waffen ergriff *). Seine Empfindungen darüber spricht er in folgendem Briefe aus:

Passy den 16. August 1784.

»Lieber Sohn!

Deinen Brief vom 22. voriges Monats habe ich erhalten, und freue mich, daraus zu ersehen, daß du den Wunsch hegst, das vormals zwischen

---

*) Er bildete (wie man glaubt) und befehligte das Corps der Loyalisten in New-York.

uns bestandene liebevolle Verhältniß wieder in's Leben zu rufen. Die Erfüllung dieses Wunsches kann mir nur angenehm sein. So tief hat mich in der That noch nie etwas betrübt, so schneidend schmerzlich hat mich nie etwas ergriffen, als daß mein einziger Sohn in meinen alten Tagen mich verlassen, und nicht allein verlassen, sondern die Waffen gegen mich ergreifen konnte, in einer Sache, bei welcher mein guter Ruf, mein Vermögen, mein Leben, kurz Alles auf dem Spiele stand. Du warst der Ueberzeugung, wie du sagst, daß Pflicht gegen deinen König und Rücksichten auf dein Vaterland dies von dir erheischten. Wegen Meinungsverschiedenheit in Staatsangelegenheiten will ich dich nicht tadeln. Wir sind Menschen und alle dem Irrthum unterworfen. Unsere Ansichten stehen nicht in unserer eigenen Macht; sie werden großentheils durch Umstände gebildet und geleitet, die oft eben so unerklärlich, als unwiderstehlich sind. Deine Stellung war der Art, daß Wenige dich getadelt haben würden, wenn du neutral geblieben wärst, obgleich es natürliche Pflichten giebt, die den politischen vorgehen, und nicht durch diese gehoben werden können. Doch dies ist ein unangenehmer Gegenstand; ich schweige

davon, und wir wollen uns, nach deinem Vorschlage, bestreben, das, was in dieser Hinsicht vorgefallen ist, so gut wir können, zu vergessen. Ich sende deinen Sohn zu dir hinüber, damit er dir seine Achtung bezeige. Du wirst ihn sehr zu seinem Vortheil verändert finden. Er ist in diesem Lande allgemein geschätzt und geliebt, und wird überall seinen Weg zu machen wissen rc.«

Zu Anfang des folgenden Jahres ward endlich Franklin's Bitte, um Entlassung aus seinem Dienste, gewährt, und Herr Jefferson ward zu seinem Nachfolger ernannt; ohne Zweifel in jeder Hinsicht die passendste Wahl, die man treffen konnte. Franklin schrieb darauf dem Französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Sr. Excellenz dem Grafen de Vergennes rc. rc.:

Passy den 3. Mai 1785.

»Ich habe die Ehre, Ew. Excellenz zu melden, daß ich gestern endlich die Erlaubniß erhalten habe, nach Amerika zurückzukehren. Da mein Gesundheitszustand mir nicht gestattet, um eine persönliche Abschieds-Audienz in Versailles zu bitten, so ersuche ich Sie, Sr. Majestät die tiefste Erkenntlichkeit für alle die unschätzbaren Wohl-

thaten, die Höchstderselbe meinem Vaterlande erwiesen hat, in meinem Namen respektvoll auszudrücken, ein Gefühl, welches ich, während der mir noch übrigen Lebenstage, meinen Landsleuten in gleichem Grade einzuprägen mich unablässig bemühen werde. Es ist mein aufrichtiges Gebet, daß Gott dem Könige, der Königin, deren Kindern und der ganzen Königlichen Familie, bis in die spätesten Geschlechter, seinen Segen verleihen wolle!

Erlauben Sie mir zugleich, auch Ihnen meine Dankbarkeit zu bezeugen für den Schutz, den Sie mir bei meiner Ankunft gewährt, und die vielen Gefälligkeiten, die Sie mir, während meines Aufenthalts hier, erwiesen haben; ich werde derselben stets mit der größten Erkenntlichkeit gedenken.

Mit der vollkommensten Hochachtung und den besten Wünschen für Sie und Ihre liebenswürdige Familie, bin ich

Ew. Excellenz ꝛc.

B. Franklin.«

Der Graf erwiederte am 22. Mai, daß der König ihn seiner aufrichtigen Achtung versichern

lasse, und mit wahrhafter Freude vernehmen würde, daß seine Mitbürger die wichtigen Dienste, die er ihnen geleistet habe, auf eine würdige Weise belohnt hätten rc.

Obgleich jetzt Franklin seine Entlassung erhalten hatte, und mehr als je an seiner Krankheit litt, so benutzte er doch mit unablässigem Eifer auch noch die letzten Wochen und Tage seines Aufenthalts in Europa, um seinem Vaterlande und der Menschheit nützlich zu werden.

Es gelang ihm, einen Freundschafts- und Handels-Traktat mit dem Könige von Preußen abzuschließen, in welchem zum ersten Male (und vielleicht, obschon nicht zur Ehre der Menschheit, zum letzten Male) ein Grundsatz ausgesprochen ward, den Franklin schon lange zu einem Gesetze des Völkerrechts zu erheben wünschte. Es heißt nämlich im drei und zwanzigsten Artikel des erwähnten Traktats:

»Wenn zwischen den kontrahirenden Parteien ein Krieg entstehen sollte, so soll den Kaufleuten des einen Staats, welche dann im andern sich aufhalten, eine Frist von neun Monaten gewährt sein, um ihre Geschäfte zu reguliren, und, wenn sie es für gut finden, mit allen ihren Effekten

frei und unbehindert abzuziehen. Alle Weiber und Kinder, Studirende aller Art, Ackerbauer, Künstler, Fabrikanten und Fischer, welche unbewaffnet sind und unbefestigte Städte, Dörfer und Ortschaften bewohnen, so wie überhaupt Alle, deren Beschäftigung den Lebensunterhalt und das Wohl der Menschheit bezielt, sollen ihre verschiedenen Geschäfte unbehindert forttreiben dürfen und in ihrer Person nicht verletzt werden; auch sollen ihre Häuser und Güter nicht verbrannt oder anderweitig zerstört, und ihre Felder nicht verwüstet werden durch die bewaffnete Macht, oder durch den Feind, in dessen Gewalt sie, bei den Ereignissen des Krieges, fallen mögen; wenn es aber nothwendig ist, ihnen irgend etwas, zum Gebrauch einer solchen bewaffneten Macht, zu nehmen, so soll ihnen der Werth des Genommenen nach billiger Schätzung erstattet werden. Und alle Handels- und Kauffahrtei-Schiffe, welche benutzt werden, die Erzeugnisse verschiedener Orte auszutauschen, und mithin dazu dienen, die Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des menschlichen Lebens zugänglicher und allgemeiner zu machen, sollen frei und ungehindert segeln dürfen, und keine der kontrahirenden Mächte soll irgend ein bewaffnetes

Privatschiff ermächtigen, solche Kauffahrteischiffe zu nehmen oder zu vernichten, oder einen solchen Handel zu unterbrechen.«

In der letzten Zeit seines Aufenthalts in Paris fehlte es Franklin nicht an den sprechendsten Beweisen, wie sehr er auch am Hofe geachtet war, und als man daselbst, kurz vor seiner Abreise, erfuhr, daß seine Krankheit ihm die Bewegung des Fahrens unerträglich mache, ward ihm die, von Spanischen Maulthieren getragene Sänfte der Königin so freundlich angeboten, daß er den Gebrauch derselben dankbar annahm, und auf diese Weise ohne Beschwerde nach Havre de Grace gelangte, wo er sich einschiffen wollte, und bis wohin seine Verwandten und mehrere Freunde ihn in Wagen begleiteten. Auf dieser Tour erfuhr er überall die auffallendsten Beweise der Achtung und Freundlichkeit, wie folgender Auszug aus seinem Journal beweiset.

»Den 12. Juli. Nachmittags vier Uhr verließ ich Passy, und erreichte in vier Stunden St. Germain, wo Mme. Williams, meine Cousine, mir eine Wohnung bei Herrn Benoit besorgt hatte.

Den 13. Juli. Erreichte gegen Abend Man=

tes, wo ich eine Einladung vom Kardinal de la Rochefoucauld erhielt, den folgenden Tag mit meinem ganzen Gefolge bei ihm in Gaillon zu verweilen; dabei ließ er mir sagen, er werde keine Entschuldigung annehmen, denn da er in seinem Erzbisthum allmächtig sei, so würde er uns nolens volens in seiner Wohnung aufhalten.

Den 14. Juli. Verließ Mantes früh Morgens, empfing in Vernon einen Besuch von Graf und Gräfin Tilly, und erreichte Nachmittags das prachtvolle alte Schloß des Kardinals, wo wir den Abend recht heiter hinbrachten. Der Kardinal ist in seinem Bisthum sehr beliebt und geachtet.

Den 15. Juli. Verließ Gaillon fünf Uhr Morgens, ruhte Mittags und traf fünf Uhr Abends in Rouen ein, wo mein Freund Holker uns alle bei sich aufnahm. Der Präsident des Parlaments (?) invitirte uns zum Diner am folgenden Tage, wir hatten uns aber schon bei Holker versagt.

Den 16. Juli. Eine Deputation der Akademie kam, mich zu begrüßen und mir ein Geschenk von einem der Direktoren zu überreichen, ein magisches Quadrat, dessen Sinn ich nicht

entziffern konnte. Empfing sonst noch viele Besuche. Mittags große Gesellschaft. Abends beim Präsidenten, wo wir schlechten Thee tranken, den man in Frankreich noch wenig trinkt und daher nicht zu bereiten versteht.

Den 17. Juli. Früh auf den Weg. Mittags in Yvetot, Abends in Bolbec. Die Menschen dieses Striches scheinen thätig, und besser genährt als in den Weinländern.

Den 18. Juli. Erreichten Nachmittags fünf Uhr Havre, wo Herr Ruellan und seine Frau uns freundlich aufnahmen.

Den 19. Juli. Besuche vom Intendanten, dem Gouverneur und sämmtlichen Offizieren der Garnison. Die Schiffe waren mir zu theuer, daher beschloß ich, das Packetboot von Southampton zu erwarten.

Den 20. Juli. Neue Besuche von den Offizieren des Ingenieur-, Artillerie- und Marine-Corps. Diner bei einem Herrn Limosin. Das Packetboot kam an.

Den 21. Juli. Einladung vom Kommandanten auf den folgenden Tag. Abgelehnt, weil wir Abends segeln sollten. Erwiederung der Besuche. Konträrer Wind machte die Abfahrt unmöglich.

Den 22. Juli. Ich nahm Abschied von den Freunden, schiffte mich ein und segelte um 10 ½ Uhr, bei ungünstigem Wind.

Den 24. Juli. Wir landeten glücklich in Southampton, zwischen acht und neun Uhr Morgens. Mein Sohn war mit Herrn Williams und Herrn Alexander von London gekommen, um mich hier zu begrüßen. Nachmittags kam auch der Bischof von St. Asaph (Dr. Shipley) mit Frau und Tochter, die mit uns in einem Hause logirten.

Den 25. Juli. Mein Sohn legte mir die schriftlichen Bedingungen vor, unter welchen er seine Ländereien in New-Jersey und New-York an meinen Enkel übertragen wollte. Mehrere Freunde kamen von London, mich zu sehen. Dr. Lettsom sandte mir die Werke des Dr. Fothergill. Der Sekretär des Lord Townshend ließ mir sagen, daß an die Zollbehörde in Cowes der Befehl ergangen sei, mein Gepäck nicht zu untersuchen rc.

Den 26. Juli. Der Vertrag zwischen meinem Sohn und meinem Enkel ward unterzeichnet.

Den 27. Juli. Alle meine Freunde begleiteten mich nach Cowes und an Bord des, zu

meiner Ueberfahrt-bestimmten Schiffes, und blieben die Nacht da.

Den 28. Juli. Als ich Morgens erwachte, waren meine Freunde ans Land gegangen, und das Schiff unter Segel.«

Auf der Seereise beschäftigte sich Franklin viel mit Beobachtungen aller Art, und schrieb einen interessanten Aufsatz über die Verbesserungen der Schiffahrt, den er dem Herrn le Roy in Paris adressirte, und der später in der Amerikanischen philosophischen Gesellschaft vorgelesen ward; ferner eine Abhandlung über die Rauchfänge, und die Beschreibung einer Erfindung, mittelst welcher der in den Oefen sich bildende Rauch ganz verzehrt wird. Alle diese Aufsätze ließ die philosophische Gesellschaft in Philadelphia später in ihren »Verhandlungen« abdrucken.

»Den 13. September. Bei Sonnen-Untergang segelten wir Newcastle vorbei, und gingen, der Ebbe wegen, vor Redbank vor Anker.

Den 14. Sept. Mit der Fluth erhob sich ein frischer Wind, und in kurzer Zeit waren wir oberhalb Gloucester Point, in vollem Anblick meines theuren Philadelphia's. Hier mußten wir den Quarantaine-Beamten erwarten. Dieser kam,

fand Alles wohl, und gestattete uns, zu landen. Mein Schwiegersohn kam mit einem Boot, um uns abzuholen. Wir stiegen an der Marktstraßen-Werfte an's Land, wo eine große Volksmenge uns mit Hurrah's empfing und mit Freudengeschrei bis zu meiner Thüre geleitete. Die Meinigen fand ich alle wohl.

Gott sei Lob und Dank für alle seine Gnade!«

So schließt Franklin's Tagebuch aus dieser Periode. Die Schriftsteller jener Zeit berichten über seine Ankunft in Philadelphia Folgendes:

Franklin's Einzug in Philadelphia glich einem Triumphzuge, und er durchschritt die Straßen dieser Hauptstadt unter den Segenswünschen eines freien, dankbaren Volkes, das seine Dienste nicht vergessen hatte. Die Krieger, welche für eine, durch seine Weisheit gesicherte Unabhängigkeit ihr Blut vergossen hatten, eilten herbei, ihm ihre rühmlich erhaltenen Wunden zu zeigen; die alten Männer umgaben ihn, und erzählten, wie sie Gott gebeten hätten, ihnen noch einige Tage zu vergönnen, um seine Rückkehr zu erleben; und die Jünglinge standen rings umher, glücklich, die Züge des großen Mannes zu erblicken,

dessen Talente, dessen Verdienste und dessen Tugenden in ihren Herzen die ersten Flammen der Begeisterung entzündet hatten, während die Kanonen und Glocken der Stadt die frohe Botschaft seiner Rückkehr der ganzen Umgegend laut verkündeten.

Darauf erschienen zuerst die Repräsentanten des Volks und überreichten ihm folgende Adresse:

Herrn Benjamin Franklin, Dr. ꝛc.

»Die Repräsentanten der freien Bürger des Staats Pensylvanien wünschen Ihnen auf das herzlichste Glück zu Ihrer Rückkehr ins Vaterland, nach einer so langen, durch die wichtigsten Geschäfte veranlaßten Abwesenheit. Wir wünschen Ihnen gleichfalls Glück zur festen Begründung der Unabhängigkeit Amerika's ꝛc. Wir sind überzeugt, daß wir die Gefühle dieses ganzen Landes aussprechen, wenn wir sagen, daß Ihre Dienstleistungen bei den öffentlichen Rathschlägen und Verhandlungen nicht nur den Dank der gegenwärtigen Generation verdient haben, sondern zu Ihrer unsterblichen Ehre die Bücher der Geschichte zieren werden ꝛc. Möge es Gott gefallen, unsere Bitte zu gewähren, daß Sie den Abend

Ihres Lebens in Ruhe und Heiterkeit genießen, und Theil nehmen können an dem Glücke, welches Sie mit Eifer und Erfolg Anderen zu sichern strebten.«

Gezeichnet, auf Befehl des Hauses,

John Bayard, Sprecher.

Im Versammlungshause der Repräsentanten, den 15. Sept. 1785.

Franklin erwiederte:

»Ich schätze mich sehr glücklich, aus Ihrer freundlichen und liebevollen Adresse zu entnehmen, daß meine Bemühungen, meinem Vaterlande in dem bestandenen Kampfe nützlich zu sein, die Billigung der achtungswürdigen Repräsentanten der freien Bürger Pensylvaniens erhalten haben. Ich zähle diese Billigung zu den ehrenvollsten Ereignissen meines Lebens, und hoffe, daß der Friede, mit welchem Gottes Gnade uns gesegnet hat, dauernd sein, und daß die freie Verfassung, deren wir uns jetzt erfreuen, zur Förderung unseres gemeinschaftlichen Glückes lange beitragen werde. Die freundlichen Wünsche der allgemeinen Versammlung für mein besonderes Wohlergehen, haben mich tief ergriffen, und ich bitte dieselbe, die

Versicherung meiner dankbaren Erkenntlichkeit zu genehmigen.« —

Dann erschienen nach einander die Deputationen der philosophischen Gesellschaft, der Universität, der konstitutionellen Gesellschaft, der richterlichen Behörden der Stadt, der Offiziere der Miliz und mehrerer anderer Korporationen, welche Alle ähnliche Gratulations-Adressen überreichten, die Franklin auf ähnliche Art beantwortete, und bald darauf erhielt er folgende Zeilen vom General Washington:

Mount Vernon den 25. Sept.

»Lieber Herr!

Unter den öffentlichen Gratulationen zu Ihrer glücklichen Rückkehr nach Amerika, nach einer so langen Abwesenheit von diesem Lande, und nach den vielen, unschätzbaren Diensten, die Sie demselben geleistet haben, — wofür auch ich, als ein Mitgenießender, mich Ihnen verpflichtet fühle, — möge es auch einem Einzelnen erlaubt sein, mit dem Ausdruck seiner Gefühle sich der allgemeinen Stimme anzuschließen, und die Versicherung hinzuzufügen, daß, so wie Keiner eine größere Achtung für Ihren Charakter hegen kann,

so auch Keiner mit mehr Aufrichtigkeit und mit größerer Freude Sie begrüßt, als ich es bei dieser Gelegenheit thue. Ich bin ꝛc.

G. Washington.«

An Dr. Franklin.

Bald nach Dr. Franklin's Ankunft in Philadelphia, ward er zum Mitgliede des obersten Stadtraths, und kurze Zeit darauf zum Präsidenten des Staats Pensylvanien erwählt, welche Würde er drei Jahre nach einander bekleidete.

Im November schrieb er an Dr. Bancroft in London:

»Sie schreiben mir, daß Herr Dilly eine neue Ausgabe meiner Schriften beabsichtigt, und deßhalb von mir die für paßlich zu erachtenden Zugaben zu erhalten wünscht. Gegenwärtig habe ich meine Papiere nicht in Ordnung, doch wird der Bau eines neuen Flügels an meinem Hause bald beendet, und dann mein nächstes Geschäft sein, meine sämmtlichen Effekten in dem gewonnenen Raume zu ordnen. Vielleicht werde ich dann im Stande sein, den Wunsch zu erfüllen. Was die beabsichtete Biographie betrifft, bitte ich Sie, dem Herrn zu melden, daß ich selbst, von

vielen Seiten dazu aufgefordert, an meiner Lebensbeschreibung arbeite ꝛc. — Die Hoffnung auf einen Handelstraktat mit Großbritannien habe ich aufgegeben, und ich meine, wir bedürfen dessen weniger, als die Engländer. Hier sieht man überall Beweise des öffentlichen Wohls, und wenn wir auch hin und wieder in unsern Verfassungen einen Uebereilungsfehler wahrnehmen, so wird dem wohl nach und nach abzuhelfen sein, so wie auch die durch einzelne Phantasten erregten Unruhen von keiner Bedeutung sind ꝛc.«

Im Anfang des folgenden Jahres schrieb er an den Dr. Shipley, Bischof von Asaph:

Philadelphia den 24. Febr. 1786.

»Mein theurer Freund,

Ich erhielt neulich Ihren freundlichen Brief vom 27. Nov. vor. Jahrs. Mein Empfang hier war, wie Sie gehört haben, in der That sehr ehrenvoll, allein eben das und ein Rest von Ehrgeiz, wovon ich mich frei gewähnt hatte, verleiteten mich, die Präsidentschaft für den Staat Pensylvanien anzunehmen, obgleich Ruhe und Privatleben besser für mich gewesen wären *).

*) Er war bereits 80 Jahre alt.

Ich hoffe jedoch im Stande zu sein, die Anstrengung noch ein Jahr zu ertragen, und mich dann zurückzuziehen.

Sehr leid war mir's, daß uns bei unserer letzten Zusammenkunft in Southhampton so wenig Gelegenheit zur Unterhaltung ward. Sie könnten mir Belehrung und Rath ertheilt haben; aber wir waren kaum eine Minute ungestört. Für die Freude beim Lesen des neuen Buches, das ich nach meiner Abreise von Ihnen erhielt, bin ich Ihnen Dank schuldig; es scheint mir gut geschrieben, und wird nicht ohne Wirkung sein, obgleich die Lesezeit der meisten Menschen neuerlich so sehr durch die Zeitungen und kleinen Flugschriften in Anspruch genommen wird, daß nur Wenige sich an einen Quartband wagen. Gewundert habe ich mich, daß im vorigen Jahrhundert ein Foliant (Burton, über Melancholie) in etwa 40 Jahren sechs Auflagen erlebte. Jetzt wird, glaube ich, von Mehreren gelesen, aber nicht solche große Bücher.

Sie wünschen über die fortschreitenden Verbesserungen unserer Regierung etwas zu erfahren. Ich denke, wir sind auf dem rechten Wege zur Verbesserung, denn wir machen Erfahrungen.

Ich widersetze mich nicht Allen, die mir auf unrechtem Wege scheinen, denn auf die Menge wirkt die Erfahrung mehr zur Besserung, als Gründe. Ich meine, wir werden täglich mehr und mehr aufgeklärt, und zweifle nicht, daß wir in wenigen Jahren so viel öffentliche Wohlfahrt erlangen werden, als eine gute Regierung zu gewähren im Stande ist. Ihre Zeitungen sind angefüllt mit erdichteten Erzählungen von Anarchie, Unordnung, Kummer und Elend, worin wir als Folge der Revolution verwickelt sein sollen; und die wenigen noch übrigen Freunde der alten Regierung unter uns bemühen sich, jede kleine Widerwärtigkeit zu vergrößern, die durch einen Wechsel der Handelskonjuncturen veranlaßt ward. Diesen Klagen zu begegnen, ward der einliegende Aufsatz geschrieben *), der Ihnen eine richtigere Idee von unserer Lage geben wird, als Ihre eigenen öffentlichen Blätter. Und ich kann versichern, daß die große Masse unseres Volkes bei dem Wechsel sich glücklich, und nicht die geringste Neigung fühlt, unter die Herrschaft Bri-

*) Hat sich nicht im Nachlaß gefunden.

tanniens zurückzukehren. Die allgemeine Billigung der neuen Maßregeln konnte nicht kräftiger ausgesprochen werden, als durch die fast einstimmige Wahl des neuen Präsidenten dieses Staates, der so viel zum Wechsel mit gewirkt hatte *); die Mitglieder der Versammlung, die ihn wählten, waren wiederum durch die unbestochene Wahl des Volkes ernannt, und so kann man bei diesem mit Grund die nämlichen Gesinnungen voraussetzen. — Fast einstimmig, sage ich, denn von siebzig bis achtzig Stimmen war, außer der meinigen, nur noch eine gegen ihn.

Meine häuslichen Angelegenheiten, wonach Sie sich so freundlich erkundigen, lassen mir gegenwärtig nichts zu wünschen übrig. Ich bin umgeben von meinen Nachkommen, einer treuen, zärtlichen Tochter und sechs Enkeln, von denen Sie den ältesten gesehen haben. Dieser geht jetzt in ein nahe gelegenes Institut, um seine gelehrte Bildung zu beendigen; die andern lassen, nach Fähigkeiten und Neigungen, das Beste hoffen. Wie sie sich aufführen werden, wenn sie heran-

*) Nämlich Franklin selbst.

wachsen und in die bedeutendern Scenen des Lebens eintreten, — das werde ich nicht erleben und kann ich nicht vorhersehen; daher freue ich mich mit ihnen der Gegenwart und überlasse das Künftige der Vorsehung.

Wer eine große Familie heranziehet, öffnet wirklich, wie Watts sagt, der Sorge ein weiteres Feld, — aber auch der Freude. Wenn wir unsre kleine Flotte von Barken in den Ocean hinauslassen, nach verschiedenen Häfen bestimmt, so hoffen wir für jede auf eine glückliche Fahrt; allein widrige Winde, verborgene Klippen, Stürme und Feinde melden sich, und verlangen das Ihrige bei der Vertheilung der Begebenheiten, und obgleich wir durch diese in mancher Hoffnung uns getäuscht sehen, sollten wir uns doch glücklich schätzen, wenn nur einige mit Erfolg zurückkehren, zumal, wenn wir die Gefahren erwägen, gegen die keine Versicherung möglich ist. Meines Sohnes Sohn (Temple Franklin), den Sie auch gesehen haben, erhielt, als wir in Southhampton waren, von seinem Vater einen schönen Meierhof von 600 Acker Landes, und hat für jetzt seine Absichten auf eine politische Laufbahn aufgegeben, um mit

Eifer die Landwirthschaft zu betreiben *). Dies ist mir weit lieber, weil ich diese Beschäftigung für die nützlichste, unabhängigste und deßhalb edelste halte. —

Sie werden auch über mich selbst ein paar Worte erwarten. Meine Gesundheit und meine Geisteskraft sind, Gott sei Dank, unverändert, seit Sie mich sahen. Die einzige Beschwerde, die ich damals hatte, wird nicht schlimmer, und ist zu ertragen. Ich habe noch Freude an dem Umgange mit meinen Freunden, und da ich reichlich zu leben habe, so sind für mich manche Gründe vorhanden, das Leben zu lieben. Allein der Lauf der Natur muß der gegenwärtigen Art meiner Existenz bald ein Ende setzen. Darin werde ich mich denn auch willig zu finden wissen. Ich habe während meines langen Lebens einen guten Theil von dieser Welt gesehen, — jetzt fühle ich eine wachsende Neugier, auch einmal

*) Man fürchtete in Amerika, und wol nicht ohne Grund, alle Erbvorzüge und alle Familienprotektion; daher ward selbst Franklin's wiederholter Wunsch einer Ernennung seines Enkels nicht beachtet, und der Umstand mag wol mit zur Landwirthschaft geführt haben.

eine andere kennen zu lernen, und kann freudig, mit kindlichem Vertrauen, meine Seele der Leitung des großen und guten Vaters der Menschheit überlassen, der sie erschuf, und der mich, von meiner Geburt an bis zu dieser Stunde, so gnädig schützte und segnete. Wo ich auch bin, hoffe ich stets eine erfreuende Erinnerung Ihrer Freundschaft zu behalten, und bleibe mit aufrichtiger Achtung Ihr Sie innig liebender

B. Franklin.«

Einer Freundin, der Mrs. Hewson in London, schrieb er am 6. Mai dieses Jahres:

»Die Gefährten meiner Jugend sind freilich fast alle abgeschieden, doch ich befinde mich wohl unter ihren Kindern und Enkeln. Ich habe öffentliche Geschäfte genug, um vor langer Weile geschützt zu sein, und außerdem Privatvergnügungen durch Unterhaltung, durch Bücher, durch meinen Garten und mitunter auch durch ein Spiel Karten. Was die öffentlichen Vergnügungen betrifft, so haben wir weder Schauspiel noch Oper, aber zuweilen ein Oratorium, und öfter andere Konzerte, Bälle und Gesellschaften; auch kleine häusliche Zirkel, wo zuweilen getanzt

und oft recht gut musicirt wird, so daß wir eben so vergnügt durch's Leben hinschlendern, als Ihr in England, ausgenommen in London, das eine Bühne und gute Schauspieler hat. Das ist aber auch der einzige Vorzug, den ich London vor Philadelphia einräumen kann rc.«

Ueber den Zustand von Amerika sagt Franklin in einem Schreiben an seinen Freund, den Kolonel Hunter (vom 24. November 1786) Folgendes:

»Eure Zeitungen schildern, dem ehrlichen John Bull zu gefallen, unsere Lage in den schwärzesten Farben, als ob es mit uns, seit unserer Trennung von ihm, recht erbärmlich stehe. Folgende Bemerkungen können Dir dazu dienen, ein eigenes Urtheil zu fällen. Unsere Landleute, die Masse der Nation, haben eine reiche Erndte gehabt, und erhalten für ihre Produkte hohe Preise in baarem Gelde. Unsere Taglöhner finden alle Arbeit und hohen Lohn, und sind wohl genährt und gekleidet. Unsere Grundstücke und Häuser sind, in Folge des höhern Zinsfußes, seit der Revolution, dreifach im Werth gestiegen. Die Zahl der Gebäude in Philadelphia nimmt unglaublich zu, und in allen Theilen des Landes

werden kleinere Städte gegründet. Die Gesetze regieren, die Justiz wird prompt gehandhabt, und das Eigenthum ist hier so sicher, als irgendwo in der Welt. Täglich werden neue Strecken unbebauter Ländereien gekauft, und unsere Ansiedlungen dehnen sich schnell nach Westen aus. Europäische Waaren konnten wir nie so wohlfeil bekommen, als seitdem England nicht mehr das Handelsmonopol über uns ausüben kann. Kurz: jeder Mensch kann hier glücklich werden, wenn er glückliche Dispositionen hat, und diese sind selbst im Paradiese zur Glückseligkeit nothwendig.

Das hier Gesagte bezieht sich auf Pensylvanien, womit ich am meisten bekannt bin; doch da ich in allen Zeitungen von der außerordentlichen Freude lese, mit welcher überall der 4. Juli, als der Tag, an welchem wir unsere Unabhängigkeit erklärten, gefeiert wird, so bin ich überzeugt, daß auch keiner der andern Staaten mit der Revolution unzufrieden ist.« —

1787, in seinem zwei und achtzigsten Lebensjahre, schrieb Franklin den 15. April an Herrn le Veillard:

»— Ich merke zwar, daß meine Krankheit

(der Stein) zugenommen hat, doch leide ich im Ganzen nicht mehr daran, als da ich in Passy war. Wer den Becher des Lebens bis auf den Grund leeren will, muß gefaßt sein auf einen Theil der gewöhnlichen Hefen, und wenn ich die Zahl der schrecklichen Krankheiten bedenke, denen die menschliche Natur unterworfen ist, so halte ich es für eine Begünstigung, daß mir nur Stein- und Gichtschmerzen zu Theil geworden.«

Von demselben Datum an den Herzog de la Rochefoucault:

»Ich bin abermals zum Präsidenten von Pensylvanien erwählt, und zwar diesmal ganz einstimmig, denn, außer meiner eigenen, war keine einzige Stimme verneinend. Dabei erfreue ich mich von allen angesehenen Personen in der Regierung jeder Aufmerksamkeit und Hülfsleistung, die ich nur verlangen kann, um mir das Geschäft so wenig als möglich lästig zu machen. So schreite ich denn auch in diesem Jahre behaglich vorwärts, und sehe gegenwärtig keine Wahrscheinlichkeit des Wechsels. Allein künftige Ereignisse sind immer ungewiß, und die Volksgunst ist sehr unzuverlässig, indem man sie mitunter durch gute Handlungen eben so leicht ver-

lieren als gewinnen kann. Deßhalb baue ich nicht auf eine Fortdauer meines gegenwärtigen Glückes, und es wird mich nicht befremden, wenn sich irgend etwas ereignen sollte, dasselbe zu vermindern, bevor meine Dienstzeit abgelaufen ist. In den einzelnen Staaten wird jetzt wenig an die Verbesserung ihrer besondern Verfassungen gedacht; aber die große Bundesverfassung wird allgemein getadelt, und zur Prüfung und Verbesserung derselben ist eine Kommission ernannt worden, in welcher Ihr alter Freund auch seinen Sitz einnehmen soll; ich fürchte nur, daß meine Krankheit mir zuweilen die Anwesenheit unmöglich machen wird.«

Den 17. April an den Marquis de la Fayette:

»Lieber Freund!

Ihren freundlichen Brief vom Februar des vorigen Jahres habe ich erhalten. Die Trägheit des hohen Alters und die stete Plage zu vieler Geschäfte haben mich zu einem so schlechten Korrespondenten gemacht, daß ich im letzten Jahre kaum an irgend einen meiner Freunde in Europa geschrieben habe; allein da es mir immer

Freude macht, von ihnen zu hören, und ich dieses nicht erwarten kann, wenn ich nicht fortfahre, ihnen zu schreiben, so greife ich wieder zur Feder, und beginne mit denen, deren Briefe mir am werthesten sind — und dazu zähle ich die Ihrigen.

Es freut mich, zu erfahren, daß Sie wieder in Paris sind, wo Ihr aufgeklärter Eifer für das Wohl unseres Landes am meisten zu unserm Vortheil gereichen kann, und ich weiß, dieser Eifer ist immer wirksam und unermüdlich. Unsere Feinde sind, wie Sie bemerken, stets bei der Hand, unsern National-Charakter herabzusetzen. Oft erzürnen mich ihre Beleidigungen, und ich bin fast im Begriff, zu vergelten; aber, wenn auch Grund genug zu Gegenbeschuldigungen vorhanden ist, so halte ich doch meine Hand zurück, weil ich nicht die Veranlassung zu neuem Zank geben möchte ꝛc.

Es wundert mich nicht, daß die Teutschen, welche wenig von freien Verfassungen wissen, zu der Voraussetzung bereit sind, daß dieselben sich nicht halten können. Wir meinen, daß sie es können, und hoffen es zu beweisen *). Daß in

*) An demselben Tage schrieb Franklin an Herrn Ar-

unsern ersten Grundzügen und Entwürfen der Regierung Fehler sind, ist nicht befremdend, vielmehr könnte es, in Erwägung der Zeiten und Umstände, unter welchen sie gemacht wurden, befremden, daß der Fehler so wenige sind. Am schwierigsten wird es wol sein, die allgemeinen Bundesartikel zu verbessern, womit wir jetzt eben in einer dazu erwählten Kommission beschäftigt sind.

Mein Enkel (der neue Landmann) ist ein wenig lüstern nach Paris, oder nach einer der andern feinen Städte Europa's, wo er die Gesellschaft für vorzüglicher hält, als in seinen Wäldern von Ancocas, wie sie es denn auch ohne Zweifel ist. Wäre er jetzt hier, so würde er gewiß mit mir und meiner übrigen Familie einstimmen in die besten Wünsche für die Gesundheit und das Wohl Ihrerselbst und Ihres ganzen liebenswürdigen Kaminzirkels. Sie werden einem alten Freunde von ein und achtzig Jahren erlauben, zu sagen, daß er Ihre Frau liebt,

---

naud: »Nur ein tugendhaftes Volk ist der Freiheit gewachsen; je verderbter und lasterhafter die Nationen werden, je mehr bedürfen sie eines Meisters.«

wenn er hinzufügt: und Ihre Kinder, und daß er Gott bittet, Sie alle zu segnen. Adieu ꝛc.«

Den 18. Mai, an Herrn George Wheatley.

»Sie sind jetzt acht und siebzig Jahre alt, und ich bin bald zwei und achtzig. Sie treten mir also fast auf die Hacken; aber wenn Sie gleich mehr Kraft und Geist haben, als ich, so können Sie mich doch nicht einholen, bis ich stille stehe, und das muß jetzt bald geschehen; denn ich bin so alt geworden, daß ich fast alle Jugendfreunde begraben und, Davids Periode zwölf Jahre überlebend, mich gleichsam eingedrängt habe in die Gesellschaft der Nachkommenschaft, während ich schon zu Bette und im Schlafe liegen sollte. Doch, wäre ich heimgegangen mit siebenzig, so hätte ich zwölf der thätigsten Jahre meines Lebens eingebüßt, in welchen ich überdies die wichtigsten Dinge betrieben habe. Ob ich aber Gutes oder Uebles gewirkt, das muß die Zeit lehren. Ich weiß nur, daß mein Wille gut war, und hoffe, daß Alles gut enden wird.«

Denselben, an Herrn Jordain in London:

»Kaum weiß ich, was am meisten zu bewundern ist, die wundervollen Entdeckungen

Herschels, oder die unermüdliche Geistesthätigkeit, wodurch er sie zu machen im Stande war. Laß uns hoffen, mein Freund, daß wir, frei von diesen körperlichen Schranken, die von ihm erspähten Sternensysteme mit einander durchwandern werden, geleitet durch einige unserer alten Gefährten, die schon mit denselben bekannt sind. Hawkesworth wird dort unsere Wanderung durch seine heitere, gemüthliche Unterhaltung beleben, und Stanley wird die Musik der Sphären begleiten.«

In der obenerwähnten Kommission, zur Prüfung und Veränderung der Bundes-Verfassung, war Franklin's Thätigkeit noch vom größten Nutzen. Er hielt daselbst mehrere Reden, die, zum Theil wenigstens, den beabsichteten Eindruck nicht verfehlten. Nicht so glücklich war er mit einem Vorschlage: jede Sitzung der Kommission mit einem allgemeinen Gebet zu eröffnen, in welchem der Beistand des Vaters des Lichtes erfleht werden möge, wie das früher, beim Anfange des Kampfes gegen England, in den Versammlungen geschehen wäre. »Damals,« sagte Franklin, »wurden unsere Gebete erhört, und welcher unter uns hätte nicht die Gnade der Vorsehung

an sich erfahren? Haben wir jetzt diesen mächtigen Freund vergessen? oder wähnen wir seiner Hülfe nicht mehr bedürftig zu sein? Ich, meines Theils, habe lange gelebt, und je länger ich lebe, desto mehr überzeuge ich mich von der Wahrheit, daß Gott die Angelegenheiten der Menschen regiert. Ich bin des festen Glaubens, daß es uns mit diesem politischen Bau ohne Seine Hülfe nicht besser ergehen wird, als den Erbauern des Babylonischen Thurms, und, was noch schlimmer ist, die Menschheit wird in Zukunft, nach diesem unglücklichen Beispiel, an der Möglichkeit verzweifeln, durch menschliche Weisheit eine gute Regierung zu begründen, und deßhalb Alles dem Zufall und dem Kriegsglück anheimstellen &c.«

Drei oder vier Personen ausgenommen, hielt die ganze Kommission die Gebete für unnöthig!

Die neue Verfassung kam zu Stande. Obgleich Franklin in einer Schlußrede erklärte, daß er mit einzelnen Punkten durchaus nicht zufrieden sei, so hatte er sich doch überzeugt, daß er selbst auch dem Irrthum ausgesetzt war, und daß gegenwärtig schwerlich ein besserer Plan all-

gemein angenommen werden würde. Er stimmte daher nicht nur für die Annahme, sondern bewirkte auch, daß derselbe, als einstimmig von der Kommission genehmigt, dem Kongresse zur Berathung vorgelegt ward. Hier ward lange und heftig darüber debattirt, woran jedoch Franklin keinen direkten Antheil nahm. Manches ward auch noch geändert, endlich aber die neue Verfassung von allen Staaten als gültig anerkannt.

Im Winter von 1787 bis zum Herbst 88 litt Franklin anhaltend und oft sehr heftig an Gichtschmerzen, die ihn lange nöthigten, das Zimmer zu hüten, aber die merkwürdige Folge hatten, daß er von seinen Steinschmerzen völlig befreit ward. Er hatte jedoch die Wahl zum Präsidenten von Pensylvanien zum dritten Male angenommen. Oefter durfte er, nach den Bestimmungen der Verfassung, nicht gewählt werden, und sah daher mit Sicherheit einer ruhigern Zükunft entgegen; doch blieb ihm auch dann Beschäftigung genug. Er schrieb täglich an seinen Memoiren, und ermüdete nicht in dem Briefwechsel mit seinen vielen Freunden in Europa. Außerdem wirkte er thätig fort als Präsident der

politischen Gesellschaft und einer anderen »zur Erleichternng des Elends in den Staatsgefängnissen,« und insbesondere als Präsident der, von ihm selbst gegründeten, Gesellschaft »zur Betreibung der Abschaffung des Sklavenhandels, zur Unterstützung freier Neger, die widerrechtlich in Fesseln gehalten werden, und zur Verbesserung der Lage der ganzen Afrikanischen Race.« In der letztern Funktion erließ er, am 12. Februar 1789, ein Memorial an das Repräsentanten-Haus der Vereinigten Staaten, worin er dasselbe dringend bittet, sich seiner ganzen verfassungsmäßigen Macht zu bedienen, um den Handel mit Menschen zu hintertreiben.

Dies war sein letzter öffentlicher Akt.

Seine Kränklichkeit nahm wieder zu, und zwang ihn, von jetzt an fast immer im Bette zu bleiben. Am heftigsten litt er wieder an Steinschmerzen, und zuletzt in solchem Grade, daß der Arzt ihm oft Opium geben mußte, um seine Qualen zu lindern. Dennoch blieb er im Ganzen heiter, freute sich, als er erfuhr, daß die Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Petersburg ihn, im November 1789, zum Mitgliede erwählt hatte (was ihm von der Präsidentin, der

Prinzessin Daschkow, in einem Englischen Schreiben angezeigt ward), unterhielt sich freundlich mit seinen Verwandten und Freunden, faßte noch mit ungeschwächter Geisteskraft jede Gelegenheit auf, um Rath zu ertheilen und Gutes zu wirken, und schrieb, wenige Wochen vor seinem Tode, im März 1790, eine vortreffliche, äußerst witzige Parodie einer Rede, welche ein Herr Jackson im Kongreß zu Gunsten des Sklavenhandels gehalten hatte *).

Zwölf Tage vor seinem Ende ergriff ihn ein furchtbarer Schmerz in der Brust. Wenn er sprechen konnte, äußerte er sein Bedauern, diese Qual nicht tragen zu können, wie er es wol sollte, dankte Gott für alle seine Gnadenerweisungen, und zweifelte nicht, daß sein jetziges Leiden den freundlichen Zweck habe, ihm die Trennung von einer Welt zu erleichtern, in welcher er die ihm angewiesene Rolle nicht mehr durchzuführen im Stande sei. Am 13. April fühlte er sich plötzlich von allen Schmerzen frei, und schon faßten die Seinen neue Hoffnung auf seine Ge-

*) Wird in den vermischten Schriften mitgetheilt.

nesung *), als der Aufbruch eines Lungengeschwürs ihn eben so plötzlich in einen bewußtlosen Zustand versetzte, in welchem sein Körper ruhig dalag, bis er am 17. April 1790 verschied.

---

*) Er bat seine Tochter, Mrs. Bache, sie möge ihm sein Bett machen lassen, »damit er auf eine anständige Weise sterben könne.« Als sie darauf die Hoffnung aussprach, er werde noch manches Jahr leben, erwiederte er schnell: »Ich hoffe, nein.« —

Anhang.

Ueber die Bestattung der Leiche sagt ein Zeitgenosse Folgendes:

Alles, was sterblich war von diesem großen Manne, ward am 21. April auf dem Gottesacker der Christuskirche in Philadelphia beerdigt, und zwar auf dem an die Hauptstraße gränzenden Theile, damit ein etwa über seinem Grabe zu errichtendes Monument besser in die Augen falle.

Nie war in Amerika ein Begräbniß von einem so zahlreichen und angesehenen Gefolge begleitet. Der Zusammenlauf des Volks bei dieser Gelegenheit war ungeheuer. Alle Glocken der Stadt wurden schwarz umwunden, und selbst die Zeitungen mit Trauerrändern eingefaßt. Unter Artillerie-Salven ward die Leiche eingesenkt, und keine Feierlichkeit unterblieb, durch welche die Bürger ihre Verehrung für den Charakter des Verstorbenen an den Tag legen konnten.

Der Kongreß verordnete eine allgemeine Trauer durch ganz Amerika, für einen Monat, und die National-Versammlung von Frankreich bezeigte ihre Theilnahme durch eine gleiche Verordnung auf drei Tage.

In Grimm's Korrespondenz *) findet sich folgende Uebersetzung der Rede des Grafen Mirabeau, über den Tod Franklin's, gehalten in der Morgensitzung der National-Versammlung, am 11. Juni 1790.

»Franklin ist todt! —

Zurückgekehrt in den Schooß der Gottheit ist der Geist, der Amerika frei machte, und über Europa Lichtströme ausgoß.

Der Weise, der zwei Welten angehört, der Mann, um den sich die Geschichte der Wissenschaften und die Geschichte der Reiche streiten, behauptete allerdings einen erhabenen Standpunkt unter dem Menschengeschlecht.

Lange genug haben die Staatskabinette den Tod derer angekündigt, die nur in einer prun-

*) Grimm's und Diderot's Korrespondenz, an einen regierenden Fürsten Teutschlands. Brandenburg 1820, bei Wiesike.

kenden Leichenrede groß erschienen. Lange genug hat Hofsitte gleißnerische Trauer angeordnet. — Nationen müssen nur die Trauer ihrer Wohlthäter tragen. Die Stellvertreter der Völker müssen deren Huldigung nur die Heroen der Menschheit anempfehlen.

Der Kongreß hat in den vierzehn vereinigten Staaten für den Tod Franklin's eine zweimonatliche *) Trauer anbefohlen, und Amerika zollt in diesem Augenblicke diesen Tribut der Verehrung einem der Väter seiner Verfassung.

Wäre es Unser nicht würdig, meine Herren, uns dieser religiösen Handlung anzuschließen, Antheil zu nehmen an dieser, vor dem Angesicht der Welt dargebrachten, Huldigung, welche den Rechten des Menschen, so wie dem Weltweisen gilt, der am meisten dazu mitgewirkt hat, die Eroberung derselben über den ganzen Erdkreis zu verbreiten?

Altäre würde das Alterthum jenem gewaltigen Genie errichtet haben, welches, zum Besten der Menschheit, mit seinen Gedanken Himmel

---

*) Soll heißen: einmonatliche, nach Temple Franklin's Angabe u. a.

und Erde umfassend, den Donner und die Tyrannen in Schranken zu halten vermochte: — das aufgeklärte und freie Europa ist wenigstens einen Beweis des Andenkens und der Trauer einem der größten Männer schuldig, die jemals der Philosophie und der Freiheit gefrommt haben.

Ich trage darauf an, daß ein Beschluß abgefaßt werde, wie die National-Versammlung drei Tage lang die Trauer um Benjamin Franklin anlegen solle.« —

Die Herren de la Rochefoucault und La Fayette erhoben sich sofort, um diesen Antrag zu unterstützen, was jedoch nicht nöthig war, da derselbe durch Acclamation der ganzen Versammlung und aller Zuhörer angenommen, und noch ferner beschlossen ward, daß die Rede des Grafen Mirabeau gedruckt und vom Präsidenten ein Kondolenz-Schreiben an den Kongreß der Vereinigten Staaten erlassen werden solle, wogegen dieser ein Dankschreiben an die National-Versammlung dekretirte.

Außerdem ward in der schwarz behangenen, durch Wachslicht erleuchteten und mit passenden Inschriften gezierten Rotunde am Kornmarkt in Paris, vom Abbé Fauchet eine Leichenrede gehal-

ten, welcher die Gemeinden in Masse beiwohnten.

Die philosophische Gesellschaft in Philadelphia ertheilte zweien ihrer Mitglieder den Auftrag, eine Lobrede zum Andenken an ihren Stifter zu verfassen, und die Subscribenten der Stadt-Bibliothek, welche eben ein schönes Gebäude für ihre Büchersammlung erbaut hatten, ließen eine Nische für die Statue ihres Wohlthäters offen. Ein achtungswerther Bürger der Stadt ließ bald darauf durch den Bildhauer Fr. Lazarini, für fünfhundert Guineen, die Statue Franklin's in Lebensgröße, aus Carrarischem Marmor verfertigen, und an dem erwähnten Platze aufstellen. Die Figur ist stehend dargestellt, der eine Arm ruht auf einigen Büchern, die rechte Hand hält einen niedergesenkten Scepter, die linke eine Rolle Papier; das Gewand ist eine Römische Toga, der Kopf, eine getreue Kopie einer von Houdon verfertigten, sehr ähnlichen Büste; auf dem Piedestal stehen die Worte: This statue of Dr. Benjamin Franklin was presented by William Bingham, Esq. 1792 *).

---

*) Schon früher hatte ein Maler des Königs von Frank-

Die folgende Grabschrift machte Franklin für sich selbst in seinem drei und zwanzigsten Jahre:

Der Körper
von
Benjamin Franklin,
einem Drucker
(gleich dem Bande eines alten Buches
dessen Inhalt herausgerissen,
dessen Inschrift und Vergoldung verwischt ist),
liegt hier, eine Speise für Würmer.
Aber das Werk soll nicht verloren sein,
denn es wird (wie er glaubte) noch einmal erscheinen
in einer neuen und schönern Ausgabe,
durchgesehen und verbessert
von
dem Autor.

---

reich in Paris ein großes Gemälde von Franklin verfertigt, wo er in der einen Hand die Aegide der Minerva einem Blitzstrahle entgegen hält, und mit der andern dem Gott des Krieges ein Zeichen giebt, den Geiz und die Tyrannei zu bekämpfen, indeß Amerika sich in einer edlen Stellung auf ihn stützt, in ihrer Hand, als Sinnbild der Vereinigten Staaten, die Fasces haltend und ruhig ihre niedergestreckten Feinde betrachtend.

Auch folgende Zeilen fanden sich unter seinem Nachlaß, die er nur sechs Jahre vor seinem Ende schrieb:

B. Franklin's Adieu!

Wenn man das Leben einem Fest vergleicht,
Bin ich fast achtzig Jahre Gast gewesen,
Ward mit dem Besten reichlich regalirt
Und habe zur Zufriedenheit genossen.
Jetzt ist es Zeit, daß ich zur Ruhe geh';
Dank Dir, o Wirth! Ihr Freunde, gute Nacht!

Den 22. April 1784.

Auszüge aus Franklin's letztem Willen.

»Ich bin in Boston in New England geboren, und verdanke meinen ersten Unterricht der dortigen Freischule. Deßhalb gebe ich meinen Testaments-Vollstreckern hundert Pfund Sterling zur Auszahlung an die Vorsteher oder Direktoren genannter Schule, damit diese Summe von ihnen, oder denjenigen Personen, welchen die Aufsicht über die Schule anvertraut ist, für immer auf Interessen belegt werde, welche In-

teressen zur Anschaffung silberner, als Aufmunterung unter die besten Schüler zu vertheilender Denkmünzen verwandt werden sollen. — Ferner gebe ich den Exekutoren von meinem rückständigen Gehalte, für die Präsidentschaft des Staats, zweitausend Pfund Sterling, welche eine von der Repräsentanten-Versammlung zu ernennende Kommission auf die Schiffbarmachung des Flusses Shuylkill verwenden soll. — Alle die kleinen Posten, welche man mir für Druckerkosten rc. seit 1757 schuldig geblieben ist, und welche, obgleich veraltet, in meinem Rechnungsbuche unter E. verzeichnet sind, vermache ich den Vorstehern des Pensylvanischen Hospitals, in der Hoffnung, daß die in genanntem Buche aufgeführten Schuldner, welche jetzt einige Schwierigkeiten machen, die alten, ihnen nicht abgeforderten Posten nachzuzahlen, sich nicht weigern werden, dies zu einem so wohlthätigen Zwecke zu thun, rc.

Ich wünsche, daß mein Körper mit möglichst wenigem Aufwand und Aufsehen bestattet werde.

Philadelphia den 17. Juli 1788.

B. Franklin.

Codicill.

Ich, der im vorstehenden Testament unterzeichnete Benjamin Franklin, habe den Inhalt desselben ferner erwogen, und fühle mich dadurch bewogen, Folgendes hinzuzufügen.

Es war lange schon meine Ansicht, daß in einem demokratischen Staate keine Vortheil bringende Beamtenstellen Statt finden sollten; deßhalb habe ich von dem mir bestimmten Präsidenten-Gehalt früher schon bedeutende Summen zur Unterstützung von Schulen, Erbauung von Kirchen 2c. verwandt, und hatte in obigem Testament zweitausend Pfund von jenem Gehalt zur Schiffbarmachung der Shuylkill bestimmt. Da ich aber seitdem erfahren habe, daß mit einer solchen Summe zu besagtem Zwecke nicht viel auszurichten sein dürfte, und da ich jetzt einen andern, wie ich hoffe nützlichern, Plan gefaßt habe, so widerrufe und annullire ich jenes Vermächtniß, und bestimme über die besagten zweitausend Pfund, wie folgt:

Man hat gemeint, daß derjenige, welcher ein Vermögen von seinen Vorfahren bekommen habe, gewissermaßen verpflichtet sei, dasselbe seinen Nach-

kommen zu hinterlassen. Eine solche Verpflichtung kann auf mir nicht ruhen, weil ich von meinen Vorfahren oder Verwandten nie einen Schilling geerbt habe. Dennoch werde ich, wenn vor meinem Tode keine unerwartete Unglücksfälle sich ereignen, meinen Nachkommen und Verwandten ein beträchtliches Vermögen hinterlassen. Dies bemerke ich nur, als eine Art von Entschuldigung an meine Familie, in Betreff derjenigen Vermächtnisse, die mit ihrem Vortheil in keiner unmittelbaren Beziehung stehen.

Ich bin in Boston geboren ꝛc. und habe deßhalb oben zu Gunsten der dortigen Freischule verfügt. Allein ich habe auch Verbindlichkeiten gegen den Staat von Massachusetts, indem derselbe mich früher, unaufgefordert, zu seinem Agenten in England ernannte und mir einen hübschen Gehalt zusicherte. Wenn ich gleich in dem Dienste desselben Staates, durch Uebersendung der Briefe des Gouverneurs Hutchinson ꝛc., zufällig viel mehr verloren habe, als was ich an Gehalt empfing, so darf das doch, nach meiner Ansicht, meiner Dankbarkeit nicht den mindesten Abbruch thun. — Ich habe mich überzeugt, daß unter den Handwerkern gute Lehrlinge am wahr-

scheinlichsten gute Bürger werden; ich bin selbst, in meiner Vaterstadt Boston, zu einer Handarbeit erzogen, und später durch freundliche Geldanleihen zweier Freunde in den Stand gesetzt worden, mich als Buchdrucker in Philadelphia zu etabliren. Dies war die erste Grundlage meines Glückes und des ganzen Nutzens, den man meinem spätern Leben zuschreiben mag; und deßhalb wünsche ich, selbst nach meinem Tode, wo möglich zum Besten Anderer zu wirken, indem ich die Bildung und das Fortkommen junger Leute, die in jenen beiden Städten ihrem Vaterlande nützlich zu werden versprechen, zu befördern trachte. Zu diesem Zwecke bestimme ich zweitausend Pfund Sterling, von welchen ich ein Tausend den Bewohnern der Stadt Boston, und das andere Tausend den Bewohnern der Stadt Philadelphia, zu den hier unten angegebenen Absichten und Zwecken, vermache. Die ersten tausend Pfund sollen, unter Aufsicht und nach Verfügung der Wahlmänner von Boston und der Prediger der ältesten Kirchen der bischöflichen, congregationellen und presbyterianischen Gemeinden dieser Stadt, zu fünfprocentigen Zinsen, an solche verheirathete Handwerker ausgelie-

hen werden, welche noch nicht 25 Jahr alt sind, in der genannten Stadt als Lehrlinge gedient und die in ihren Lehrbriefen bezeichneten Pflichten treu erfüllt haben, so daß sie ein Zeugniß ihrer guten Aufführung von wenigstens zwei achtbaren Bürgern erhalten können, welche letztern zugleich gewilligt sind, für die Wiedererstattung der solchergestalt auf Zinsen geliehenen Gelder, nach den weiter unten vorgeschriebenen Bedingungen, Bürgschaft zu leisten, und zwar in Verschreibungen, welche entweder in geprägten Spanischen Dollars, oder, nach dem Cours berechnet, in gangbaren Goldmünzen ausgestellt sein müssen. Die Administratoren sollen ein oder mehrere gebundene Bücher führen, worin die Namen derjenigen, welche sich um die Wohlthat dieser Stiftung bewerben und dieselbe empfangen, so wie die Namen ihrer Bürgen, nebst den geliehenen Summen, dem Datum und anderen nothwendigen und zweckmäßigen Nachweisungen in Betreff der Geschäfte und Angelegenheiten dieser Stiftung, eingetragen werden müssen. Da diese Anleihen den Zweck haben, junge verheirathete Handwerker bei ihren Etablissements zu unterstützen, so haben die Administratoren die

Größe einer jeden Anleihe nach den jedesmaligen Verhältnissen zu bestimmen, jedoch so, daß Keiner über sechszig, und Keiner unter funfzehn Pfund erhält. Wenn die Anzahl der also berechtigten Bewerber so groß sein sollte, daß die Summe nicht ausreichen würde, Jedem so viel zu leihen, als sonst für zweckdienlich erachtet werden möchte, dann sollen die Darlehne verhältnißmäßig dergestalt verringert werden, daß doch einem Jeden etwas Hülfe werden kann. Die Unterstützungen können demnach anfangs klein sein; je nachdem aber das Kapital durch die Zinsenhäufung wächst, können dieselben größer werden. Und um so Vielen, als nur immer möglich ist, nach der Reihe dienen zu können, und außerdem die Rückzahlungen der geborgten Summen zu erleichtern, soll jeder Anleiher verpflichtet sein, außer den Zinsen jährlich den zehnten Theil der geliehenen Summe abzutragen, worauf dann die eingegangenen Zinsen und Kapitaltheile wieder an neue Bewerber ausgeliehen werden sollen. In der Voraussetzung, daß in Boston stets rechtschaffene und wohlwollende Bürger zu finden sein werden, welche bereit sind, einen Theil ihrer Zeit aufzuopfern, um, durch frei=

willige Aufsicht und Verwaltung dieser Stiftung, der heranwachsenden Generation Gutes zu thun, darf man hoffen, daß kein Theil dieses Geldes jemals todt liegen, oder zu andern Zwecken verwandt werden, sondern daß vielmehr das Ganze beständig durch die Zinsen wachsen wird. Sollte auf diese Weise mit der Zeit die Summe den Bedarf in Boston übersteigen, so kann ein Theil für diejenigen benachbarten oder anderen Städte des Staats Massachusetts erspart werden, welche eine gleiche Stiftung für ihre jungen Leute zu benutzen wünschen; doch müssen diese sich verbindlich machen, die Zinsen nebst den verhältnißmäßigen Theilen des erhaltenen Kapitals alle Jahre pünktlich an die Einwohner von Boston zurück zu zahlen. Wenn dieser Plan ausgeführt, und, allen Bedingungen gemäß, ohne Unterbrechung, hundert Jahre lang glücklich durchgeführt wird, so muß die Summe dann 131,000 Pfund betragen, und in diesem Falle wünsche ich, daß die Administratoren der Stiftung in Boston, nach ihrem Ermessen, 100,000 Pfund zu solchen öffentlichen Werken verwenden, die man für die Einwohner am nützlichsten erachten möge, wie z. B. Festungswerke, Brücken, Was-

serleitungen, öffentliche Gebäude, Bäder, Straßenpflaster, oder was immer das Leben in der Stadt bequemer für die Bewohner und angenehmer für die Fremden machen kann, die ihrer Gesundheit oder temporärer Geschäfte halber sich dahin begeben. Was die übrigen 31,000 Pfund betrifft, so wünsche ich, daß man abermals hundert Jahre nach dem obigen Plane damit verfahren möge, indem ich hoffe, daß bis dahin der gute Einfluß der Stiftung auf das Betragen der Jugend, und ihre Nützlichkeit für manche würdige Männer und brave Bürger sich bewährt haben wird. Am Schluß dieses zweiten Jahrhunderts wird die Summe, wenn kein unglücklicher Zufall den regelmäßigen Fortgang gestört hat, auf 4,061,000 Pfund Sterling herangewachsen sein, wovon ich drei Millionen zur Disposition der Regierung des Staats stelle, und das Uebrige zur beliebigen Verfügung der Bewohner der Stadt Boston, indem ich mir's nicht anmaßen will, mit meinen Blicken über diese Gränze hinauszureichen. (Hier folgen, mit wenigen Abweichungen, und mit Hinzufügung des Wunsches, nach den ersten hundert Jahren, das Wasser eines nahen Baches, durch Dämme und Röh-

ren in die Stadt zu leiten, und, wo möglich, die Shuylkill ganz schiffbar zu machen, — dieselben Bestimmungen, in Betreff der andern tausend Pfund, für Philadelphia). — Ich wünsche, daß diese Stiftung im ersten Jahre nach meinem Tode in's Leben treten und ihre Wirksamkeit beginnen möge, zu welchem Zwecke vor Ablauf des erwähnten Jahres die erforderliche Nachricht darüber öffentlich bekannt gemacht werden sollte, damit Diejenigen, deren Bestes damit bezweckt wird, sich melden können, und ich beauftrage hiemit die Exekutoren meines Testaments, innerhalb sechs Monaten nach meinem Tode die erwähnten zweitausend Pfund an die oben genannten Personen und nach den oben ausgeführten Bestimmungen auszuzahlen. Die Zufälle, welchen alle menschlichen Angelegenheiten und Plane in einer so langen Zeit ausgesetzt sind, erwägend, habe ich mir vielleicht zu sehr mit der eitlen Hoffnung geschmeichelt, daß diese Dispositionen, wenn sie zur Ausführung kommen, ohne Unterbrechung fortgeführt werden, und die beabsichtigten Wirkungen haben würden; ich hoffe jedoch, daß die Bewohner dieser beiden Städte, wenn sie auch die Vollziehung meines Planes nicht für paßlich

erachten sollten, doch wenigstens das Anerbieten dieser Schenkungen als einen Beweis meines guten Willens, meiner Dankbarkeit und meines ernstlichen Verlangens, ihnen, selbst nach meinem Abscheiden, nützlich zu sein, ansehen werden. Es ist aber mein aufrichtiger Wunsch, daß beide Städte den Versuch machen möchten, meine Stiftung in's Leben treten zu lassen, weil ich glaube, daß man, wenn auch unvorhergesehene Schwierigkeiten eintreten sollten, doch Mittel zur Beseitigung derselben finden, und so von der Ausführbarkeit des Planes sich überzeugen wird. Wenn daher eine der beiden Städte das Geld mit den Bedingungen annimmt, während die andere es ablehnt, so ist mein Wille, daß beide Summen den Einwohnern der Stadt gegeben werden, welche das Ganze annehmen will, um dasselbe zu denselben Zwecken und unter denselben Verfügungen, die ich für die einzelnen Theile verordnete, anzuwenden. Wenn aber beide es ablehnen, so bleibt das Geld natürlich in meiner Masse, und soll verwandt werden nach den Bestimmungen meines Testaments vom 17. Juli 1788. — Ich wünsche, daß man mich, wo möglich, zur Seite meiner Frau beerdigen und

unser gemeinschaftliches Grab mit einer, von Chambers gehauenen, sechs Fuß langen und vier Fuß breiten, einfachen Marmorplatte decken möge, dessen obere Fläche nur mit einem kleinen erhabenen Rand, und mit folgender Inschrift versehen ist:

Benjamin
und } Franklin.
Deborah
178— *).

Meinen hübschen Spazierstock von Apfeldorn, mit dem goldenen Knopf in Form einer Freiheitsmütze, vermache ich meinem Freunde und dem Freunde der Menschheit, dem General Washington. Wenn es ein Scepter wäre, er hat es verdient und würde es zu führen wissen. Der Stock ward mir von einer vortrefflichen Frau, der Madame de Forbach, verwittweten Herzogin von Zweibrück, geschenkt, nebst einigen Versen, die denselben begleiten sollten.«

Philadelphia den 23. Juni 1789.

*) Er glaubte also noch im vorletzten Decennium seines Jahrhunderts zu sterben, mithin in demselben Jahre, da er das Codicill schrieb.

Aus der großen Anzahl von Charakterschilderungen, Lobreden ꝛc., die kurz nach dem Tode Franklin's in Amerika, wie in Europa, erschienen, nur einige Auszüge als Proben.

Franklin's Leben — sagt ein anonymer Schriftsteller der Zeit — ist eins der schönsten Muster, die der Bewunderung, dem Beifall und der Nachahmung der Menschheit dargeboten werden können.

Als Mensch übte er die Tugenden der Mäßigkeit, der Geduld und des Fleißes, und wußte sie Anderen einzuprägen.

Als Bürger wußte er der Gewalt der Tyrannei zu widerstehen, und die Freiheit seiner Landsleute zu sichern.

Als Gesetzgeber war er ein glänzendes Beispiel eines über aller Bestechlichkeit erhabenen Geistes, der fortwährend nur das Heil seiner Constituenten zu fördern strebte.

Als Politiker wußte er auf der einen Seite durch seine geschickten Unterhandlungen den Beistand einer mächtigen Nation zu erlangen, und auf der anderen die gemeinschaftlichen Kräfte eines Kongresses von Republiken in's Leben zu rufen, und indem er einen Centralpunkt

fixirte, auf welchen sie ihre Blicke heften konnten, ihre Gesammtmacht für die Zwecke der Einheit, der Harmonie, der Gesetzgebung und der Vertheidigung zu koncentriren.

Als Philosoph waren seine Arbeiten und Entdeckungen darauf berechnet, die Interessen der Menschheit zu fördern, und er verdiente in Wahrheit, der Freund der Menschen und der Wohlthäter des Weltalls genannt zu werden!

Er stellte durch seine Bestrebungen und Beschäftigungen in den frühern Jahren ein vortreffliches und lehrreiches Beispiel auf für die Jugend, in seiner mittlern Lebenszeit für die Erwachsenen, in seinen spätern Jahren für die Alten. Von ihm können die Armen lernen, wie man sich Vermögen erwerben kann, und die Reichen; wie man es zu den Zwecken der Wohlthätigkeit verwenden soll.

Ein anderer gleichzeitiger Schriftsteller, ein Freund des Verstorbenen, sagt von seinem Charakter:

Durch Franklin's Tod ist eins der besten Lichter der Welt erloschen. Ursprüngliches

Genie war es besonders, was ihn auszeichnete. Die angeborenen Eigenschaften seines Geistes befähigten ihn, in jede Wissenschaft einzudringen, und sein unermüdlicher Fleiß ließ kein Feld des Wissens unerforscht. Seine Wißbegierde kannte keine Grenzen; seine Untersuchungen umfaßten das ganze Gebiet der Natur; doch schien die Erforschung des Menschen seine höchste Freude zu sein, und wenn sein Genie irgend eine besondere Tendenz hatte, so lag dieselbe in der Entdeckung derjenigen Dinge, die den Menschen weiser und glücklicher machen. Wahrheit war das einzige Ziel seines Forschens, daher konnte er kein Sektirer sein; Vernunft war seine Leiterin, daher konnte er keinem System huldigen, das diese nicht für gültig erklärte. Kurz, er legte das Buch der Natur geöffnet vor sich hin, und studirte es fleißig und treu. — Und seine politischen Fähigkeiten waren nicht weniger hervorragend, als die philosophischen. Im Alterthum zählte man gewöhnlich das Glück zu den Lebensumständen, welche von Verdienst zeugen; in dieser Hinsicht steht Franklin fast einzig da, denn selten unternahm er mehr, als er durchzuführen im Stande war. — Wenn er nicht den Glanz der Bered-

samkeit erstrebte, so war es nur, weil die überzeugende Einfachheit des Ausdrucks ihm höher stand, als die schöne Stellung der Worte; und diese Einfachheit seines Styls eignete sich ganz für die Klarheit seines Verstandes. Seine Gedanken waren so einleuchtend und vollkommen, daß er es nicht für gut hielt, sie mit einer Wolke von Redensarten zu umhüllen, und wenn er sich bildlicher Ausdrücke bediente, so geschah es zur Beleuchtung, nicht zur Ausschmückung der Wahrheit.

Allein welchen Anspruch auf Größe Franklin auch haben mag, als Staatsmann oder als Gelehrter, so giebt es doch keinen Gesichtspunkt, aus welchem sein Charakter in hellerem Glanze erscheint, als wenn wir ihn als Menschen oder als Bürger betrachten. Er war außerordentlich groß in gewöhnlichen Dingen. Vielleicht hat nie ein Mann gelebt, dessen Leben mit größerem Rechte nützlich genannt werden kann. Nichts ging durch seine Hände, ohne verbessert zu werden; kein Mensch ging mit ihm um, ohne an Weisheit zu gewinnen. Seine Auffassungskraft war so scharf, seine Kenntnisse waren so mannigfaltig, daß er einem Jeden, von welcher Art

seine Beschäftigung auch sein mochte, in der Unterhaltung mit ihm, auf seinem eigenen Boden begegnen konnte. Jedes Gespräch wußte er durch eine Erzählung zu beleben, und jede Erzählung mit einer Nutzanwendung zu schließen. Keinen Augenblick von seiner Zeit und keinen Heller von seinem Gelde vergeudete er in Thorheit oder Ueppigkeit; doch scheute er nie die Ausgaben, welche die Würde seiner Stellung wirklich erforderte, und bewies, durch angemessene Unterstützung vieler öffentlicher Stiftungen, seine Freigebigkeit, und durch zahlreiche Handlungen einer besonnenen Wohlthätigkeit, das warme Gefühl seines Herzens. Der ganze Inhalt seines Lebens war eine fortwährende Predigt gegen den Müßiggang, die Verschwendung und den Stolz, und sein vorzüglichstes Streben ging dahin, jedem Einzelnen die Liebe zur Thätigkeit, Gelassenheit und Mäßigkeit einzuflößen, und zu allen Pflichten, durch welche die höchsten Interessen der Menschheit gefördert werden 2c.

Der berühmte Condorcet sagt in seiner „Eloge de Franklin“:

Die Grundzüge seines Betragens waren einfach; er bestrebte sich, Sorge und Ueberdruß zu verbannen durch Enthaltsamkeit und Arbeit. Die Glückseligkeit, pflegte er zu sagen, ist, gleich einem Körper, aus unmerklich kleinen Theilchen zusammengesetzt.

Ohne den Ruhm gering zu schätzen, wußte er die Ungerechtigkeit der Meinung zu verachten, und während er des guten Rufs sich freute, konnte er dem Neide verzeihen.

Er glaubte, daß in einem künftigen Leben unsere Seelen für ihre Tugenden belohnt, und für ihre Laster bestraft werden würden; er glaubte an das Dasein eines gütigen und gerechten Gottes, dem er, in der Stille seines eigenen Gewissens, eine schweigende, aber reine Huldigung darbrachte. Er verachtete nicht die äußeren Formen der Religion, er war sogar der Meinung, daß diese für die Moralität nützlich wären; er selbst aber unterwarf sich denselben nur selten.

Alle Religionen schienen ihm gleich gut, vorausgesetzt, daß allgemeine Duldsamkeit das Princip derselben wäre, und daß sie den der Tugend gebührenden Lohn auch den Anhängern einer andern, oder gar keiner Lehre zugeständen.

Dr. Smith sagte von ihm in seiner vor dem Kongreß gehaltenen Lobrede:

Franklin konnte als Philosoph ein Newton, als Gesetzgeber ein Lykurg werden; aber er war größer, als Jeder von ihnen, weil er die Gaben Beider in der praktischen Weisheit, Gutes zu thun, vereinigte, in Vergleich mit welcher alle Palmen der spekulativen Philosophie unbedeutend erscheinen. Er suchte seine Größe nicht in dem Rufe bloßer Gelehrsamkeit, welche, wie mühsam sie auch erlangt wird, doch selten einen Menschen auf irgend eine hohe Stufe des öffentlichen Vertrauens und der allgemeinen Achtung erhebt; sondern er ward groß, weil er seine Fähigkeiten auf nützliche Dinge lenkte, und seine Studien den Erfordernissen der Zeit und den Bedürfnissen seines Vaterlandes anzupassen wußte. — Wenn wir dafür keinen anderen Beweis aufführen könnten, als die große und würdige Rolle, die er, während der Amerikanischen Revolution, als Staatsmann füllte, so würde dies allein hinreichen, seinen Namen zu verewigen; wenn wir aber seine früheren Bemühungen mit in Anschlag bringen, in welchen er, länger als ein halbes Jahrhundert, nicht ermüdete, um den

Geist seiner Mitbürger zu erleuchten, um sie auf das große Ereigniß vorzubereiten, sie durch Betriebsamkeit und Tugend zur Selbstständigkeit heranzuziehen, ihnen das Glück zu zeigen, dessen sie theilhaftig werden könnten, und ihnen darzuthun, wie sie wagen und tragen und jeden Erfolg benutzen müßten; so können wir nicht leugnen, daß die Summe dieser Dienstleistungen für sein Haupt ein Diadem von solcher Schönheit geflochten habe, daß wol niemals, weder im Alterthum, noch in der neuern Zeit, die Stirn eines Würdigen herrlicher geschmückt war.

Thomas Jefferson, Franklin's Nachfolger in Paris, schreibt über ihn, als er die Trauernachricht seines Todes erhalten hatte:

Der Charakter Franklin's schien mir hier in Frankreich höher geschätzt und allgemeiner verehrt zu werden, als der irgend eines andern Einheimischen oder Fremden. Ich hatte besonders Gelegenheit, zu bemerken, wie sehr dies bei den auswärtigen Gesandten und Ministern am Hofe von Versailles der Fall war; doch auch auf die Französischen Minister hatten seine Ta-

lente und seine Rechtschaffenheit einen außerordentlich tiefen Eindruck gemacht. Als er Passy verließ, schien das Dorf seinen Patriarchen verloren zu haben; und als er vom Hofe schriftlich Abschied nahm, befahl der König, ihm seinen besten Gruß zu melden, und die Sänfte der Königin zu seiner Reise in Bereitschaft zu setzen. Sein Nachfolger am hiesigen Hofe zu sein, das war für mich eine vortreffliche Schule der Demuth. Die allgemeine Frage bei meinen Antritts-Audienzen war: »Sie, mein Herr, sollen Franklin's Stelle ersetzen?« worauf ich denn gewöhnlich erwiederte: »Keiner kann ihn ersetzen; ich bin nur sein Nachfolger.«

W. Temple Franklin erhielt, bald nach dem Tode seines Großvaters, von dessen Freunde Nicholas Collin folgende Zeilen:

»Ihr Großvater, dieser unsterbliche Weise, den ich während seiner letzten Krankheit oft besuchte, hatte die erhabensten und ergreifendsten religiösen Gefühle. Er glaubte, daß, nach den unveränderlichen Gesetzen Gottes in der moralischen Welt, alle Verbrechen entweder hier, oder

in einer andern Welt bestraft würden, und daß daher eine Uebelthat nie und in keinem Falle wahren Vortheil bringen könne; und eben so überzeugt war er, daß jede gute Handlung ihren Lohn empfangen werde. Während einer qualvollen Krankheit äußerte er die feste Zuversicht, daß alle Leiden dieses Lebens nur wie ein augenblickliches Nadelstechen wären, in Vergleich mit der ganzen Glückseligkeit unseres Daseins, und er freute sich innig, den Regionen des Segens und des ewigen Lebens nun so nahe zu sein. Mit Entzücken verweilte er bei dem Gedanken, den glorreichen Vater der Geister zu sehen, dessen Wesen den weisesten Sterblichen unerforschlich ist, seine Werke in den höhern Welten zu betrachten, und dort mit guten Mitgeschöpfen aus allen Theilen des Weltalls die Gedanken zu tauschen. — «

Den öfter ausgesprochenen und innig gefühlten Wunsch Franklin's, die feste Begründung der Unabhängigkeit seines Vaterlandes noch zu erleben, diesen Wunsch erfüllt zu sehen, das ward ihm gewährt; doch sein stets höher streben=

der Geist blieb dabei nicht stehen, er malte sich oft die fernere Zukunft in lebhaften Farben aus, und überließ sich gern den schönsten Hoffnungen für das Heil seines Vaterlandes und der ganzen Menschheit.

Zur Feier des funfzigsten Jahresfestes der am 4. Juli 1776 erklärten Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten erschien im Politischen Journal vom Februar 1827 folgendes Gedicht, das hier am Schlusse wol einen Platz verdient.

Er, der dem Himmel den Blitz, die Scepter entriß den Tyrannen,
Benjamin Franklin lag, von des Tages gewaltigem Werke,
Von der begeisterten Red' und der glühenden Julius-hitze
Tief erschöpft, in der Platanuslaub' erfrischendem Schatten,
Und er bedachte den kühnen Beschluß — Britanniens Namen
Und Britanniens Macht, der Meerbeherrscherin Dreizack,
Der so weit hinreicht, als die erdumwandelnde Sonne,
Dem kein Sterblicher mehr, Natur nur setzte den Gränzstein,

Wo sie die Wog' erstarrt zum ewigfesten Polareis,
Und Britanniens Gold, dem beide Indien zollen,
Das verderblicher noch als die Saat des Thebischen Drachen
Zog unendliche Schaar der kampfbewährtesten Krieger
Ueber den Ocean her, auch des Geistes stärkere Schwungkraft,
Welche das Gold ihm gab und den meerbeherrschenden Dreizack.
Sehnend rief er: O könnt' ich ihn schaun, des gefährlichen Kampfes,
Ach! und vielleicht des Siegs nicht minder gefährlichen Ausgang!
Dürft' ich Amerika schaun, nur über ein halbes Jahrhundert. —
Als er sich also vertieft in kummervolle Betrachtung,
Schloß den irdischen Blick ihm sorgenlösender Schlummer.

Sieh! ein niegeahnter Schleier
Fiel von seinem Seherblick,
Und er sah der heut'gen Feier
Siegesruhm und Friedensglück,

In der Oceane Fernen
Seines Landes Gränze stehn,
Und mit vier und zwanzig Sternen
Seine Freiheitsfahne wehn,

Land und Meer der Schätze Fülle
Für das blühende Geschlecht,
Herrscher ihm der eig'ne Wille,
Und sein Wille nur das Recht;

Sah des Landes Pulse schlagen,
Voll von heißer Jugendkraft,
Schätze schaffen, bilden, tragen
Genius und Wissenschaft.

Adern sind ihm der Kanäle,
Fibern sind der Straßen Band,
Und er staunt, wie sie beseele
Kräfte, die er nie gekannt;

Denn auf glatten Eisenbahnen
Fliegt der Wagen, ohne Roß,
Und kein Windhauch schwellt die Fahnen
Auf dem schwimmenden Koloß.

Doch, so unermeßne Räume
Auch sein eig'nes Land ihm beut,
Wächst das Wunderbild der Träume
Auch noch über diese weit.

Von dem stolzen Kapitole
Schwebt er zu dem Sternenzelt,
Und er sieht von Pol zu Pole
Ausgedehnt die neue Welt.

Und er sieht von Pol zu Pole,
Wie des Vaterlandes Glück
Jugendlich sich wiederhole
Seinem hocherstaunten Blick.

Sieben helle Spiegel blitzen
Wider seinen heil'gen Bund
Von der Cordilleren Spitzen
Zu des Doppelmeeres Grund,

Und wo ihre mächt'gen Wogen
Sich am tiefsten eingezwängt,
Wo die Freiheit jetzt verwogen
Selbst den Damm der Meere sprengt,

Sieht er einen Bund der Bunde
Dieser neuen Welt erstehn,
Alle diese Sternenrunde
Sich um eine Sonne dreh'n.

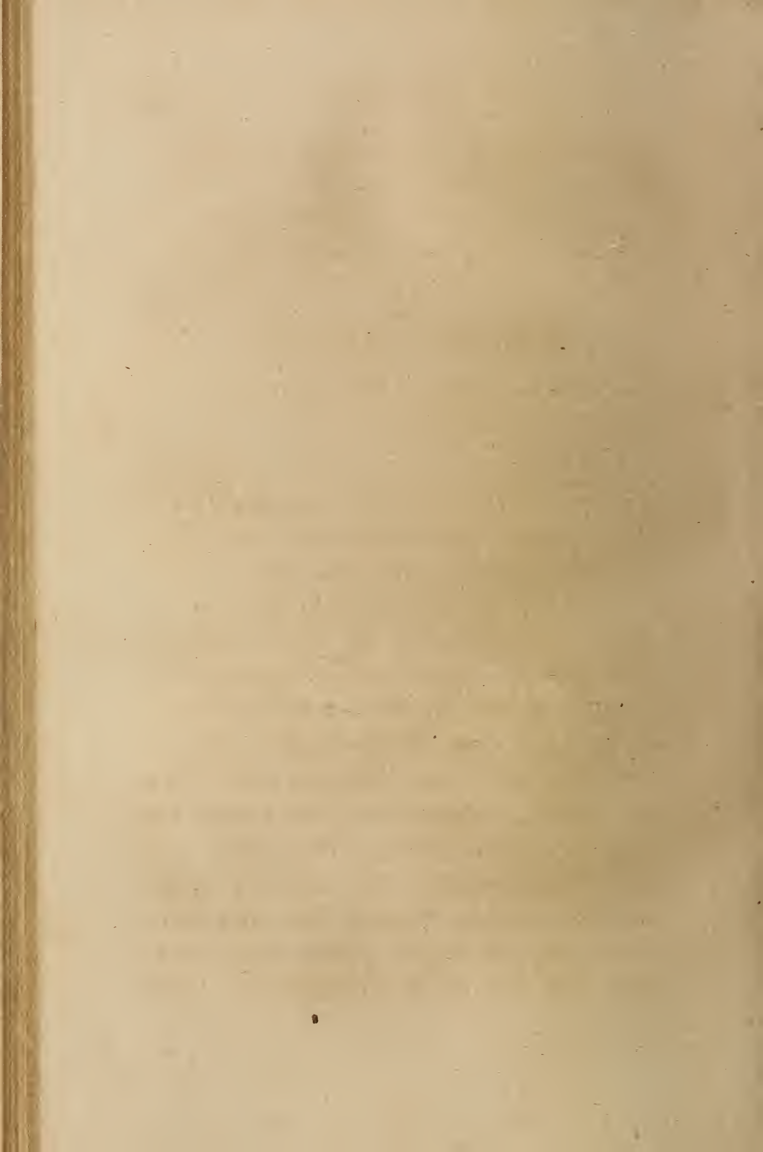
Washington sieht er verwundert
Neuverjüngt vor dieser stehn —
Zweimal in dem Halbjahrhundert,
Was Jahrtausende erflehn.

Und in seligem Entzücken
Fährt er aus dem Traum empor,
Schaut mit gläubig=frommen Blicken
Zu des Himmels Sternen=Chor!

Du, das Urbild unsrer Zeichen,
Giebst die Kraft und giebst den Muth.
Darum stammt's aus deinen Reichen
Und ist kein vergänglich Gut!

Die Botschaft, mit welcher der Präsident Adams den neunzehnten Kongreß der Vereinigten Staaten eröffnete, und die von den verschiedenen Staatssekretären erstatteten Berichte bewährten Franklin's begeisterte Ahnung. Sie enthielten eine glänzende, mit den gehörigen Belegen versehene Schilderung der gigantischen Fortschritte der Bevölkerung, des Handels, der Industrie, des Nationaleigenthums und der Staatskräfte.

Franklin's
Ansichten über Gegenstände
der
Religion und Moral.



1.

Franklin's Liturgie,

zu seinem eigenen Privatgebrauch.

Ich hatte, als Presbyterianer, eine religiöse Erziehung genossen, und obgleich mir einige Dogmen dieser Lehre unverständlich, andere zweifelhaft erschienen, und ich mich frühe schon von den religiösen Versammlungen der Sekte zurückzog, so war ich doch nie ohne religiöse Grundsätze; ich zweifelte, zum Beispiel, nie an dem Dasein Gottes; ich glaubte stets, daß Er die Welt erschaffen hat und sie durch seine Vorsehung regiert; daß wir Ihm nicht wohlgefälliger dienen können, als indem wir anderen Menschen Gutes thun; daß unsere Seelen unsterblich sind, und daß in diesem, oder in einem künftigen Leben jedes Laster bestraft und jede Tugend belohnt werden wird. Diese Sätze hielt ich für das Wesentliche in je=

der Religion, und da alle in meinem Vaterlande existirenden Religionen in diesen Lehren übereinstimmten, so schätzte ich sie alle hoch, obgleich in verschiedenen Graden, je nachdem ich sie mehr oder weniger mit andern Artikeln vermischt fand, welche, ohne Einfluß auf die Begründung, Beförderung und Befestigung der Sittlichkeit, vorzugsweise nur dazu dienen, uns von einander zu trennen und gegen einander unfreundlich zu machen.

Die Ansicht, daß jede Religionslehre, selbst die, welche ich für die schlechteste hielt, ihre guten Wirkungen habe, bewog mich, jeden Streit zu vermeiden, der dahin führen konnte, die gute Meinung eines Anderen von seiner Kirche zu schwächen; und zur Erbauung aller neuen Kirchen, von welcher Sekte sie auch sein mochten, gern meinen Beitrag zu zahlen. Ich selbst besuchte aber selten meine Kirche, weil unser presbyterianischer Prediger fast nichts anderes vortrug, als polemische Beweise, oder Erklärungen der besondern Artikel seiner Lehre, welche mir sehr trocken, uninteressant und unerbaulich erschienen. Deßhalb hatte ich mir schon 1728 folgende Liturgie gemacht, unter dem Titel:

Glaubensartikel und religiöse Handlungen.

(Daran will ich mich halten: — Wenn eine Macht über uns ist — und daß sie es ist, ruft laut die ganze Natur, durch alle ihre Werke — so muß diese Macht Freude haben an der Tugend; und das, woran sie Freude hat, muß selig sein. — Cato, von Addison.)

Theil I. Erste Grundsätze.

Ich glaube an das Dasein eines höchsten, vollkommenen Wesens, des Schöpfers und Vaters der Götter selbst.

Denn ich glaube nicht, daß der Mensch nächst dem Einen das vollkommenste Wesen ist, sondern vielmehr, daß über ihm noch viele Grade höherer Wesen existiren.

Und wenn ich in meiner Einbildungskraft hinausschweife über die Grenzen unseres Planetensystems, und selbst über die sichtbaren Fixsterne, in jenen Raum, der nach allen Richtungen unendlich ist, und mir diesen Raum mit Sonnen, gleich der unsrigen, gefüllt denke, deren jede von einem Chor von Welten ewig umwandelt wird; dann scheint, selbst in meiner beschränkten Einbildungskraft, dieser kleine Erdball, auf welchem wir uns bewegen, fast Nichts zu sein, und ich

selbst weniger als Nichts, und von keiner Art von Bedeutsamkeit.

Wenn ich mir dies denke, so erscheint mir die Annahme, daß der Höchst-Vollkommene ein so unbedeutendes Nichts, als der Mensch es ist, nur im Geringsten beachten sollte, als eine große Eitelkeit; und da es mir ganz unmöglich ist, irgend eine klare Vorstellung zu gewinnen von dem, was unendlich und unbegreiflich ist, so kann ich mir's nicht anders denken, als daß Er, der unendliche Vater, keine Anbetung und keine Lobpreisung von uns erwartet oder fordert, sondern daß Er selbst darüber unendlich erhaben ist.

Weil aber in allen Menschen, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein Naturprincip ist, welches ihnen die Verehrung oder Anbetung irgend einer unsichtbaren Macht zum Bedürfniß macht, und weil die Menschen durch die Gabe der Vernunft über alle anderen Thiere, die wir in unserer Welt kennen, erhaben sind, so scheint es mir Bedürfniß und Pflicht, als Mensch irgend Etwas göttlich zu verehren.

Ich denke mir daher, daß der Unendliche viele, über den Menschen weit erhabene Wesen oder Götter geschaffen hat, welche Seine Vollkom-

menheiten besser verstehen und Ihn vernünftiger und ruhmwürdiger preisen können, als wir; gleichwie unter den Menschen das Lob der Unwissenden oder der Kinder nicht beachtet wird von dem genialen Maler oder Baumeister, welcher sich mehr geehrt und erfreut fühlt durch den Beifall weiser Männer und Künstler.

Vielleicht sind diese erschaffenen Götter unsterblich; vielleicht werden sie nach vielen Zeitaltern verwechselt, und andere an ihre Stelle gesetzt.

Wie dem auch sei, ich denke mir Jeden derselben außerordentlich gut und weise und sehr mächtig, und glaube, daß Jeder für sich eine herrliche Sonne gemacht hat, mit einem schönen und bewunderungswürdigen System von Planeten.

Den besonderen, weisen und guten Gott, welcher der Schöpfer und Eigener unseres Systems ist, nehme ich für mich an zum Gegenstand meiner Lobpreisung und Anbetung.

Denn ich denke mir, daß er selbst einige von den Eigenschaften besitzt, die er uns eingepflanzt hat, und daß er, indem er uns Vernunft gab, wodurch wir im Stande sind, seine Weisheit in der Schöpfung wahrzunehmen, nicht zu erhaben ist, um uns zu beachten, sondern Wohlgefallen

hat an unserm Lobe, und beleidigt ist, wenn wir ihn gering schätzen oder seinen Ruhm hintansetzen.

Ich denke mir, vieler Gründe halber, daß er ein gutes Wesen ist, und da es mich glücklich machen würde, ein so weises, gutes und mächtiges Wesen zum Freunde zu haben, so will ich erwägen, auf welche Weise ich mich ihm angenehm machen kann.

Nächst dem Lobe, das auf seiner Weisheit beruht und derselben zukommt, glaube ich, daß er Wohlgefallen und Freude hat an dem Glücke derer, die er erschuf; und da der Mensch in dieser Welt ohne Tugend nicht zur Glückseligkeit gelangen kann, so glaube ich fest, daß er sich freuen wird, mich tugendhaft zu sehen, weil er Wohlgefallen hat an meiner Glückseligkeit.

Und da er viele Dinge erschaffen hat, welche nur allein zur Freude des Menschen bestimmt scheinen, so glaube ich, daß er nicht zürnen wird, wenn er sieht, daß seine Kinder sich erquicken an angenehmen Leibesübungen und unschuldigen Vergnügungen; ich halte aber kein Vergnügen für unschuldig, welches dem Menschen nachtheilig ist.

Ich liebe ihn daher, wegen seiner Güte, und bete ihn an, wegen seiner Weisheit.

So laß mich denn nicht müde werden, meinen Gott unaufhörlich zu preisen, denn das kommt ihm zu, und es ist Alles, was ich ihm zurück geben kann für seine große Gnade und Güte gegen mich; und laß mich den Entschluß fassen, tugendhaft zu sein, um glücklich zu werden und ihm zu gefallen, der Freude daran findet, mich glücklich zu sehen. Amen!

1. Anbetung. 2. Bitte. 3. Dank.

Anbetung.

Vorbemerkung: In Erwägung, daß, bevor ich die Gottheit anrede, meine Seele ruhig und heiter sein soll, frei von Leidenschaft und Unruhe, oder sonst durch vernünftige Freude erhoben, muß der Ausdruck meiner Gesichtszüge der der kindlichen Achtung sein, gemischt mit einer Art von Lächeln, welches innere Freudigkeit, Zufriedenheit und Bewunderung bezeichnet.

O weiser Gott! mein guter Vater! Du siehst die Aufrichtigkeit meines Herzens und meiner Ergebenheit; gewähre mir die Fortdauer Deiner Gnade!

1. O Schöpfer, o Vater! Ich glaube, daß Du gut bist und Wohlgefallen hast an der Freude

Deiner Kinder. — Gelobt sei Dein Name, in Ewigkeit!

2. Durch Deine Macht hast Du die herrliche Sonne erschaffen, mit den sie begleitenden Welten. Von der Kraft Deines mächtigen Willens empfingen sie zuerst ihre wunderbare Bewegung, und aus Deiner Weisheit hast Du die bewunderungswürdigen Gesetze geschöpft, nach welchen sie sich bewegen. — Gelobt sei Dein Name, in Ewigkeit!

3. Durch Deine Weisheit hast Du alle Dinge gebildet; Du hast den Menschen erschaffen, ihm Leben und Vernunft gegeben, und ihn, der Würde nach, über Deine andern Erdengeschöpfe gestellt. — Gelobt sei Dein Name, in Ewigkeit!

4. Deine Weisheit, Deine Macht und Deine Güte sind überall deutlich zu sehen, in der Luft, im Wasser, im Himmel und auf der Erde; du nährst die mancherlei beflügelten Geschöpfe und die unzähligen Bewohner des Wassers; du giebst Kälte und Hitze, Regen und Sonnenschein, jedes zu seiner Zeit, und lässest die Früchte der Erde wachsen. — Gelobt sei Dein Name, in Ewigkeit!

5. Du verabscheust in Deinen Geschöpfen Betrügerei, Falschheit, Bosheit, Rache, Unmäßigkeit und jedes andere verderbliche Laster; aber du liebst Gerechtigkeit und Aufrichtigkeit, Freundschaft und Güte, und jegliche Tugend; Du bist mein Freund, mein Vater und mein Wohlthäter. — Gelobt sei Dein Name, o Gott! in Ewigkeit! Amen!

(Danach wird es nicht unpassend sein, etwas zu lesen über die Weisheit Gottes in seiner Schöpfung, oder über ähnliche Gegenstände; oder einige Minuten in ernster, stiller Betrachtung solcher Gegenstände zu verweilen.)

Dann wird Milton's Hymne an den Schöpfer gesungen:

»Dies sind Deine herrlichen Werke, Vater des Guten! 2c.«

Dann wird ein Aufsatz aus irgend einem passenden Buche gelesen, worin von der Tugend gehandelt und dazu aufgemuntert wird.

Bitte.

Einleitung. Weil wir, unserer Unwissenheit halber, nicht gewiß sein können, ob manche Dinge, die wir oft in den Gebeten der Menschen

zur Gottheit nennen hören, wirklich zu unserm Heil gereichen würden, wenn wir im Besitz derselben wären, und da ich Grund habe, zu hoffen und zu glauben, daß die Güte meines himmlischen Vaters mir einen angemessenen Antheil an den zeitlichen Gütern nicht vorenthalten wird, wenn ich durch ein tugendhaftes und heiliges Leben mir seine Gunst und Freundlichkeit erwerbe; so will ich mir's nicht anmaßen, um solche Dinge zu bitten, sondern lieber demüthig und mit aufrichtigem Herzen meinen ernstlichen Wunsch ausdrücken, daß er mir gnädig beistehen wolle in meinen fortwährenden Bestrebungen, das Laster zu meiden und der Tugend treu zu bleiben. Solche Bitten werden mich zugleich auf eine feierliche Art an meine weit ausgedehnten Pflichten erinnern.

Daß ich bewahrt bleiben möge vor Atheismus, Gottlosigkeit und Ruchlosigkeit, und in meinen Gebeten zu Dir Geringschätzung und Prahlerei, leere Förmlichkeit und gehässige Heuchelei sorgsam vermeiden möge, — dazu hilf mir, o Vater!

Daß ich meinem Fürsten ergeben sein möge und meinem Vaterlande treu, und wachsam für das Heil, tapfer in der Vertheidigung, gehorsam

gegen die Gesetze desselben, Verrath nicht weniger verabscheuend, als Tyrannei — dazu hilf mir, o Vater!

Daß ich gegen meine Oberen pflichttreu und ergeben sein, und Stolz, Unehrerbietigkeit und Widerspänstigkeit meiden möge — dazu hilf mir, o Vater!

Daß ich gegen meine Untergebenen freundlich, herablassend, nachsichtig und milde sein, die unschuldig Leidenden beschützen, und Grausamkeit, Härte, Unterdrückung, Uebermuth und unvernünftige Strenge meiden möge — dazu hilf mir, o Vater!

Daß ich mich fern halten möge von Verläumdung und Beeinträchtigung, daß ich Falschheit und Neid, Betrug, Schmeichelei, Haß, Bosheit, Lügenhaftigkeit und Undankbarkeit verabscheuen und meiden möge — dazu hilf mir, o Vater!

Daß ich aufrichtig sein möge in der Freundschaft, gewissenhaft im Vertrauen, unparteiisch im Urtheil und wachsam gegen Stolz und Zorn (diese vorübergehende Tollheit) — dazu hilf mir, o Vater!

Daß ich gerecht sein möge in allen meinen

Geschäften, mäßig in meinen Vergnügungen, offenherzig und freimüthig, voll Menschlichkeit und Wohlwollen — dazu hilf mir, o Vater!

Daß ich dankbar gegen meine Wohlthäter und großmüthig gegen meine Freunde, mildthätig und freigebig gegen die Armen und mitleidsvoll gegen die Unglücklichen sein möge — dazu hilf mir, o Vater!

Daß ich Lauterkeit und Gleichmuth der Seele, Entschlossenheit in schwierigen Lagen und Kraft in Leiden besitzen möge; daß ich pünktlich in der Erfüllung meiner Versprechen, friedlich und klug in meinem Benehmen sein möge — dazu hilf mir, o Vater!

Daß ich zarte Schonung für die Schwachen haben möge und ehrerbietige Achtung vor dem Alter; daß ich freundlich gegen meine Nachbarn, gutmüthig gegen meine Gefährten und gastfrei gegen Fremde sein möge — dazu hilf mir, o Vater!

Daß ich der Ueberlistung und Uebervortheilung abgeneigt sein, und Erpressung, Meineid und jede Art von Niederträchtigkeit verabscheuen möge — dazu hilf mir, o Vater!

Daß ich ehrlich und aufrichtig, sanft, barm-

herzig und gut, heiteren Gemüthes und voll Mitfreude an dem Glücke Anderer sein möge — dazu verhilf mir, o Vater!

Daß ich Ehre und Rechtschaffenheit beständig im Auge behalten möge, daß ich vollkommene Unschuld und ein gutes Gewissen bewahren und am Ende wirklich zu wahrer Tugend und zur Erhabenheit des Geistes gelangen möge — dazu verhilf mir, guter Gott; hilf mir, o Vater!

Und weil Undankbarkeit eines der gehässigsten Laster ist, so laß mich nie vergessen, die vom Himmel empfangenen Gnadenbeweise dankbar anzuerkennen.

Dank.

Für Frieden und Freiheit, für Nahrung und Kleidung, für Korn und Wein und Milch und alle gesunden Lebensmittel — guter Gott, danke ich Dir!

Für die gemeinschaftliche Wohlthat der Luft und des Lichtes, für das nützliche Feuer und das köstliche Wasser — guter Gott, danke ich Dir!

Für Kenntnisse, für Wissenschaft und jede nützliche Kunst; für meine Freunde und deren Wohlergehen, und für die Unbedeutenheit der Zahl

meiner Feinde — guter Gott, danke ich Dir!

Für alle Deine unzähligen Wohlthaten, für Leben und Vernunft und den Gebrauch der Sprache, für Gesundheit und Freude und für jede frohe Stunde — mein guter Gott, danke ich Dir!

(Ende des ersten Theils.)

Die Fortsetzung dieses Aufsatzes hat sich nicht in Franklin's Nachlaß gefunden. Wenn man nicht vergißt, daß er nicht über zwei und zwanzig Jahr alt war, als er dieses schrieb, so wird man einerseits manche jugendliche Wendung begreifen und entschuldigen, andererseits aber anerkennen müssen, daß wohl sehr wenige Menschen eine so durchgeführte, aus dem Innern entnommene, sittlich-religiöse Lebensregel im Jünglingsalter sich entworfen haben, und derselben, bis in's höchste Greisesalter, in allen wesentlichen Punkten treu geblieben sind, wie das bei Franklin wirklich der Fall war. Aber er ließ es auch nicht bei den obigen Bitten und Vorsätzen bewenden, sondern ging ernstlich und anhaltend an das große Werk der eigenen Besserung und Vervollkommnung, wie es in der ersten Abtheilung seiner Le-

bensbeschreibung erzählt worden ist. Wenige Jahre später faßte er den Plan, einen Verein zu bilden, dessen Aufgabe darin bestehen sollte, das hohe Ziel der Tugend gemeinschaftlich zu erringen; und wenn dieser Plan auch nie zur Ausführung kam, weil Franklin durch unaufhörliche Beschäftigung verhindert ward, dieser Idee die erforderliche Zeit zu widmen, so ist derselbe doch gewiß interessant genug, um hier aufzunehmen, was er selbst darüber sagt.

2. Tugend-Verein.

Wenn der Lebensplan — so schreibt Franklin in seinem reiferen Alter — den ich mir als Jüngling vorgezeichnet hatte, auch nicht ohne Religion war, so enthielt er doch kein Merkmal irgend einer besondern Glaubenslehre oder Sekte. Ich hatte das absichtlich vermieden. In der völligen Ueberzeugung von der Nützlichkeit und Vortrefflichkeit meiner Methode der Selbstvervollkommnung, beabsichtigte ich, dieselbe einst durch den Druck öffentlich bekannt zu machen, und damit

sie dann den Bekennern aller Religionen dienlich sein könne, wollte ich nichts darin aufnehmen, was den Anhänger irgend einer Sekte zurückstoßen konnte. Ich nahm mir vor, einen kleinen Kommentar über jede Tugend zu schreiben, worin ich die Vortheile derselben, nebst den Nachtheilen des ihr entgegenstehenden Lasters, darstellen wollte. Dieses Buch würde ich »die Kunst der Tugend« genannt haben, weil es Nachweisungen enthalten sollte über die Art und Weise, wie man zur Tugend gelangen könne, und nicht bloße Ermahnungen und Aufforderungen, gut zu sein. Ich dachte darin die Lehre durchzuführen: »daß — die Natur des Menschen an sich erwogen — die lasterhaften Handlungen nicht nachtheilig sind, weil sie verboten sind; sondern verboten, weil sie nachtheilig sind; und daß daher ein Jeder, der glücklich (auch in dieser Welt) zu werden wünschte, aus eigenem Interesse tugendhaft sein müsse;« und — weil doch immer eine Anzahl reicher Kaufleute, Adeliger, Herrschaften und Fürsten in der Welt vorhanden sind, welche zur Besorgung ihrer Angelegenheiten ehrlicher Geschäftsleute bedürfen, wie man sie nur selten findet — so wollte ich mich bemühen, junge Leute zu über-

zeugen, daß keine Eigenschaften mit so vieler Wahrscheinlichkeit eines armen Mannes Glücksumstände verbessern können, als Redlichkeit und Biederkeit.

Die Absicht, dieses Buch zu schreiben, stand in Verbindung mit einem großen, ausgedehnten Plane, dessen Ausführung die ganze Thätigkeit eines Menschen in Anspruch genommen haben würde, mir jedoch, vieler unvorhergesehener Geschäfte halber, unmöglich war. Die erste Idee dazu war mir im Jahre 1731 gekommen, wie sich aus folgenden Bemerkungen ergiebt, die ich im Mai dieses Jahres in ein besonderes Büchlein eingetragen hatte.

Bemerkungen beim Lesen historischer Werke in unserer Bibliothek.

Die großen Angelegenheiten der Welt, Kriege, Revolutionen ꝛc. werden bewirkt und fortgeführt durch Parteien. Der Endzweck dieser Parteien ist ihr jedesmaliges gemeinschaftliches Interesse, oder dasjenige, was sie dafür halten.

Die verschiedenen Zwecke dieser verschiedenen Parteien sind die Veranlassung aller Verwirrung.

Während eine Partei einen gemeinschaftlichen

Plan verfolgt, hat jeder Einzelne sein besonderes Privatinteresse im Auge.

Sobald eine Partei ihr gemeinschaftliches Ziel erreicht hat, ist jedes Glied auf sein besonderes Interesse erpicht, welches, mit den Interessen der Andern streitend, die Partei in verschiedene Theile zerspaltet, und so neue Verwirrungen veranlaßt.

Nur Wenige handeln in öffentlichen Angelegenheiten aus bloßem Interesse für das Wohl ihres Vaterlandes, was sie auch immer vorgeben mögen; und wenn ihre Handlungen auch zum wahren Wohl des Vaterlandes führen, so betrachteten doch die Menschen ursprünglich ihr eigenes Beste als mit dem des Vaterlandes vereint, und handelten auf diese Weise nicht aus dem Grundsatz des uneigennützigen Wohlwollens.

Noch Wenigere haben, bei ihrer Thätigkeit in öffentlichen Angelegenheiten, das Wohl der Menschheit im Auge.

Mir scheint gegenwärtig eine vereinte Tugend-Partei großes Bedürfniß zu sein; die guten, tugendhaften Männer aller Nationen müßten eine förmliche Gesellschaft bilden, und diese müßte nach passenden, guten und weisen Gesetzen regiert werden, welchen gute und weise Menschen

wahrscheinlich eine einstimmigere Folgsamkeit leisten würden, als gewöhnliche Menschen den gewöhnlichen Gesetzen zu leisten pflegen.

Ich bin gegenwärtig der Meinung, daß ein Jeder, der, mit den erforderlichen Eigenschaften ausgestattet, diese Sache auf die rechte Art beginnen wollte, auf Gottes Beifall und auf günstigen Erfolg rechnen könnte.

Meine Idee war, daß eine solche Gesellschaft sich anfangs nur unter jungen unverheiratheten Männern ausbreiten solle. Jeder Aufzunehmende solle erklären, daß er mit folgenden Glaubenssätzen, als den wesentlichen Bestandtheilen aller Religionen, einverstanden sei:

Daß ein Gott ist, welcher alle Dinge erschaffen hat *).

Daß Er, durch seine Vorsehung, die Welt regiert.

Daß Er durch Anbetung verehrt werden soll.

Daß der Ihm wohlgefälligste Dienst darin besteht, den Menschen Gutes zu thun.

*) Die im vorigen Aufsatz: »Liturgie 2c.« aufgestellte Annahme mehrerer Untergötter, als Regenten der einzelnen Sonnensysteme, hatte Franklin also entweder wieder aufgegeben, oder hielt sie doch nicht für wesentlich.

Daß die Seele unsterblich ist.

Daß Gott, in diesem oder dem künftigen Leben, die Tugend belohnen und das Laster bestrafen wird.

Jeder Aufzunehmende sollte ferner nach folgendem Plane in der Tugend sich geübt haben:

Der Deutlichkeit und Bestimmtheit wegen, weil nämlich oft unter demselben Namen gar verschiedene Begriffe vereinigt werden, hatte ich zuerst ein Verzeichniß der Haupttugenden gemacht, und jede mit einer kurzen Erklärung begleitet.

1. Mäßigkeit. Esse nicht bis zur Schwerfälligkeit; trinke nicht bis zur Berauschung.
2. Schweigsamkeit. Sprich nichts, als was Andern oder Dir selbst zum Nutzen gereichen kann; meide Plauderei und Klatscherei.
3. Ordnung. Laß jede deiner Sachen ihren Platz, und jeden Theil deiner Geschäfte seine Zeit haben.
4. Entschlossenheit. Beschließe zu leisten, was du sollst; leiste unwiderruflich, was du beschlossen hast.
5. Sparsamkeit. Mache keine Ausgaben, als zum Besten Anderer und deiner selbst; d. i. verschwende nichts.

6. Betriebsamkeit. Verliere keine Zeit; sei immer mit etwas Nützlichem beschäftigt; thue nie etwas Unnützes.
7. Aufrichtigkeit. Bediene dich keiner schadenbringenden List; denke unschuldig und gerecht, und wenn du sprichst, so sprich, wie du denkst.
8. Gerechtigkeit. Thue Niemanden Unrecht durch Kränkungen oder durch Unterlassung dessen, was deine Pflicht dir zum Besten Anderer zu thun gebeut.
9. Mäßigung. Vermeide jede Uebertreibung; hüte dich, Beleidigungen in dem Grade, als sie es nach deiner Meinung verdienen, zu vergelten.
10. Reinlichkeit. Dulde nichts Unreines an Körper, Kleidung oder Wohnung.
11. Gelassenheit. Lasse dich nicht beunruhigen durch Kleinigkeiten, oder durch gewöhnliche oder unvermeidliche Ereignisse.
12. Keuschheit. Genieße selten die Freuden der Liebe, und nie bis zur Mattigkeit und Schwäche, nie zum Nachtheil des Friedens und des guten Rufs Anderer oder deiner selbst.

13. **Demuth.** Ahme Jesus und Sokrates nach.

Die Aufgabe war, es in allen diesen Tugenden bis zur Gewohnheit zu bringen; da dies aber nicht möglich sein möchte, wenn man sich in allen zugleich üben wollte, so ist es nöthig, nur eine zur Zeit vorzunehmen, und zwar in der oben angegebenen Ordnung, damit die erworbene Fertigkeit in der einen Tugend die Uebung in den folgenden erleichtere. Zuerst also **Mäßigkeit**, weil diese zur Kaltblütigkeit und Klarheit des Kopfes führt, welche ganz nothwendig sind, um beständig wachsam und auf der Hut zu sein gegen die unaufhörliche Anziehungskraft alter Gewohnheiten und die Macht fortwährender Versuchungen. Nach Erwerbung und Sicherung dieser Tugend wird es schon leichter sein, zur Verschwiegenheit zu gelangen. Um nun zugleich mit dem Fortschreiten in der Besserung auch an Kenntnissen zu gewinnen, zu deren Erlangung das Ohr uns bei der Unterhaltung größere Dienste leistet, als der Mund, so scheint es zunächst erforderlich, alles unnütze Geschwätz meiden zu lernen, weßhalb die **Schweigsamkeit** den zweiten Platz erhält. Durch diese und die folgende, **Ordnung**, wird Zeit gewon-

nen zur Verfolgung aller Lebensplane und Studien. Durch Gewöhnung zur Entschlossenheit erlangen wir Festigkeit in dem Streben, alle folgenden Tugenden zu erwerben. Sparsamkeit und Betriebsamkeit werden, durch Befreiung von Schulden und Sicherung des reichlichen Auskommens und der Unabhängigkeit, die Ausübung der Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit erleichtern ꝛc.

In der Ueberzeugung, daß, nach dem Rath des Pythagoras, in seinen goldenen Versen, eine tägliche Prüfung nothwendig wäre, ersann ich folgende Methode:

Ich machte mir ein kleines Buch von dreizehn Blättern, deren jedes für eine der dreizehn Tugenden bestimmt und mit dem Namen derselben überschrieben war. Jedes Blatt liniirte ich von oben nach unten mit rother Tinte, so daß es in acht gleich breite Theile zerfiel, und diese senkrechten Striche durchzog ich wieder mit dreizehn Querstrichen. In die erste Reihe trug ich dann die Namen der dreizehn Tugenden ein, von oben nach unten; die andern sieben Reihen erhielten die sieben Wochentage zu Ueberschriften. So erhielt jeder Tag für jede Tugend sein eige-

nes Feld, und so oft ich gegen eine Tugend fehlte, bezeichnete ich (Abends bei der Prüfung des Tages) das Feld derselben mit einem Strich, wie z. B. auf folgender Tafel:

Mäßigkeit.

Esse nicht bis zur Schwerfälligkeit, trinke nicht bis zur Berauschung.

	S.	M.	D.	M.	D.	F.	S.
Mäßigkeit							
Schweigsamkeit	1	1		1			
Ordnung	1	1			1	1	1
Entschlossenheit		1				1	
Sparsamkeit		1				1	
Betriebsamkeit			1				
Aufrichtigkeit							
Gerechtigkeit							
Mäßigung							
Reinlichkeit							
Gelassenheit							
Keuschheit							
Demuth							

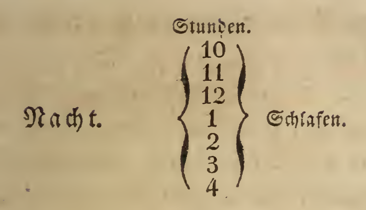
Nun nahm ich die Tugenden, nach den Blättern meines Buches, einzeln nach einander durch.

Zuerst widmete ich meine ganze Aufmerksamkeit der Mäßigkeit, und nahm mir fest vor, auch nicht den geringsten Fehler gegen dieselbe zu begehen. Auf die übrigen Tugenden gab ich nicht besonders Acht, doch wenn ich Abends an die Prüfung des Tages ging, verfehlte ich nie, jeden Fehler gegen irgend eine derselben durch einen Strich auf das jedesmalige Feld zu bezeichnen. Wenn es mir dann in der ersten Woche gelungen war, die mit »Mäßigkeit« bezeichnete Reihe ganz frei von Strichen zu halten, so glaubte ich, in dieser Tugend weit genug vorgeschritten zu sein, um meine Aufmerksamkeit auf die folgende richten zu können. Ich ging also zu dem nächsten Blatte meines Buches über, welches mit Schweigsamkeit überschrieben war, und trachtete danach, die beiden obersten Reihen (Mäßigkeit und Schweigsamkeit) von Strichen frei zu halten. Darauf ging ich zur dritten über, und so fort bis ans Ende, welches ich in dreizehn Wochen erreichen konnte. Eine solche Uebung konnte ich also viermal im Jahre wiederholen, und freute mich, wenn ich gewahrte, daß nach und nach die Zahl der Striche sich mindere. Außerdem enthielt dieses Buch noch ein besonderes Blatt für die Ord-

nung, der zufolge jeder Theil meiner Geschäfte seine bestimmte Zeit haben sollte, mit folgendem Schema zur Eintheilung der vier und zwanzig Stunden des Tages.

Schema.

	Stunden.	
Morgen. Frage: Was kann ich heute Gutes thun?	5 6 7	Aufstehen, Waschen, Gebet. Die Geschäfte des Tages ordnen und Entschlüsse für den Tag fassen. Das begonnene Studium fortsetzen; frühstücken.
	8 9 10 11	Arbeit.
Mittag.	12 1	Lesen, Rechnungen durchsehen, zu Mittag essen.
Nachmittag.	2 3 4 5	Arbeit.
Abend. Frage: Was habe ich heute Gutes gethan?	6 7 8 9	Alles in Ordnung setzen, zu Abend essen. Musik, Zerstreuung, Unterhaltung. Prüfung des Tages.



Um dieses Buch nicht zu oft erneuern zu müssen (denn das Auswischen der Striche durchlöcherte bald die Blätter), ließ ich mir dreizehn Elfenbeinblätter machen, die ich mit rother Tinte liniirte. Diese zog sich fest ein; die Striche aber, die ich zur Bezeichnung der Fehler mit Bleistift machte, konnte ich leicht mit einem nassen Schwamm auslöschen *).

Nach Verlauf einiger Zeit stellte ich diese dreizehnwöchentlichen Uebungen nur einmal im Jahre an (um nicht pedantisch zu werden), und auch

---

*) Dies Letztere scheint eben keine Verbesserung zu sein. Für den Werth der dreizehn Elfenbeinblätter kann man ziemlich viel Papier kaufen, wovon man ohnehin wöchentlich nur ein kleines Blatt gebraucht, um diese vortreffliche Methode der Selbstprüfung anzustellen; und durch das Auslöschen der Fehlerstriche wird es unmöglich, spätere Uebungen mit den frühern zu vergleichen, was nicht weniger nützlich, als die Uebung selbst sein möchte. Es wäre daher wohl rathsamer, Alles mit Tinte zu bezeichnen und aufzubewahren.

auf meinen Reisen führte ich das kleine Buch immer bei mir.

Es kann der Nachwelt vielleicht frommen, zu erfahren, daß ich, nächst dem Segen Gottes, dieser Methode der Selbstprüfung mein fortwährendes Lebensglück, bis in mein hohes Alter, zuzuschreiben habe. Der Mäßigkeit verdanke ich die fortdauernde Gesundheit; der Betriebsamkeit und Sparsamkeit die Verbesserung meiner äußeren Lage, und die Kenntnisse, welche mir's möglich machten, ein nützlicher Bürger zu werden und selbst unter den Gelehrten einigen Ruf zu erlangen; der Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit danke ich das Vertrauen meines Vaterlandes und die ehrenvollen Aemter, zu welchen dasselbe mich berief; und dem gemeinsamen Einfluß aller Tugenden, so wenig mir's auch gelang, es darin zu einiger Vollkommenheit zu bringen, habe ich dennoch jene gleichmäßige Ruhe des Gemüths und jene Heiterkeit in der Unterhaltung zuzuschreiben, die bis in's höchste Alter meine Gesellschaft, selbst der Jugend, angenehm machte. Ich hoffe daher, daß Andere meinem Beispiele folgen, und, wie ich, den Vortheil davon erndten werden.

Nach dem hier mitgetheilten Plane also sollte Jeder sich bereits in der Tugend geübt haben, bevor er in den Tugend-Verein aufgenommen werden konnte. — Es war ferner meine Idee, daß die Existenz dieser Gesellschaft anfangs, bis sie einige Bedeutsamkeit erlangt haben würde, geheim gehalten werden solle, um die Eintrittsansprüche unpassender Personen zu verhindern; jedes Mitglied aber sollte unter seinen Bekannten geistreiche, gut gesinnte Jünglinge aufsuchen, welchen der Plan, mit Vorsicht, allmählig mitgetheilt werden könne. Die Mitglieder sollten sich verpflichten, sich gegenseitig mit Rath und Beistand zu unterstützen, um Alles zu befördern, was dem Verein, oder einem Einzelnen daraus, züm wahren Vortheil gereichen könne &c.

Zwei oder drei Freunde, welchen ich diesen Plan vorlegte, erfaßten denselben mit Begeisterung; allein meine damals noch beschränkten Umstände zwangen mich, die weitere Ausdehnung aufzuschieben, und später ward ich, durch fortwährend angestrengte Beschäftigungen mancherlei Art, verhindert, die Sache wieder in Gang zu bringen, bis ich, nach meiner Rückkehr aus Paris (im neun und siebzigsten Lebensjahre), mich

zu einer solchen Unternehmung nicht kräftig genug mehr fühlte. Ich bin aber jetzt noch (1788) der Meinung, daß der Plan ausführbar war, und, durch Bildung einer großen Anzahl guter Bürger, sehr nützlich hätte werden können. Auch ward ich nicht durch die scheinbare Größe des Unternehmens entmuthigt, weil ich stets den Glauben hegte, daß ein Mann große Dinge ausrichten kann, wenn er erst einen guten Plan entwirft, und dann dessen Ausführung zum einzigen Ziel und zur ausschließlichen Beschäftigung seines Lebens macht *).

---

3. Ueber Kirchlichkeit **).

(That ist besser als Schein.)

Der Glaube (von welchem Sie mir schreiben) hat gewiß seinen Nutzen in der Welt; ich wünsche

---

*) Vergleiche die Lebensbeschreibung, wo Franklin auch von einem Klubb erzählt, den er in seiner Jugend begründete, und der, bei nicht unähnlicher Tendenz, eine bedeutende Wirksamkeit erlangte.

**) Aus einem Schreiben an G. Whitefield, Gründer der Methodistengemeine in Philadelphia. Juni 1753.

nicht, denselben verringert zu sehen, und werde nie etwas thun, um ihn in irgend einem Menschen zu schwächen; aber ich wollte, er wäre ergiebiger an guten Werken, als ich ihn im Allgemeinen gesehen habe. Ich meine wahrhaft gute Werke, Werke der Freundlichkeit, Wohlthätigkeit, Barmherzigkeit und des Gemeingeistes; nicht die strenge Feier der Sonn- und Festtage, nicht das Lesen oder Hören der Predigten, nicht die Verrichtung der Kirchenceremonien, oder das Hersagen langer Gebete, angefüllt mit Schmeicheleien und Komplimenten, die, selbst weisen Menschen verächtlich, viel weniger noch der Gottheit gefallen können. Die Gottesverehrung ist eine Pflicht; Predigten zu hören und zu lesen, kann nützlich sein; aber, wer es beim Hören und Beten bewenden läßt, wie es nur zu Viele thun, der gleicht einem Baume, welcher sich preisen und hochschätzen wollte, weil er gewässert wird und Laub treibt, obgleich er nie Früchte trägt. Euer großer Meister hielt viel weniger von äußerm Schein und lauten Bekenntnissen, als manche seiner modernen Schüler. Die Vollbringer des Worts stellte er über die bloßen Hörer; den Sohn, der scheinbar seinem Vater den Gehorsam weigerte, und doch seine

Befehle vollzog, über den, der seine Bereitwilligkeit erklärte, aber die That versäumte; den ketzerischen, aber barmherzigen Samariter über den orthodoxen, aber unbarmherzigen Priester und geweihten Leviten; und er erklärte: die, welche den Hungrigen speisen, den Durstigen tränken, den Nackten kleiden, den Fremden bewirthen und den Kranken pflegen, sollen am letzten Tage aufgenommen werden, ob sie gleich nie meinen Namen hörten; dagegen die, welche Herr! Herr! schreien und sich mit ihrem Glauben brüsten, aber die guten Werke vergessen haben, sollen verworfen werden, wenn ihr Glaube auch groß genug wäre, um Wunder zu thun. Er erklärte, daß er nicht gekommen sei, die Gerechten, sondern die Sünder zur Reue zu rufen, womit er zugleich die bescheidene Meinung aussprach, daß es zu seiner Zeit Mehrere gebe, die sich für so gut hielten, daß sie zur Besserung selbst ihn nicht zu hören brauchten; aber heut zu Tage giebt es kaum einen kleinen Pfarrer, der nicht meint, es sei die Pflicht eines jeden Menschen in seinem Bezirke, seinem kleinen Kirchenamte beizuwohnen, und wer dies je versäume, beleidige Gott. Solchen wünsche ich mehr Demuth, und Ihnen Gesundheit und Glück rc.

---

4. Ueber das alte Testament *).

Ich stimme mit Ihren Ansichten in Betreff des alten Testaments überein, und würde es für besser gehalten haben, die Klausel in unserer Verfassung, — welche von den Mitgliedern des Repräsentantenhauses die Erklärung verlangt, daß sie den Glauben hätten, »der ganze Inhalt des alten Testaments sei durch göttliche Inspiration eingegeben« — wegzulassen. Als dies aber nicht durchzusetzen war, ward auf meinen Antrag folgender Zusatz angenommen: »daß nie ein weiter ausgedehntes Glaubensbekenntniß gefordert werden solle.« Das Uebel wird dadurch gemindert, daß nur die Repräsentanten, und sonst kein Einwohner und kein Beamter diese Erklärung zu geben braucht. Meiner Ueberzeugung nach sind mehrere Sätze im alten Testament, die unmöglich durch göttliche Begeisterung eingegeben sein können, wie z. B. die dem Engel des Herrn zuge-

*) Aus einem Briefe vom August 1784, wahrscheinlich an Dr. Priestley.

schriebene Billigung der schlechten, verabscheuungswürdigen That der Jaël, der Frau des Heber, des Keniten (Richter IV. 17. ff. V. 24. ff.). Wenn der übrige Inhalt dieser Erzählung gliche, so möchte ich eher glauben, daß derselbe durch Inspiration von einer ganz andern Seite her eingegeben wäre, und mich von dem Ganzen lossagen.

---

5. Ueber Unglauben und Orthodoxie *).

Sie schreiben mir, daß unser armer Freund Ben Kent gestorben ist; ich hoffe, er ist in die Wohnungen der Gesegneten eingegangen, oder befindet sich wenigstens an einem Orte, wo die Seelen zu diesem Aufenthalte vorbereitet werden. Diese Hoffnung gründe ich darauf, daß er, wenn auch nicht so gläubig, als Sie und ich, doch ein ehrlicher Mann war und seine Tugenden hatte. Wenn man ihn nicht freisprechen kann von Heu-

*) Aus einem Briefe vom November 1787 an Mrs. Partridge.

chelei, so war diese von der umgekehrten Art, durch welche ein Mensch schlechter scheint, als er ist. Und was den zukünftigen Segen betrifft, so kann ich nicht umhin, zu glauben, daß sehr viele von den eifrigen Orthodoxen der verschiedenen Sekten, die am letzten Tage zusammenströmen werden, um einer den andern verdammt zu sehen, sich verrechnet haben, und genöthigt sein werden, sich mit ihrer eigenen Begnadigung zu begnügen.

---

6. Ueber den Verfolgungsgeist in früheren Zeiten, über Dissenters rc. *).

Bei den Verhandlungen des Britischen Parlaments über ein Gesetz zur Befreiung der Dissenters (der von der Englischen Kirche Abweichenden) von der Verpflichtung, die Kirchen-Artikel zu unterschreiben, ward gegen diese Leute bemerkt: »daß sie selbst unduldsam und verfolgungssüchtig

---

*) An den Herausgeber des London Packet, geschrieben im Juni 1772.

seien, daß sie früher in England die bischöfliche Kirche verfolgt hätten, und dieselbe noch jetzt in Amerika verfolgten, indem sie ihre Mitglieder zwängen, zum Unterhalt des Gottesdienstes der Presbyterianer und Independenten beizusteuern, und ihnen zugleich die volle Ausübung ihrer eigenen Religion verwehrten.«

Wenn wir in der Geschichte zurückblicken, um den Charakter der noch bestehenden Sekten der christlichen Kirche zu erforschen, so werden wir wenige darunter finden, die nicht abwechselnd Andere verfolgt und über Verfolgung sich beschwert hätten. Die ersten Christen hielten die von den Heiden verübten Verfolgungen für höchst unrecht, verfolgten sich aber unter einander. Die ersten Protestanten der Englischen Kirche tadelten die Verfolgungssucht der Römischen Kirche, machten sich aber desselben Fehlers gegen die Puritaner schuldig; diese beschwerten sich aus demselben Grunde über die Bischöfe, verfuhren aber selbst, sowohl in England als in Nord-Amerika, nicht besser. Um dies begreiflich zu finden, möge man bedenken, daß die Lehre der Duldung damals noch nicht bekannt, oder doch nicht herrschend war. Die Verfolgung war daher nicht sowohl Fehler

der Sekten, als der Zeiten; sie ward in jenen Tagen noch nicht an sich selbst für unrecht gehalten. Die allgemeine Meinung war nur, daß Diejenigen, welche im Irrthum sind, die Wahrheit nicht verfolgen dürften; die Bekenner der Wahrheit aber hätten das Recht, den Irrthum zu verfolgen, um ihn zu vertilgen. Da nun jede Sekte glaubte, sie sei allein im Besitz der ganzen Wahrheit, und jeder Satz, der von den ihrigen abweiche, sei Irrthum, so hielt jede die Verfolgung, wenn sie in ihrer Macht stehe, für eine Pflicht, welche Gott, der ihrer Meinung nach durch Ketzereien beleidigt ward, von ihr fordere. Allmälig kamen in der christlichen Welt billigere und bescheidenere Gesinnungen in Umlauf, und besonders unter den Protestanten wird die Verfolgung von Allen verworfen, von Keinem vertheidigt, und nur von Wenigen ausgeübt. Wir sollten daher aufhören, einander die Handlungen unserer Vorfahren vorzuwerfen, und den jetzigen Charakter der Sekten oder Kirchen nur nach ihrem jetzigen Betragen beurtheilen *).

---

*) »So einleuchtend die Religionsduldung dem gesunden Menschenverstande scheint, so war sie doch nicht eine Frucht der Vernunft, sondern des Handels. Schon

Um den Grund dieser Klage gegen die jetzigen Dissenters, insbesondere gegen die in Amerika, beurtheilen zu können, wollen wir folgende Thatsachen in Betracht ziehen. Sie kamen aus England, um auf eigene Kosten sich ein neues Vaterland zu gründen, wo sie in der freien Ausübung ihrer Religion, nach ihrer eigenen Weise, nicht gehindert würden. Nachdem sie einen Bezirk von den Eingebornen in Amerika gekauft hatten, theilten sie die Ländereien in Ortschaften, und verlangten weder Kaufgeld noch Erbzins, sondern machten nur die Bedingung, daß die freien Eigenthümer in jeder Ortschaft für immer einen Prediger (worunter, aller Wahrscheinlichkeit nach, einer von der herrschenden Sekte gemeint war) und eine Freischule unterhalten sollten. So ward das, was man gewöhnlich Presbyterianismus nennt, die herrschende Religion des Landes.

---

längst hatten die Portugiesen eingesehen, wie sehr die Duldung zur Beförderung des Handels beitrage; sie waren aber zu eifrige Katholiken, um eine so kühne Maßregel (die Aufhebung der Inquisition) in Portugal zu wagen; allein in Goa ward sie verstattet, und die Inquisition ward in dieser Stadt auf die römischen Katholiken beschränkt.« (Lord Kaimes's Sketches of the history of man. II. 474.)

Im Anfang ging Alles gut, da durchaus einerlei Denkungsart in der Glaubenslehre vorwaltete, und der Unterhalt des Predigers und der Schule durch eine verhältnißmäßige Abgabe von den Ländereien aufgebracht ward. In der Folge aber, da einige Bekenner dieser Lehre Quäker *), andere Baptisten wurden, und da in den letztern Jahren mehrere zur Englischen Kirche zurückkehrten **), weigerte man sich, eine Abgabe zum Un=

*) In Neu=England gab es bis 1656, das ist etwa sechs und dreißig Jahre nach der Gründung der Kolonien, Niemand, der sich öffentlich zur Lehre der Quäker bekannt hätte. In diesem Jahre erst kamen Mary Fisher und Anna Austin aus Barbadoes, und bald darauf Mehrere aus London dahin. Ihre Predigten fanden Eingang. Die Provinzial=Regierung, welche den Wunsch hatte, die Kolonie von diesen Leuten zu säubern, schickte diejenigen, die ihr bekannt wurden, fort, und suchte die Ansiedlung neuer Ankömmlinge zu verhüten. Sie führte zu diesem Ende Geldstrafen, Landesverweisung, Gefängniß= und Leibesstrafen ein, aber mit so geringem Erfolg, daß endlich ein Gesetz gegeben ward, wonach Alle, die, einmal verbannt, in dieselbe Gerichtsbarkeit zurückkehrten, mit dem Tode bestraft werden sollten. — Einige Wenige wurden wirklich gehenkt!

(History of the Brit. Domin. 4to. 1773.)

**) Durch die löblichen Bemühungen der Bischöflichen und eine zweckmäßige Anwendung ihrer Gelder, durch die Gesellschaft zur Verbreitung der Bibel. Diese sollte nämlich nicht allein die Bibel

terhalt einer Kirche zu bezahlen, die man nicht billige und deßhalb verlassen habe. Die Obrigkeit fuhr indeß fort, zufolge der Grundgesetze, die ihre Gültigkeit nicht verloren hatten, diese Abgaben zu erheben und zu verwenden; und sie that dies um so unbedenklicher, da sie's für recht und billig hielt, daß die Landeigenthümer dasjenige bezahlten, was bei der Verleihung der Ländereien zur einzigen Bedingung gemacht worden war, was alle nachherigen Käufer als eine, auf den Grundstücken haftende Verbindlichkeit betrachtet, und weßhalb sie eine verhältnißmäßig geringere Summe dafür gegeben hatten; da mithin, nach ihrer Meinung, kein rechtlicher Mann, unter dem Vorwand, seine Religionsüberzeugung geändert zu haben, sich dieser Abgabe entziehen könne. Und dies ist, nach meiner Ansicht, einer der besten Gründe, aus denen man noch jetzt in England von den Dissenters den Zehnten verlangen kann. Da aber die Bischöflichen wider dieses Verfah-

verbreiten, sondern auch, wo es an guten Kirchendienern fehlte, eine gelehrte und orthodoxe Geistlichkeit unterhalten, die Gottes Wort und die Sakramente verwalten, und Atheismus, Unglauben, Papstthum und Götzendienst verhüten könne.

ren, als eine Verfolgung, schrieen, so machte die gesetzgebende Gewalt der Provinz Massachusetts eine Verordnung, vermöge welcher die Abgabe zwar nach wie vor bezahlt, die von den Mitgliedern der Englischen Kirche erhobenen Gelder aber an die Diener ihrer eigenen Kirche abgegeben werden sollten, welche den Gottesdienst für jene Mitglieder zu versehen hatten, und das förmliche Recht erhielten, die Abgaben zu empfangen und unter Umständen gesetzlich eintreiben zu lassen.

Nach dem Sinn der Gesetzgeber hatte die Abgabe wahrscheinlich keinen andern Zweck, als die Sittlichkeit des Volks zu sichern und zu verbessern, und die Glückseligkeit desselben, durch Erhaltung des öffentlichen Gottesdienstes und der Predigt des Evangeliums, zu befördern. Sie glaubten, daß wenn eine besondere Gemeinde sich eine besondere Art des Gottesdienstes erwähle, diese ihr wahrscheinlich am förderlichsten sein möge, und daß, wenn nur das Gute geschehe, es nicht so wesentlich sei, wie und durch wen es geschehe. Der Umstand, daß ihre Brüder, die Dissenters in England, noch gezwungen waren, an die Geistlichkeit der dort herrschenden Kirche den Zehnten zu zahlen, hatte bei den Gesetzgebern nicht Ge-

wicht genug, um dieses milde Gesetz zu verhindern, welches noch in voller Kraft fortbesteht; und ich hoffe, daß kein unfreundliches Benehmen der Englischen Kirche sie jemals bewegen wird, dasselbe zu widerrufen.

Wie man die Dissenters beschuldigen kann, der Englischen Kirche in Amerika die Besetzung einer Bischofs-Stelle zu verwehren, das verstehe ich nicht. Die Dissenters in England scheinen, der Natur der Sache nach, nicht dabei interessirt zu sein; die in Amerika haben keine Macht, es zu verhindern, wenn die Regierung es für gut finden sollte, einen Bischof hinüber zu senden. Sie könnten es zwar ungern sehen, wenn sich ein Stand unter ihnen festsetzte, dessen Verfolgungen zu entgehen ihre Väter einst in diese Wildnisse flohen, und dessen künftige Herrschsucht sie wohl fürchten mögen, da ihnen nicht bekannt ist, daß der Geist dieses Standes sich geändert habe. Allein die Nichternennung der Bischöfe für Amerika scheint einen ganz andern Grund zu haben. Dieselbe Weisheit der Regierung, welche die Sitzungen der Versammlungen verhindert, und durch noli prosequis die Verfolgung der Dissenters, wegen Nichtunterschreibung der Glaubensartikel, verbie-

tet, vermeidet auch die Einführung der Bischöfe in Gegenden, wo die Gemüther des Volks noch nicht vorbereitet sind, sie freundlich zu empfangen, damit die öffentliche Ruhe nicht gefährdet werden möge.

Und nun laßt uns sehen, wie die Intoleranz-Rechnung zwischen beiden Parteien steht. — In Neu-England, wo unter den gesetzgebenden Kollegien fast kein einziges Mitglied der bischöflichen Kirche ist, giebt es

1. keinen Eid, der die Geistlichen dieser Kirche hindert, ihr Amt zu verwalten,
2. die Söhne derselben genießen das volle Universitäts-Benefiz,
3. die Auflagen zur Erhaltung des öffentlichen Gottesdienstes, welche die Glieder der Englischen Kirche bezahlen, werden an die Geistlichen derselben abgegeben,

während in Alt-England

1. die Dissenters von allen einträglichen und Ehren-Aemtern ausgeschlossen sind,
2. nur die Söhne der bischöflichen Geistlichen das Universitäts-Benefiz erhalten,
3. die Geistlichkeit der Dissenters nichts von den Zehnten bekommt, die ihre Glaubens-

genossen bezahlen, sondern noch außerdem die Last haben, ihren besondern Gottesdienst unterhalten zu müssen.

Aber man sagt, die Dissenters in Amerika widersetzen sich der Einführung eines Bischofs. Wenn man auch den Mangel an Aufforderung zu dieser Maßregel (denn sie verhalten sich wirklich passiv dabei) Widerstand nennen will, so fällt diese Beschuldigung doch keineswegs auf sie allein, denn die Laien im Allgemeinen sind dagegen, und selbst einige Geistliche der bischöflichen Kirche. Die Einwohner von Virginien sind fast alle bischöflich; diese Kirche ist dort völlig eingeführt, und die Herren vom Rath, wie auch die Repräsentanten, sind, vielleicht ohne Ausnahme, Mitglieder derselben; gleichwohl äußerten die letztern, als ohnlängst in einer Versammlung der Geistlichkeit beschlossen ward, um einen Bischof anzuhalten, in der nächsten Sitzung des Hauses ihre Unzufriedenheit hierüber auf die nachdrücklichste Weise, und votirten einstimmig eine Dank-Adresse an diejenigen Geistlichen, welche gegen jenen Beschluß protestirt hatten. Denn viele Laien dieser Kirche halten es eben für keinen großen Vortheil, sich die bedeutenden Unkosten, die mit der Einführung

eines Bischofs verbuuden sind, aufzubürden, bloß um ihre jungen Leute in Amerika ordiniren lassen zu können; und meinen, es sei in mancher Hinsicht sogar besser, wenn entweder diese, wie zuvor, deßhalb nach England gingen, wo sie Gelegenheit hätten, in der Unterhaltung mit den Gelehrten manches zu lernen; oder wenn bereits ordinirte Englische Geistliche nach Amerika gesandt würden, welche den Vortheil der bessern Erziehung auf den Englischen Universitäten genossen hätten *). Die Dissenters würden vermuthlich der Maßregel weniger entgegen sein, wenn es den Bischöfen in England in ihrer Weisheit und Güte gefallen sollte, ihren Charakter dadurch in ein freundliches Licht zu setzen, daß sie dem Ansuchen der Dissenters, um Befreiung von der Unterschreibung der Glaubensartikel, sich nicht länger opponirten, und erklärten, sie wären der Meinung, die Dissenters sollten zu Staatsämtern gelangen können, an dem Universitäts-Benefiz Antheil haben, und das Privilegium erhalten, ihre eigenen Zehnten auf den Unterhalt ihrer eigenen Geistlichkeit zu

*) Vergleiche Nro. 9. Ueber die Ordination der Geistlichen in Amerika.

verwenden. In allen diesen Punkten der Duldung scheinen sie aber den jetzigen Dissenters in Amerika noch weit nachzustehen, und vielleicht scheint Einigen die Nachahmung des Beispiels dieser Niedrigern unter der bischöflichen Würde zu sein. Ich zweifle jedoch nicht, daß sie früher oder später dennoch sich dazu entschließen werden, weil von der Art nichts zu schwer ist für wahre christliche Demuth.

Ein Neu-Engländer.

---

7. Parabel gegen die Intoleranz*).

(Im Styl der heiligen Schrift.)

---

1. Und es begab sich nach diesem Allen, daß Abraham in der Thüre seines Zeltes saß, um die Zeit, da die Sonne unterging.

---

*) Lord Kaimes sagt darüber in seinen Sketches of the history of man (II. 472. f.): »Diese Parabel hat mir Dr. Franklin mitgetheilt, ein Mann, der in der gelehrten Welt eine große Rolle spielt, und noch höher geschätzt sein würde wegen seines wohl-

2. Und siehe, ein Mann, gebeugt vom Alter, kam des Weges her aus der Wüste, auf seinen Stab gestützt.

3. Und Abraham stand auf, ging ihm entgegen und sprach: Ich bitte dich, kehre ein bei mir, und wasche deine Füße, und bleibe die Nacht in meinem Zelt; dann magst du am Morgen früh aufstehen und deines Weges weiter ziehen.

4. Aber der Mann sprach: Nein, ich will bleiben unter diesem Baume.

5. Und Abraham nöthigte ihn fast sehr, daß er umkehrte und ging in das Zelt; und Abraham buck ungesäuert Brod und sie aßen davon.

6. Da nun Abraham sahe, daß der Mann Gott nicht dankete, sprach er zu ihm: Warum

---

wollenden, biedern Charakters, wenn in dieser verderbten Zeit die Tugend so viel gälte, als die Wissenschaft. Wäre diese Parabel wirklich ein Kapitel der Genesis, so könnte die Verfolgungssucht, unter Juden und Christen, nie ihre Stirn so frech erhoben haben. Doch ach! das ist ein eitler Wahn. Eine solche Stelle im alten Testament würde wider die feindlichen Leidenschaften der Menschen so wenig vermocht haben, als die Sätze des neuen Testaments, welche die Verfolgungssucht in den bestimmtesten Ausdrücken verdammen.

betest du nicht zum höchsten Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erden?

7. Und der Mann antwortete und sprach: Ich bete den Gott nicht an, davon du redest, und rufe ihn nicht bei Namen, denn ich habe mir selber einen Gott gemacht, der immerdar in meinem Hause wohnet, und giebt mir Alles, deß ich bedarf.

8. Da entbrannte Abraham in Zorn gegen den Mann; und er stand auf und trieb ihn hinaus in die Wüste, mit Schlägen.

9. Und als die Stunde der Mitternacht schlug, da ertönte die Stimme Gottes und rief: »Abraham, wo ist der Fremdling?«

10. Und Abraham antwortete und sprach: »Herr, er wollte Dich nicht anbeten, noch bei Namen Dich rufen, darum habe ich ihn von mir hinausgetrieben in die Wüste.«

11. Und Gottes Stimme sprach: »Habe ich nicht ganzer hundert acht und neunzig Jahre mich sein erbarmt und ihn gekleidet ohnerachtet seiner Widerspänstigkeit gegen mich, und du, der du selber ein Sünder bist, konntest nicht eine Nacht mit ihm Geduld haben?«

12. Und Abraham sprach: »Laß den Zorn

des Herrn nicht heiß werden gegen Deinen Knecht; siehe, Herr, ich habe gesündigt, vergieb mir, ich bitte Dich.«

13. Und er stand auf und ging hinaus in die Wüste, und suchte den Mann mit Fleiß, fand ihn und kehrete um mit ihm in sein Zelt; und als er sein gepfleget hatte mit Freundlichkeit, entließ er ihn am Morgen mit Geschenken.

14. Und wiederum redete Gott zu Abraham und sprach: »Für diese deine Sünde soll dein Same in Traurigkeit bleiben, vier hundert Jahre in einem Lande, das nicht sein ist;

15. Aber um deiner Reue willen will ich sie erlösen, und sie sollen ausziehen mit Macht, und mit Freude des Herzens und großem Gut.

---

8. Ueber den Testeid und die Bezahlung der Prediger *).

Ich bin ganz Ihrer Meinung in Betreff der Testeide **). Allein wenn auch das Volk von Massachusetts in seiner neuen Konstitution sich nicht ganz frei davon erhalten hat, so müssen wir doch, in Erwägung des Zustandes, in dem dieses Volk vor hundert Jahren war, einräumen, daß die religiöse Denkungsart viel liberaler geworden ist; und wir dürfen auf größere Fortschritte hoffen, sobald ihre Verfassung nach einigen Jahren revidirt wird. Wenn christliche Prediger fortgefahren hätten, zu lehren, wie Christus und seine Apostel lehrten, und die Quäker es noch thun, nämlich: ohne Gehalte dafür zu em=

*) Aus einem Schreiben an Dr. Price, vom Oktober 1780.

**) Ursprünglich ein öffentlicher Akt in England, wodurch die Transsubstantiation geleugnet, und auf die Verehrung der Jungfrau und der Heiligen verzichtet ward. Nur wer ein öffentliches Amt bekleiden wollte, war zu diesem Eide genöthigt. Erst unter Karl II., 1674, verlangte das Haus der Gemeinen, daß der Testeid von allen Unterthanen geleistet werden solle.

pfangen, so würden die Testeide wol nie existirt haben, denn man erfand sie, wie mir scheint, nicht sowohl um die Religion selbst, als vielmehr um die Emolumente derselben zu sichern. Wenn eine Religion gut ist, so wird sie sich ohne Zweifel selbst erhalten; und wenn sie sich nicht selbst erhalten kann, und Gott nicht für ihre Erhaltung sorgt, ohne daß ihre Bekenner genöthigt sind, den Schutz und Beistand der Staatsgewalt anzurufen, so ist das, fürchte ich, ein Zeichen, daß sie schlecht ist.

---

9. Ueber die Ordination der Geistlichen in Amerika *).

Sie beschweren sich, daß Sie in Amerika nicht ordinirt werden können, und begehren meinen Rath in dieser Angelegenheit. Ich verstehe wenig davon, und vielleicht ist mein Rath von

---

*) Aus einem Schreiben an Weems und Gant, vom Juli 1784.

keinem Werth; doch mir scheint, Sie könnten es machen, wie die ersten Geistlichen in Schottland, bald nach der Bekehrung dieses Landes zum Christenthum, welche sich in ihrer Kathedrale versammelten, und in Gegenwart des Königs, nach einem ernstlichen, gemeinschaftlichen Gebet, Einen aus ihrer Mitte zum Bischof erwählten, der alsdann vom Könige selbst förmlich eingesetzt und mit der Befugniß, zu ordiniren, versehen ward. Gesetzt, die Britischen Inseln wären in den Ocean versunken (und die Oberfläche dieses Weltballs hat ja noch größere Wechsel erlitten), dann würde man doch wol in Amerika eine Maßregel der Art ergreifen müssen; ist es nicht im Erfolge das nämliche, wenn die Ordination fortwährend verweigert wird? Hundert Jahre weiter wird die Welt aufgeklärter sein und sich wundern, wie es möglich war, daß Leute in Amerika, die durch Kenntnisse und frommen Wandel berufen schienen, ihre Mitmenschen zu belehren, dies nicht thun durften, ohne zuvor eine Reise von 6000 Engl. Meilen (hin und her) zu machen, um sich die Erlaubniß eines eigensinnigen alten Herrn in Canterbury zu erbitten, welcher die Bewohner von Ma=

ryland, nach Ihrem Briefe zu schließen, wol nicht höher schätzen mag, als Seymour, der Generalfiskal des Königs Wilhelm, die Virginier schätzte. In des Königs Abwesenheit hatte nämlich die Königin ihre Einwilligung gegeben, in Virginien eine Hochschule zu stiften, und deßhalb befohlen, eine Urkunde darüber auszufertigen und dieselbe mit 2000 Pfund Sterling zu begleiten. Seymour widersetzte sich dieser Bewilligung, indem er sagte, die Nation sei in einen kostspieligen Krieg verwickelt, das Geld sei zu bessern Zwecken erforderlich, und er sehe durchaus nicht ein, weßhalb Virginien eine Hochschule erhalten solle. Der Abgeordnete der Provinz stellte ihm darauf vor, daß man die Absicht habe, junge Leute zu guten Predigern heranzubilden, an denen es dort gar sehr fehle; Herr Seymour möge doch bedenken, daß die Virginier, so gut wie die Engländer, Seelen hätten, welche der Fürsorge bedürftig wären. — »Seelen!« — erwiederte er — »Hol' der Henker Eure Seelen; Ihr sollt Taback machen!« —

---

10. Ueber den Prediger Whitfield *).

Im Jahre 1739 kam Herr Whitfield aus Irland, wo er schon als wandernder Prediger sich einen Ruf erworben hatte, nach Philadelphia. Anfangs ward es ihm gestattet, in einigen der dortigen Kirchen zu predigen; doch bald mißfiel er den Geistlichen, und ward genöthigt, seine Reden auf offenem Felde zu halten. Hier versammelte sich nun eine unglaubliche Menge von Menschen aus allen Ständen und Sekten, um ihn zu hören, und es war höchst interessant, zu beobachten, welch einen außerordentlichen Einfluß seine Reden auf die Zuhörer hatten, und in welchem Grade er bewundert und geachtet war, obgleich er sie beständig schalt, und ihnen sagte, sie wären von Natur halb Thiere und halb Teufel. Sehr bald gelang es ihm, in den Sitten der Bewohner den auffallendsten Wechsel hervorzubringen. Anstatt der bisherigen Gedankenlosigkeit und Gleichgültigkeit, sah man überall

*) Aus Franklin's Memoiren.

stets zunehmende Frömmigkeit, und fast in allen Häusern hörte man jeden Abend Psalme singen. Kaum war der Vorschlag laut geworden, ein großes Haus zu erbauen, um nicht immer dem Wechsel der Witterung ausgesetzt zu sein, als hinlängliche Beiträge von allen Seiten herzuströmten, um den Wunsch zur Ausführung zu bringen; und in kurzer Zeit war das Gebäude fertig. Es war aber ausdrücklich für den Gebrauch aller Prediger von allen Glaubenslehren bestimmt, so daß, wenn der Mufti aus Konstantinopel einen Missionär nach Philadelphia schicken sollte, um den Muhamedanismus zu predigen, auch dieser eine Kanzel zu seinem Dienste finden würde.

Whitfield hatte eine laute, helle Stimme, und artikulirte seine Worte so vollkommen, daß man ihn bei der tiefen Stille seines ungeheuern Auditoriums, in großer Ferne noch verstand. Ich habe selbst Versuche darüber angestellt, und glaube gewiß, daß über 30,000 Menschen ihn zu gleicher Zeit verstehen könnten, so daß ich die Möglichkeit einsah, wie in frühern Zeiten die Feldherren durch ihre Reden ganze Armeen begeistern konnten.

Wenn man ihn öfter hörte, konnte man bald seine neuen Predigten von denen unterscheiden, die er auf seinen Wanderungen schon mehrfach gehalten hatte. Die letztern sprach er so schön, mit so richtigem Accent und Ausdruck, und mit einer so trefflich angebrachten und vertheilten Modulation der Stimme, daß man, auch ohne alles Interesse für den Gegenstand, nicht umhin konnte, seinen Vorträgen mit inniger Freude zu- zuhören. In dieser Hinsicht haben die wandern- den Prediger offenbar einen Vorzug vor den fest- angestellten, indem diese nicht füglich dieselbe Rede oft wiederholen können. — Durch seine Schriften aber that Whitfield sich Schaden. An Gegnern fehlte es ihm begreiflicher Weise nicht, und diese säumten nicht, jedes übereilte Wort, jeden kleinen Irrthum aufzugreifen, um mit Heftigkeit, aber zugleich mit so wohlberech- neten Scheingründen, gegen ihn die Stimme zu erheben, daß es ihnen wirkich gelang, die Zahl seiner Anhänger zu mindern. Hätte er sich auf mündliche Vorträge beschränkt, so konnte er in jedem Falle der Art sagen, man habe die Stellen aus dem Zusammenhange gerissen, sie entstellt, oder mißverstanden, er habe es so oder so ge-

meint ꝛc.; aber litera scripta manet, was einmal gedruckt war, konnte nicht mehr geleugnet, nicht mehr geändert werden. Er hätte daher besser gethan, gar nicht zu schreiben. Dann wäre jeder Tadel ohne Gewicht gewesen, während seine Anhänger unbeschränkte Freiheit behalten hätten, ihm jeden Vorzug beizumessen, von welchem sie in ihrer enthusiastischen Bewunderung nur wünschen mochten, daß er ihn wirklich besessen habe. Dann wäre sein Ruf vielleicht nach seinem Tode noch gewachsen, und er würde wahrscheinlich eine weit zahlreichere und bedeutendere Sekte hinterlassen haben.

---

11. Ueber die Sekte der Dunkers *).

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bildete sich in Nord-Amerika die merkwürdige Sekte der Dunkers, von welchen Franklin Folgendes erzählt.

*) Aus Franklin's Memoiren.

Einen der Begründer dieser Sekte, Namens Michael Weffare, habe ich persönlich gekannt. Einst beschwerte er sich bei mir, daß die Eiferer aus andern Kirchen ihn und seine Anhänger auf das Schrecklichste verläumdeten, und ihnen die abscheulichsten Grundsätze und Handlungen Schuld gäben, die ihnen völlig fremd seien. Ich sagte ihm, daß alle neue Sekten ein solches Schicksal erduldet hätten, und daß es, um dem Uebel Einhalt zu thun, vielleicht gut sein möchte, ihre Glaubens-Artikel öffentlich bekannt zu machen. Er erwiederte: »Das ist schon unter uns in Vorschlag gebracht, aber nicht genehmigt worden, und zwar aus folgender Ursache. Als wir uns zuerst in eine Gesellschaft vereinigten, gefiel es Gott, unsern Geist so weit zu erleuchten, daß wir zu der Einsicht kamen, wie mehrere, bis dahin für wahr gehaltene Lehrsätze nichts als Irrthümer, und wie andere, die wir für irrig hielten, in der That Wahrheiten seien. Von Zeit zu Zeit hat es ihm gefallen, uns mehr Licht zu gewähren, so daß unsere Grundsätze sich verbessert, unsere Irrthümer sich vermindert haben. Nun sind wir nicht sicher, ob wir schon an's Ziel dieses Fortschreitens, und bis zur Vollendung der

geistlichen oder theologischen Einsicht gelangt sind. Wir fürchten aber, daß wir, wenn unser Glaubensbekenntniß einmal gedruckt wäre, uns gleichsam gebunden und gefangen fühlen, und vielleicht den guten Willen zur fernern Verbesserung verlieren möchten, und mehr noch, daß es unsern Nachfolgern so ergehen könne, welche das, was ihre Vorfahren und Stifter gethan und beschlossen haben, leicht als etwas Heiliges und ewig Unabänderliches betrachten könnten.«

Diese Bescheidenheit in einer Sekte ist vielleicht ein ganz einziges Beispiel in der Geschichte der Menschheit, da jede andere Sekte sich überzeugt hält, daß sie selbst im Besitz der Wahrheit sei, und daß Alle, die von ihrer Lehre abweichen, in sofern im Irrthum seien; einem Manne gleich, der bei nebligem Wetter eine Reise macht: — die in einiger Entfernung auf der Straße vor ihm Wandernden sieht er in Nebel eingehüllt, so auch die welche hinter ihm gehen, oder auf dem Felde zu beiden Seiten sich befinden, während ihm in seiner Nähe Alles klar erscheint; — und doch ist er selbst, in der Wirklichkeit, nicht weniger vom Nebel umfangen, als irgend einer der Andern.

12. Ueber die Ketzer *).

— Grüßen Sie recht herzlich den ehrlichen Ketzer Priestley. Wenn ich ihn ehrlich nenne, so soll das keine besondere Auszeichnung sein, denn alle Ketzer, die ich gekannt habe, waren tugendhafte Menschen. Sie haben die Tugend der Seelenstärke, sonst würden sie nicht wagen, ihre Ketzereien einzugestehen; sie dürfen überhaupt gegen keine Tugend verstoßen, weil sie dadurch ihren vielen Gegnern entschiedenen Vortheil über sich einräumen würden; und sie haben nicht, gleich den orthodoxen Sündern, eine solche Anzahl von Freunden, die stets zu ihrer Enschuldigung oder Rechtfertigung bereit sind. Doch mißverstehen Sie mich nicht. Es ist nicht meines guten Freundes Ketzerei, der ich seine Ehrlichkeit zuschreibe; im Gegentheil, es ist seine Ehrlichkeit, die ihm den Charakter eines Ketzers gegeben hat.

*) Aus einem Schreiben vom Oktober 1788 an Herrn Vaughan.

13. Ueber den Verlust der Freunde.

a) An Miß Hubbard, bei Gelegenheit des Todes ihres Schwiegervaters und seines Bruders, John Franklin *).

Den 23. Februar 1756.

Wir haben einen sehr theuren und achtungswerthen Verwandten und Freund verloren. Allein, es ist Gottes Wille, daß wir diese sterblichen Körper verlassen sollen, wenn die Seele eingehet in das wahrhaftige Leben. Unser Dasein auf dieser Erde ist kaum Leben zu nennen, es ist vielmehr der Zustand eines Embryo, eine Vorbereitung zum Leben; der Mensch ist erst vollständig geboren, wenn er todt ist. Warum sollten wir denn klagen, wenn unter den Unsterblichen ein neues Kind geboren, wenn in ihre glückselige Gesellschaft ein neues Mitglied aufgenommen ward?

Wir sind Geister! — Daß uns Körper verliehen sind, so lange sie uns zur Freude die-

*) Aus dem zweiten Bande der Memoiren.

nen und uns behülflich sein können, Kenntnisse zu erwerben, oder unsern Mitgeschöpfen Gutes zu thun, das ist ein Akt der Güte und des Wohlwollens Gottes. Wenn sie nicht mehr tauglich sind, uns diese Dienste zu leisten, wenn anstatt der Freude, sie uns Schmerzen bringen, anstatt uns behülflich zu sein, uns zur Last fallen, und keinem der Zwecke mehr entsprechen, zu welchen sie uns gegeben wurden, so ist es dieselbe göttliche Güte, die für ein Mittel gesorgt hat, uns davon zu befreien. — Dies Mittel ist der Tod. Wir selbst entscheiden uns in gewissen Fällen für einen theilweisen Tod. Wenn ein verstümmeltes, unheilbares Glied uns heftige Schmerzen verursacht, schneiden wir es ab; wenn uns ein Zahn schmerzt, ziehen wir ihn freiwillig aus, um mit ihm die Schmerzen los zu werden. Und wer vom ganzen Körper getrennt ist, sieht sich mit einem Male von allen Schmerzen, und selbst von der Möglichkeit der Schmerzen befreit, welche dieser Körper ihm noch verursachen konnte.

Unser Freund und wir sind in der Fremde zu einem Freudenfeste geladen, das ewig dauern soll. Sein Wagen war zuerst fertig, und er ist vor uns abgereist. Mit Bequemlichkeit hätten

wir nicht alle mit einander reisen können, und warum sollten Sie und ich uns darüber grämen, da wir ihm bald folgen, und auch wissen, wo wir ihn finden werden!

b). An Mrs. Hewson, nach dem Tode ihrer Mutter *).

Den 27. Januar 1783.

Die durch Ihren letzten Brief erhaltene Nachricht von dem Hingange Ihrer Mutter, meiner theuersten Freundin, hat mich sehr ergriffen. Sie noch einmal in diesem Leben zu sehen, das war es vorzüglich, was mich zu dem Entschluß bewog, vor meiner Rückkehr nach Amerika, England wieder zu besuchen. Das verflossene Jahr raffte mir vier Freunde dahin; das jetzige hat damit begonnen, die übrigen abzufordern, und verwundet am schmerzlichsten.

So werden die Bande, die mich an jenes Land — und wahrlich an die Welt im Allgemeinen — fesselten, ein bei ein gelöst, und bald wird nichts mehr übrig sein, was mir's schwer machen könnte, zu folgen. — Wenn wir vor-

*) Aus Franklin's Privat-Korrespondenz.

wärts blicken, scheinen fünf und zwanzig Jahre ein recht langer Zeitraum; — wie kurz aber, wenn wir zurücksehen! Können Sie sich's vorstellen, daß jetzt ein volles Viertel-Jahrhundert verflossen ist, seit wir zuerst uns kennen lernten? Es war 1757. — Den größten Theil dieser Zeit verlebte ich mit meiner jetzt entschlafenen, theuren Freundin in demselben Hause; dort haben auch wir beide uns oft gesehen und viel mit einander verkehrt. Es gereicht uns zu aller Ehre, daß in all dieser Zeit nie das geringste Mißverständniß zwischen uns obwaltete. Unsere Freundschaft war heller, klarer Sonnenschein; auch nicht die geringste Wolke trübte ihren Himmel. So lassen Sie mich schließen, indem ich Ihnen sage, was ich schon oft Gelegenheit hatte, meinen nachgebliebenen alten Freunden zu sagen: Je Wenigere wir werden, desto mehr wollen wir uns lieben.

c. An Miß Louisa Shipley, nach dem Tode ihres Vaters, des Bischofs von Asaph *).

Den 27. April 1789.

Vor wenigen Tagen erst erhielt ich den freund-

*) Aus Franklin's Privat-Korrespondenz.

lichen Brief meiner lieben jungen Freundin vom 24. December voriges Jahres. Vorher schon hatte ich aus den Zeitungen die traurige Nachricht erfahren, welche Sie mir melden. Der treffliche Mann hat uns also verlassen! — Das ist ein großer Verlust; nicht nur für seine Verwandten und Freunde, sondern für seine Nation und für die Welt; denn sein ununterbrochenes Streben war — Gutes zu thun, und er besaß Weisheit, um die Mittel dazu aufzufinden, und Talente, um diese Mittel wirksam zu machen.

Ihre Bemerkungen über die beständige Ruhe und Fassung, die seinen Tod begleiteten, zeugen von innigem Gefühl. Solche Beispiele scheinen zu beweisen, daß gute Menschen zuweilen schon im Sterben einen Vorgeschmack des seligen Zustandes empfinden, in welchen sie einzugehen im Begriff sind. Dem Lauf der Jahre nach — ich zähle bereits vier und achtzig — sollte ich lange vor ihm die Welt verlassen haben; doch ich denke ihm bald zu folgen. Sie mögen daher, meine liebe Freundin, diese Zeilen für die letzten, für meinen Abschiedsgruß nehmen 2c. —

d. An den Doktor Price, über denselben Todesfall.

Den 31. Mai 1789.

Mein sehr lieber Freund!

Vor Kurzem erhielt ich Ihren freundlichen Brief mit der Einlage von Miß Shipley. Der Tod des guten Bischofs hat mir sehr wehe gethan. Meine Freunde schwinden, einer nach dem andern, und Alter und Schwäche verhindern mich, neue zu machen. — So muß ich denn erwarten, immer elender zu werden, je länger ich noch lebe. So wie wir dem Schlusse des Lebens uns nahen, sorgt die Natur für immer neue Mittel, uns von demselben zu entwöhnen, und eines der mächtigsten dieser Mittel ist — der Verlust geliebter Freunde.

---

14. Ueber Nachruf und Unsterblichkeit*).

Ich muß Ihnen Recht geben, die Gicht ist schlimm, und der Stein noch schlimmmer; deß-

---

*) Aus einem Schreiben vom Mai 1785, an George Wheatley.

halb freue ich mich, nicht an beiden zugleich zu leiden, und stimme ein in Ihre Bitte: daß Sie leben mögen, bis Sie frei von beiden sterben. Aber der Verfasser der witzigen Grabschrift, die Sie mir sandten, ist wol ein wenig im Irrthum, wenn er sagt, »daß er nie einen Deut darum gegeben, was man von dem Sterblichen sagte oder sagen werde.« — Es ist so natürlich, zu wünschen, daß sowohl im Leben, als nach dem Tode, gut von uns gesprochen werde, daß ich der Meinung bin, auch er könne nicht ganz von diesem Verlangen ausgenommen gewesen sein, und daß er wenigstens für witzig gehalten zu werden wünschte, weil er sich sonst nicht die Mühe gegeben haben würde, eine so gute Grabschrift für sich zu schreiben. War es nicht seiner Bemühung eben so würdig, danach zu streben, daß die Welt sagen möge, er sei ein ehrlicher und guter Mann? — Besser gefällt mir der Schluß eines alten Gedichts, »des Alten Wunsch« genannt. Dieser Alte wünscht sich ein warmes Haus in einer Landstadt, ein bequemes Pferd, einige gute Bücher, geistreiche und muntere Gesellschaft, Sonntags einen Pudding mit starkem Bier und einer Flasche Burgunder &c. &c.;

und jeder Vers endet mit dem Wunsche: »möchte ich mit unbedingter Macht meine Neigungen beherrschen, und weiser und besser werden, so wie meine Kraft, ohne Gicht- oder Steinschmerzen, durch gelinde Abnahme schwächer wird.« Das Ganze aber schließt so: »Möchte ich mit unverzagtem Muth meinen letzten Tag kommen sehen, und möchten, wenn ich heimgegangen bin, die Besseren von mir sagen: Wenn auch des Morgens nüchtern, und des Abends berauscht, — er ist geschieden, und hat seines Gleichen nicht hinterlassen, — denn er beherrschte seine Neigungen ꝛc.«

Aber was wollen unsere Wünsche sagen? Die Ereignisse kommen dennoch, wie sie eben kommen sollen. Ich habe dieses Wunschlied in meiner Jugend wol tausend Mal gesungen, und finde jetzt, in meinem achtzigsten Jahre, daß von allen drei Wünschen das Gegentheil mir geworden ist, indem ich an der Gicht und am Stein leide, und noch immer nicht Herr bin über alle meine Neigungen; so wie das stolze Mädchen in meiner Heimath, welches wünschte und beschloß, keinen Pfarrer, keinen Presbyterianer und keinen Irländer zu heirathen, und am Ende die Frau eines Irländischen, Presbyterianischen Pfar-

rers ward. — Sie sehen, ich habe einigen Grund, zu wünschen, daß ich in einem künftigen Dasein nicht nur eben so wohl mich befinden möge, als in diesem, sondern noch ein wenig besser. Und ich hoffe es, im Vertrauen auf Gott. In seinen Werken gewahre ich überall Maß und Weisheit, da er offenbar Arbeit und Stoff gespart hat; denn, durch die verschiedenen wunderbaren Einrichtungen der Fortpflanzung hat er für die fortdauernde Belebung der Erde mit Pflanzen und Thieren gesorgt, ohne sich die Mühe wiederholter neuer Schöpfungen zu machen, und durch die natürliche Zurückführung zusammengesetzter Wesen auf ihre ursprünglichen Elemente, hat er der Nothwendigkeit vorgebeugt, neue Stoffe zu schaffen. Wenn ich nun sehe, daß gar nichts vernichtet, und selbst kein Tropfen Wasser verschleudert wird, so kann ich auch nicht annehmen, daß Er die Seelen, daß Er Millionen erschaffener Geister, welche jetzt existiren, vergehen lassen, und sich die fortdauernde Mühe machen werde, neue zu schaffen. Da ich nun einmal in der Welt bin, so glaube ich, daß ich auch in irgend einer Art und Weise immer fortdauern werde, und bei allen Unbehaglichkeiten,

denen das menschliche Leben ausgesetzt ist, habe ich nichts einzuwenden gegen eine neue Auflage des meinigen, hoffe jedoch, daß einige Errata der ersten Auflage verbessert werden mögen.

---

15. Franklin's Glaubensbekenntniß *).

Sie wünschen etwas über meine Religion zu erfahren. Es ist das erste Mal, daß eine Frage der Art an mich gerichtet wird; allein ich kann Ihre Neugier nicht übel nehmen, und will sie, so gut es geht, in wenigen Worten befriedigen. Hier ist mein Bekenntniß: Ich glaube an Einen Gott, den Schöpfer des Weltalls; ich glaube, daß Er dieses Weltall durch seine Vorsehung regiert, daß Er angebetet werden soll, daß wir ihm keinen bessern Dienst erweisen können, als wenn wir seinen andern Kindern Gu-

*) Aus einem Schreiben vom März 1790, (wenige Wochen vor seinem Tode) an den Präsidenten Stiles.

tes thun. Ich glaube endlich, daß die Seele des Menschen unsterblich ist, und in Betreff des Erdenwandels in einem andern Leben ein gerechtes Urtheil zu erwarten hat. Diese Sätze halte ich für die Fundamental-Punkte aller gesunden Religion, und ich achte sie, in welcher Seele ich sie auch antreffen möge *).

Was Jesus von Nazareth betrifft, über welchen Sie meine Meinung insbesondere zu wissen wünschen, so halte ich das System der Moral und seine Religion, wie er sie uns hinterließ, für die besten, welche die Welt jemals sah, und wahrscheinlich sehen wird; ich fürchte aber, daß sie verschiedentlich zu ihrem Nachtheil verändert worden sind, und ich habe, mit den meisten der gegenwärtigen Dissenters in England, einigen Zweifel an seiner Göttlichkeit, obgleich das ein Punkt ist, über welchen ich nicht dogmatisire, weil ich ihn nie studirt habe, und es für unnöthig halte, mich jetzt noch damit zu

*) Obgleich dieses allgemeine Glaubensbekenntniß fast wörtlich übereinstimmt mit dem weiter oben (in Nro. 2. Tugend-Verein) mitgetheilten, so wird man es doch nicht als eine leere Wiederholung ansehen, wenn man bedenkt, daß dieses 59 Jahre später geschrieben ist, als jenes.

beschäftigen, da ich bald eine Gelegenheit erwarte, mit geringerer Mühe die Wahrheit zu erfahren. Doch kann der Glaube an seine Göttlichkeit, meiner Ansicht nach, nicht nachtheilig sein, wenn er die gute Wirkung hat (wie das vermuthlich der Fall ist), seinen Lehren mehr Achtung und Folgsamkeit zu verschaffen; besonders, da ich gewahre, daß der Höchste nicht unzufrieden darüber ist, indem er die Gläubigen, in seiner Regierung der Welt, nicht durch besondere Merkmale seines Mißfallens auszeichnet. — Was mich betrifft, so will ich nur noch hinzufügen, daß ich Gottes Güte erfahren habe, indem Er mich gnädig durch ein langes Leben führte, und daß ich nicht an der Fortdauer derselben im künftigen Leben zweifle, obgleich ich durchaus nicht einsehen kann, wie ich eine solche Güte verdiene. Die beifolgende Abschrift eines früheren Briefes wird Ihnen über meine religiöse Denkungsart noch einigen ferneren Aufschluß geben. Uebrigens habe ich Andere nie in ihren religiösen Ansichten und Empfindungen gestört, wenn sie mir auch noch so widersinnig erschienen. Alle hiesigen Sekten, und wir haben deren eine große Menge, haben meine Bereitwilligkeit erfahren, sie durch Beiträge zur

Erbauung ihrer verschiedenen Bethäuser zu unterstützen; und, wie ich nie ihre Lehren bestritten habe, so hoffe ich auch, in Frieden mit Allen von dieser Welt zu scheiden.

Abschrift an *****. Ohne Datum.

Ich habe Ihr Manuscript mit Aufmerksamkeit durchgelesen. Durch die darin enthaltenen Beweisgründe gegen eine besondere Vorsehung (obgleich Sie eine allgemeine zugestehen) erschüttern Sie die Grundpfeiler aller Religion; denn ohne den Glauben an eine Vorsehung, welche die einzelnen Personen beachtet, bewacht, leitet und begünstigen kann, ist kein Grund vorhanden, eine Gottheit zu verehren, ihren Unwillen zu fürchten und ihren Schutz zu erflehen. Ich werde mich nicht auf die Bestreitung Ihrer Grundsätze einlassen, obgleich Sie das zu wünschen scheinen. Ich will Ihnen jetzt nur meine Ansicht darüber mittheilen. Obschon Ihre Schlußfolgen fein und scharf sind, und bei einigen Lesern vielleicht Eingang finden werden, so wird es Ihnen doch nicht gelingen, die allgemeinen Ansichten der Menschheit über diesen Gegenstand zu ändern, und die Publikation dieser Schrift

würde Ihnen selbst nur Haß und Unheil, und Andern keinen Vortheil bringen. Wer gegen den Wind spuckt, spuckt sich selber in's Gesicht. Wenn es Ihnen aber auch gelänge, glauben Sie, daß dadurch etwas Gutes bewirkt werden würde? Sie selbst mögen es leicht finden, ohne den Beistand der Religion, ein tugendhaftes Leben zu führen; Sie haben eine klare Ansicht von den Vortheilen der Tugend und den Nachtheilen des Lasters, und besitzen eine Kraft des Willens, welche Sie in den Stand setzt, den gewöhnlichen Versuchungen zu widerstehen. Bedenken Sie aber, welch ein großer Theil der Menschheit aus schwachen und unwissenden Männern und Frauen besteht, und aus unerfahrenen, unbedachtsamen Jünglingen und Mädchen, welche der Beweggründe der Religion bedürfen, um durch sie vom Laster zurückgehalten, in der Tugend unterstützt, und in der Uebung derselben nicht müde zu werden, bis sie ihnen zur Gewohnheit wird, was für ihre Sicherheit die Hauptsache ist. Und vielleicht haben Sie selbst die Gewöhnung zur Tugend, worauf Sie jetzt mit Recht Werth legen, ursprünglich der Religion, das heißt, Ihrer religiösen Erziehung, zu danken. Sie könnten Ihre

ausgezeichneten Talente zur Erforschung wissenschaftlicher Gegenstände, leicht an weniger waglichen Materien entwickeln, und dadurch einen Rang unter unsern ersten Schriftstellern einnehmen. Denn bei uns ist es wahrlich nicht nothwendig (wie bei den Hottentotten), daß ein Jüngling, der in die Gesellschaft der Männer aufgenommen werden soll, zuvor seine Männlichkeit dadurch beweiset, daß er seine Mutter schlägt. Ich möchte Ihnen daher den Rath geben, den Tiger nicht zu entketten, sondern diese Schrift zu verbrennen, ehe sie noch einem Dritten zu Gesicht gekommen ist; dadurch werden Sie sich nicht nur viele Kränkungen von solchen Gegnern, deren Feindschaft Sie Ihrem eigenen Werke zuzuschreiben haben, sondern vielleicht auch eben so viel Reue ersparen. Wenn die Menschen so schlecht sind, mit Religion, was würden sie erst ohne sie sein? —

---

16. Ueber wahre Glückseligkeit *).

Das Verlangen nach Glückseligkeit im Allgemeinen ist unserer Natur so eingepflanzt, daß alle Menschen dieses eine Ziel im Auge haben, obgleich ihre Begriffe davon so verschieden sind, als die Wege, auf welchen sie dahin zu gelangen denken.

Uebel, als Uebel, kann nie ein Gegenstand unserer Wahl sein, und wenn wir auch durch diese dazu gelangen, so können wir es doch nur unter dem Schein eines eingebildeten Guts wünschen.

Manche Dinge, die wirklich wünschenswerth sind, können in der Ueberlegung als Uebel erscheinen, aber nur in Betreff ihrer Wirkungen und Folgen, nicht als gegenwärtige, von unmittelbarem Elend begleitete Uebel.

Die Vernunft stellt uns die Dinge dar, nicht nur, wie sie gegenwärtig, sondern auch, wie sie ihrer ganzen Natur und Tendenz nach,

*) Aus der Pensylvanischen Zeitung, vom 20. Nov. 1731 (Franklin's 25stem Lebensjahr).

sind; die Leidenschaft aber sieht sie nur im Lichte der Gegenwart, und wenn diese uns beherrscht, beachten wir die Zukunft nicht.

Es ist unmöglich, zur völligen, innern Zufriedenheit zu gelangen, wenn wir uns nicht so betragen, daß die Uebereinstimmung und Ordnung unserer Fähigkeiten und der ursprüngliche Zustand unseres Gemüths erhalten werden. Alle wahre Glückseligkeit kann, so wie alle wahre Schönheit, nur aus Ordnung hervorgehen.

So lange Leidenschaft und Vernunft in uns mit einander streiten, müssen wir, nach dem Verhältniß der Heftigkeit des Kampfes, elend sein; und wenn der Sieg errungen und die Vernunft so weit überwältigt ist, daß sie uns nur selten mit ihren Vorwürfen plagt, so ist die erkämpfte Glückseligkeit nicht die unserer vernünftigen Natur, sondern nur die Glückseligkeit der untergeordneten sinnlichen Hälfte unseres Wesens, mithin in Verhältniß zu der, welcher unsere bessere Natur fähig ist, eine sehr niedrige und unvollkommene Glückseligkeit.

Wenn wir über irgend eine unserer Leidenschaften und Neigungen, abgesehen von der Tugend, nachdenken, so wird uns bald einleuchten,

daß sie mit der wahren, dauernden Glückseligkeit in gar keiner Verbindung steht. Zum Beispiel: Neid; — es gehört zum eigentlichen Wesen dieser Leidenschaft, unzufrieden und beunruhigt zu sein; Stolz, — bei fast jeder Gelegenheit fühlt dieser sich gereizt und gekränkt; Habsucht, — Sorge und Angst sind ihre beständigen Gefährten; Ehrgeiz, — oft wird ihm das Unglück des Verdrusses, nie das Glück der Befriedigung, denn durch diese wächst eben seine Begierde immer mehr, und was ihm für den Augenblick behagt, dient sofort nur zur Steigerung seines unersättlichen Verlangens.

Die Leidenschaften können nie die angemessene Uebereinstimmung und Ruhe der Seelenkräfte begründen, weil sie zu sehr mit irdischen Gegenständen beschäftigt sind. Nur Gleichgültigkeit gegen die Dinge dieser Welt, Ergebung in den Willen der Vorsehung, und wohlbegründete Erwartung einer bessern Zukunft, können uns zum Genuß der wahren Selbstzufriedenheit führen. Tugend ist der beste Schild gegen die vielen unvermeidlichen Uebel, denen wir ausgesetzt sind; sie ist das beste Mittel, die Last der Leiden weniger drückend zu machen, und giebt uns

den wahren Geschmack an den Segnungen des menschlichen Lebens.

Die Glückseligkeit entspringt unmittelbar aus dem Innern. Was außer uns ist, steht in gar keiner Verbindung mit derselben, als insofern die Erhaltung unseres Lebens und unserer Gesundheit davon abhängt. Gesundheit des Leibes ist zwar ein nothwendiges Erforderniß zur Glückseligkeit, aber keineswegs an und für sich hinreichend, uns glückselig zu machen; sie ist nur als ein Mittel zu betrachten, als ein Umstand, ohne welchen wir nicht zum reinen, ungeschwächten Genuß der Glückseligkeit gelangen können. Tugend ist die beste Erhalterin der Gesundheit, indem sie uns vorschreibt, mäßig zu sein, und unsere Leidenschaften im Zaum zu halten, wodurch das Wohlbefinden unseres thierischen Organismus am meisten befördert wird; so daß sie das beste Mittel ist zur wahren Zufriedenheit der Seele, und zugleich zur Erhaltung der Gesundheit des Leibes.

Wenn unsere Wünsche auf die Dinge dieser Welt gerichtet sind, so können sie nie befriedigt werden; geht aber unser Hauptaugenmerk auf die der künftigen Welt, so gewährt die Er

wartung derselben eine unendlich höhere Befriedigung, als der Genuß der Gegenstände dieser Welt.

Wir können daher nur bei einem tugendhaften, zur Selbstzufriedenheit führenden Betragen zur Glückseligkeit gelangen; wenn unsere Handlungen nicht das Merkmal der besonnenen Beurtheilung und Ueberlegung an sich tragen, sind sie nicht die Handlungen, und führen sie auch nicht zur Glückseligkeit, eines vernünftigen Wesens.

---

17. Gespräche über Tugend und Freude.

Erstes Gespräch *).

Philokles. Mein lieber Horatio! Ich bin sehr erfreut, dich zu sehen; aber sage mir, wie kann deines Gleichen so allein gehen, und

---

*) Aus der Pensylvanischen Zeitung, vom 23. Juni 1730. Dieses Gespräch, so wie alle aus demselben Blatte genommenen Aufsätze, sind zum ersten Male in der von Temple Franklin besorgten Ausgabe der sämmtlichen Schriften B. Franklin's, London 1818 und 19, wieder abgedruckt worden.

noch dazu in Nachdenken vertieft? Welches Unglück hat dich aus deinen Vergnügungen herausgerissen, und heißt dich Trost suchen in der Philosophie.

Horatio. Du hast's getroffen, lieber Philokles. Wir Freudenjäger sind nie ohne Unglück; und doch ist das Wild so bezaubernd, daß wir von der Jagd nicht lassen können. Wie ruhig und ungestört ist dein Leben; wie frei von Verlegenheiten der Gegenwart und Sorgen der Zukunft! Ich weiß, du liebst mich, und siehst mit Theilnahme meinem Lebenswandel zu. Zeige mir den Pfad zu jenem beständigen, unveränderlichen Heil, das du mir oft so schön geschildert hast, und dessen Besitz du dir selbst so völlig gesichert zu haben scheinst.

Ph. Es giebt wenige Menschen, Horatio, die mir werther sind, als du; denn bei allen deinen Schwächen und deinem peinlichen Streben nach Freude, habe ich doch stets dein ehrliches Herz bemerkt, und dein der Tugend innig zugewandtes Gemüth. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß ich dir behülflich sein könnte, mit Beharrlichkeit die Rolle eines vernünftigen Wesens zu spielen, denn ich muß dir sagen, so

parador dir das auch klingen mag, ich liebe dich mehr, als du dich selber liebst.

H. Parador genug! — mehr, als ich mich selber liebe? Ich liebe mein theures Selbst so sehr, daß mir alles Uebrige nur in Bezug auf mich einen Werth hat.

Ph. Nur der, welcher sich auf die rechte Weise und mit Verstand liebt, kann sagen, daß er sich wahrhaft liebe.

H. Wie ist das zu verstehen, Philokles? Ihr Vernunft= und Tugendmänner habt's immer mit Geheimnissen zu thun, obgleich ihr darüber lacht, wenn die Kirche sich damit befaßt. Ich denke, daß der sich wahrhaft liebt, und auch verständig, wie du es nennst, der sich Alles erlaubt, was ihm beliebt.

Ph. So? Auch wenn er das theure Selbst, das er so innig liebt, dadurch zerstört und vernichtet? Nein, der Mensch nur liebt sich wahrhaft, der sich, während seines ganzen Daseins, das größtmögliche Gut zu verschaffen sucht, und der Freude nur auf solche Weise nachstrebt, daß er nicht mehr dafür giebt, als sie werth ist.

H. Das hängt Alles von der Ansicht ab. Wer soll beurtheilen, wie viel die Freude werth

ist? Gesetzt, die schöne Gestalt eines Mädchens nähme mich so ein, daß ich nichts mehr genießen könnte, ohne den Genuß dieses einen Gegenstandes; oder die Freude überhaupt wäre mir eine so reizende Geliebte, daß ich sie, gut oder übel, unbekümmert um Alles, was daraus entstehen oder danach erfolgen möge, mir zu eigen nehmen wollte, wie andere Männer ihre Frauen nehmen; — warum sollte ich das nicht thun?

Ph. Denke dir einmal, Horatio, daß ein guter Freund von dir in seinem zwei und zwanzigsten Jahre hinausginge in die Welt, mit einem gesunden, kräftigen Körper und einem hübschen Vermögen von zwei bis drei Tausend Thalern jährlicher Renten, und, noch vor seinem dreißigsten Jahre hätte er nicht nur sein ganzes Vermögen durchgebracht, sondern auch seinen Körper dergestalt ruinirt, daß ihm weder Mittel noch Fähigkeit zum Gennsse mehr übrig geblieben wäre, und das Alles nur, weil er, wie du, im steten Taumel der Freude nicht die Folgen bedachte; — was würdest du zu dem Betragen dieses unglücklichen Menschen sagen? Ist das nur der Ansicht und Vorstellung nach Unrecht, oder ist wirklich ein Recht und Unrecht in die=

sem Falle vorhanden? Ist nicht eine Ansicht des Lebens und der Handlungsweise besser, als eine andere? Ist nicht eine Art des Betragens einer andern vorzuziehen, oder ist dieser elende Sohn der Freude in deinen Augen ein eben so vernünftiges und liebenswerthes Wesen, als ein Mann, welcher seine natürlichen Neigungen auf eine verständige Art befriedigte, und dadurch, bis in's hohe Alter, seinen Körper gesund, sein Vermögen ungeschmälert erhielt, und dann mit dankbarem Herzen für alles Gute, das ihm zu Theil ward, und mit völliger Ergebung in den Willen Dessen, der ihn zuerst in's Dasein rief, sterben konnte? Sage mir, Horatio, kann man diese beiden Männer gleich weise und glücklich nennen? Kann man jede Sache bloß nach seiner Meinung und Vorstellung messen, ohne zu überlegen, ob diese Meinung oder diese Vorstellung die richtige sei?

H. Nein, das kann man wol nicht. Aber der weise und gute Schöpfer der Natur konnte uns doch unmöglich erschaffen, damit wir uns quälen sollen, uns nimmermehr Leidenschaften geben, damit wir sie unterdrücken und bezwingen, und unser Selbst nicht hervorbringen, nur damit

wir es verleugnen sollen; das hieße ja die Werke des großen Schöpfers selbst verleugnen. Die Selbstverleugnung — und die meinst du ja wol, wenn du von Verständigsein sprichst — scheint mir daher nicht nur widersinnig, sondern auch der Weisheit und Güte des Höchsten unwürdig, weil ihr die Voraussetzung zum Grunde liegt, daß dieser ein so lächerliches, sich selbst widersprechendes Wesen erschaffen habe, welches stets mit sich im Kampfe liegen muß, um Ruhe zu erringen, und sich freiwilligen Leiden unterziehen muß, um glücklich zu sein. Sind wir krank erschaffen, nur damit uns befohlen werden könne, gesund zu werden? Sind wir unter dem Gesetze unserer Leidenschaften geboren, und doch an ein anderes, an das Gesetz der Vernunft, gebunden? Beantworte mir das, Philokles, denn die Ehre der Natur, der Mutter von uns Allen, liegt mir sehr am Herzen.

Ph. Ich sehe, lieber Freund, daß die beiden von mir zusammengestellten Charaktere dich erschreckt haben; deßhalb weigerst du dich, mit der Vernunft zu prüfen, was gut ist, und ziehst es vor, einen kecken Angriff auf die Vorsehung zu machen. Das ist der Ausweg, den ihr Mo=

beherren gewöhnlich ergreift. Wenn ihr, durch eure, den ewigen Gesetzen der Vernunft Trotz bietende Lebensweise, euch in tausend Schwierigkeiten gestürzt habt, strebt ihr euch frei zu machen, indem ihr die Last der Natur aufbürdet. Du bist wirklich in einer recht erbärmlichen Lage, Horatio; denn du sagst selbst, daß du nicht glücklich sein kannst, wenn du deine Leidenschaften beherrschen sollst, und dich doch bei ungezügelter Befriedigung derselben elend fühlst; dein Loos ist also Uebel, unheilbares Uebel, welchen Weg du auch einschlägst.

H. Sehr wahr, — wenigstens scheint mir's so. Aber, ich bitte dich, was kannst du zur Ehrenrettung der Natur oder der Vorsehung anführen? Wahrlich, sie dauert mich, die arme Dame; — wie willst du sie retten?

Ph. Darauf, lieber Horatio, habe ich Folgendes zu erwiedern. Das, was du so bitter tadelst, und als das schrecklichste Uebel in der Welt verschreiest, die Selbstverleugnung, ist in der That das größte Gut und führt zur höchsten Selbstzufriedenheit. Zwar, wenn du das Wort in dem Sinne einiger schwachen Moralisten und noch schwächern Geistlichen gebrauchst, so hast

du alle Ursache, darüber zu lachen; wenn du es aber im Sinne der Philosophen und der verständigen Männer nimmst, so wirst du bald die Vorzüge dieser Tugend einsehen, und dich, unerachtet ihrer niedergeschlagenen Blicke, ihr in die Arme werfen, weil sie selbst zur Erlangung deines dir so theuren, einzigen Guts, der Freude, durchaus unentbehrlich ist. Denn die Selbstverleugnung ist nur in sofern eine vernünftige Handlung und eine Pflicht, als sie ein natürliches Mittel ist, uns mehr Freude zu verschaffen, als wir ohne sie zu empfinden im Stande sind; so daß diese ernste, einer Heiligen ähnliche Führerin zur Glückseligkeit, wie streng und furchtbar sie auch den Meisten erscheinen möge, in Wahrheit das freundlichste, schönste und liebenswürdigste Wesen ist, das man sich nur denken kann.

H. Bester Philokles, hülle deine Gedanken nicht so in Metaphern und Allegorien ein; — warum quälst du mich so? Ich sehne mich, zu erfahren, was diese philosophische Selbstverleugnung ist, und worin das Nothwendige und Vernünftige derselben besteht. Ich brenne schon vor Ungeduld und Neugier; erkläre mir denn, in deiner natürlichen, leichtfaßlichen Art und

Weise, was ich mir zu denken habe bei deiner ernsten Schönen, mit dem zurückweisenden, niedergeschlagenen Blicke, die aber dennoch für meine Freuden unentbehrlich sein soll. Ich harre ihrer mit offenen Armen, denn du weißt, der Freude mache ich den Hof, in welcher Gestalt sie mir auch erscheine.

Ph. So gieb denn Acht; ich will dir das Wesen dieser philosophischen Selbstverleugnung erklären. Unbeschränkte Vollkommenheit kann keinem Geschöpfe zu Theil werden, weil alles Erschaffene aus einem höhern Wesen entsprungen, und durch diese Quelle seines eigenen Daseins bedingt ist; kein erschaffenes Wesen kann allweise, allgütig und allmächtig sein, weil seine Kräfte und Fähigkeiten begränzt und beschränkt sind; folglich muß alles Erschaffene, seiner Natur nach, dem Irrthum, der Unregelmäßigkeit, der Uebertreibung und der Fehlerhaftigkeit unterworfen sein. Alle mit Verstand und Vernunft begabten Wesen bemerken in sich das Vermögen, zu beurtheilen, was für eine Art von Wesen sie sind, welche Handlungen zu ihrer Erhaltung dienlich sind, und welche Folgen sie gewöhnlich nach sich ziehen, welche Freuden ihnen zu Gebote stehen,

und in welchem Grade ihre Naturen derselben fähig sind. Alles, was wir zu thun haben, ist also: sobald ein neuer Gegenstand uns überrascht, und das leidenschaftliche Verlangen des Genusses in uns erregt, zu überlegen, ob die Befriedigung dieses Verlangens mit der Befriedigung anderer Leidenschaften und Neigungen bestehen könne, die in demselben, oder in noch höherem Grade nothwendig für uns sind; und ob diese Befriedigung nicht etwa am folgenden Tage, in der nächsten Woche, oder im kommenden Jahre, unsere Glückseligkeit stören würde. Denn da wir Alle noch länger zu leben wünschen, so nöthigt uns die Vernunft, nicht weniger für unsere künftige, als für unsere gegenwärtige Glückseligkeit zu sorgen, und nicht die eine auf den Ruinen der andern zu gründen. Wenn wir aber, verleitet durch die Macht und Gewalt einer gegenwärtigen Leidenschaft, die Beachtung der Folgen versäumt, und deßhalb gefehlt und die Grenzen überschritten haben, welche Natur oder Vernunft uns setzten, dann müssen wir, um unseres eignen Wohls willen, uns zügeln, und, der künftigen und dauernden Freude wegen, uns eine gegenwärtige und augenblickliche Freude versagen. Und dieses Ver=

sagen, diese Selbstbeherrschung nennen wir Selbstverleugnung, welche eben nur darin besteht, daß wir gegen den eigenen Wunsch, gegen das stärkste Verlangen unseres eigenen Gefühls, also gegen uns selbst, eine Handlung unterlassen, weil sie sich mit der Erhaltung der Gesundheit, mit den Vermögensumständen, oder andern wichtigen Verhältnissen nicht verträgt, oder, mit andern Worten, weil sie mehr kosten würde, als sie werth ist. Selbst du, als ein Mann der Freude, würdest dabei verlieren. Du siehst also, daß die Selbstverleugnung, in diesem Sinne, nicht nur das vernünftigste, sondern auch das erfreulichste Ding von der Welt ist.

H. Wir sind am Stadtthore — so müssen wir wohl abbrechen, und das Gespräch ein andermal fortsetzen. Ich muß gestehen, daß du Manches für Natur, Vorsehung und Vernunft gesagt hast. Glücklich, wer solchen göttlichen Führern folgen kann.

Ph. Gute Nacht, Horatio; sei weise in deinen Freuden.

H. Philokles, ich wollte, ich könnte so weise in meinen Freuden sein, als du freudig in deiner Weisheit bist. Deine Weisheit ist ange-

nehm, deine Tugend ist liebenswürdig, und deine Philosophie ist die höchste Wollust. Adieu, du bezaubernder Schwätzer!

Zweites Gespräch *).

Philokles. Guten Tag, Horatio! Wo hast du denn gesteckt? Ich habe dich ja in einigen Monaten nicht gesehen. Was für neue Abenteuer hast du bestanden, seit ich dich zuletzt in dieser lieblichen, bezauberndschönen Gegend sah, und mich wunderte, wie so ein Freudenjäger, als du bist, es ertragen könne, allein zu sein?

Horatio. O Philokles, du bist der beste Freund, weil du der Freund der Vernunft und Tugend bist. Ich freue mich sehr, dich zu sehen. Erinnerst du dich nicht, wie ich dir damals erzählte, daß einige Unglücksfälle in meinen Freuden mich bewogen hätten, Trost in der Philosophie zu suchen? Aber jetzt, das versichere ich dir, kann ich, ohne Seufzer, andere Freuden denen der Philosophie aufopfern, und kann die Vernunft nennen und die Tugend preisen hören.

*) Aus der Pensylvanischen Zeitung, vom 9. Juli 1730.

ohne zu lachen. Meinst du nicht, daß ich in einer günstigen Stimmung bin, mich zu bekehren?

Ph. Sehr günstig, allerdings; denn ich erinnere mich noch der Zeit, da Vernunft, Tugend und Freude dir eins und dasselbe war, da du nichts für gut hieltest, als was dir gefiel, und nichts für vernünftig, als wodurch du gewinnen konntest; da du über das Geistige und über die Freude des Nachdenkens spottetest, und deine einzige Glückseligkeit, gleich dem Rest der thierischen Geschöpfe, recht vornehm in die Befriedigung der Sinne setztest.

H. Ich kann's nicht leugnen; aber bei unserm letzten Zusammentreffen, hier auf diesem schönen Hügel mit seiner entzückenden Umgebung, hast du mich eines Andern belehrt; du zeigtest mir, daß die Selbstverleugnung, die ich über Alles verabscheute, in der That das größte Gut und die höchste Selbstbefriedigung, und daß sie selbst zur Förderung meines theuren, einzigen Guts, der Freude, durchaus nothwendig sei. — Wenn ich dies und die verschiedenen Anwendungen und Bemerkungen, die du dabei machtest, recht verstanden habe, so ist die Selbstverleugnung ihrem Wesen nach nichts anderes, als

Selbsterkenntniß und Selbstanerkennung. Aber jetzt, mein Freund, sollst du mir noch eine andre Aufgabe lösen und mir den Weg zeigen, der zu jenem dauernden, unveränderlichen Heil führt, dessen ich auch damals erwähnte, und das du selbst zu besitzen scheinst. Ist dieses Heil wirklich mehr, als eine bloße Chimäre? Kann irgend Etwas beständig sein in einer Welt, die ewig im Wechsel begriffen ist, die nur durch einen fortwährenden Uebergang eines Gegenstandes in einen andern, und eines Zustandes in einen andern zu existiren scheint, und wo Alles, außer uns und in uns, in unaufhörlicher Bewegung ist? Was kann dein beständiges, dauerndes Heil denn sein? Ich bitte dich, stille den Durst meiner Seele; ich glühe vor Ungeduld. Zeige mir die ewig blühende Göttin mit nimmer welkenden Reizen, und du wirst sehen, daß ich mich mit demselben Eifer und Entzücken ihrem Dienste weihen will, als du.

Ph. Du scheinst in enthusiastischer Hitze zu sein, Horatio; ich will lieber warten, bis du hinlänglich abgekühlt bist, um die nüchterne, leidenschaftslose Sprache der Vernunft zu vernehmen.

H. Du mißverstehst mich, lieber Philokles; mein Gefühl ist nicht so warm, daß es mit der Vernunft davon liefe, es ist nur gerade genug aufgeregt, um meine Geisteskraft zu erschließen, und sie fähig zu machen, jene ewigen Wahrheiten und jenes dauernde Heil zu fassen, dessen du dich so triumphirend rühmst. Fange nur an; ich bin vorbereitet.

Ph. Nun gut. Ich glaube, Horatio, trotz all deiner Zweifelsucht, wirst du doch einräumen, daß ein Gut beständig ist, wenn es dich nie verläßt, und dauernd, wenn es nur mit deinem eigenen Dasein aufhört?

H. Ja, nur weiter.

Ph. Das wahre Heil eines Geschöpfes kann nie ein Gegenstand sein, bei dessen Anwesenheit das Geschöpf unglücklich sein kann und bei dessen Abwesenheit es sicher elend sein muß.

H. Ich denke, nein; aber erkläre mir doch lieber den Sinn dieser Worte, denn diese abstrakte Art des Raisonnements ist mir ungewohnt.

Ph. Ich spreche von allen Freuden der Sinne. Das Heil des Menschen kann nie in bloß sinnlichen Genüssen bestehen, denn, wenn

irgend einer der Gegenstände, die du sinnlich begehrst, abwesend, oder nicht zu bekommen ist, so bist du gewiß unglücklich, und wenn der Gegenstand da, die Fähigkeit zum Genusse aber geschwächt ist, so kannst du ihn dennoch nicht genießen; so daß der sinnliche Genuß durch tausenderlei Dinge, in und außer dir, bedingt ist, welche alle nicht in deiner Macht sind. Kann darin das Heil des Menschen bestehen? Sage selbst, Horatio, ist das nicht ein schwankendes, flüchtiges und launisches Heil? Kann dasjenige, bei einiger Genauigkeit der Sprache, das Heil des Menschen genannt werden, in dessen Besitz er noch elend sein kann, und bei dessen Entbehrung er nothwendig elend sein muß? Kann das unser Heil sein, dessen Erwerbung uns viele Mühe und Sorge macht, dessen Besitz aber zum Ueberdruß führt, so daß wir erst die Wiederkehr des Appetits abwarten müssen, bevor wir es wieder genießen können? Oder ist das unser wahres Heil, was wir ohne Schwierigkeit erlangen können, was durch den Besitz an Werth gewinnt, was nie zur Uebersättigung und Täuschung führt, und was eben durch den fortgesetzten Genuß immer genießbarer für uns wird?

H. Das letzte, ohne Zweifel; aber warum quälst du mich so? warum zeigst du mir nicht gleich das Heil selbst?

Ph. Ich habe dir gezeigt, was es nicht ist; es ist kein sinnliches, sondern ein vernünftiges und moralisches Gut; es ist die wahre Wohlthätigkeit, die darin besteht, daß wir durch Handlungen der Menschlichkeit, der Freundschaft, der Großmuth und des Wohlwollens, Andern so viel Gutes thun, als wir können; das ist jenes beständige, dauernde Heil, welches uns eine immer gleiche Zufriedenheit und Genugthuung gewährt, ohne Wechsel und ohne Abnahme. Ich will mich auf deine eigene Erfahrung berufen, Horatio. Ist es dir jemals überdrüssig geworden, das Elend Anderer zu erleichtern, oder die von Kummer Gebeugten wieder aufzurichten zu neuer Lebenslust? Oder hast du nicht vielmehr gefunden, daß die öftere Wiederholung solcher Handlungen deine Freudigkeit nur erhöhte, und daß diese in der Erinnerung noch größer war, als bei der Handlung selbst? Giebt es eine Freude auf Erden, die zu vergleichen wäre mit derjenigen, welche aus dem Gefühle entspringt, Andere glücklich gemacht zu haben? Kann diese Freude dich je verlassen oder

jemals aufhören, so lange du existirst? Begleitet sie dich nicht fortwährend; legt sie sich nicht mit dir schlafen; steht sie nicht mit dir wieder auf; lebt sie nicht, so lange du selber lebst; wird sie dir nicht Trost gewähren in der Todesstunde; dir nicht treu bleiben, wenn alles Andere dich verlassen will, oder wenn du von allem Andern dich trennen mußt?

H. Wie glühend du schilderst, Philokles! Mir ist, als wäre ich in Gesellschaft der Begeisterten; ich theile dein Gefühl und bin, wie durch Zauber, überzeugt; aber ich weiß nicht warum. Etwas Stärkeres als die Vernunft hat mich überwunden. Aber ich bitte dich, erkläre mir, warum dieses vernünftige oder moralische Heil das bloß natürliche oder sinnliche so unendlich übersteigt.

Ph. Mich dünkt, Horatio, ich hätte dir den Unterschied schon genau und deutlich angegeben. Die Freuden der Sinnlichkeit dauern nicht länger, als die Handlungen selbst, bei welchen wir sie empfinden; aber diese überirdische, moralische Freude dauert fort, wenn die Handlung vorüber ist, und steigt und wächst noch in der Erinnerung; jene ist unbeständig, unbefriedigend, von kurzer Dauer und von nicht zu berechnendem

Ungemach begleitet; diese ist beständig, völlig befriedigend, dauerhaft, und rein und frei von allem Ungemach, sowohl in der Gegenwart, als in den Folgen. Wenn du aber tiefer forschest nach der Ursache dieses Unterschiedes, und den Grund einzusehen wünschest, warum die moralischen Freuden größer sind, als die sinnlichen, so wirst du finden, daß es dem Wesen aller Geschöpfe auf dieselbe Weise eigen ist, daß ihre Glückseligkeit oder ihr höchstes Gut darin besteht, ihrer höchsten Fähigkeit gemäß zu handeln, oder durch ihre Handlungsweise den Forderungen derjenigen Fähigkeit zu entsprechen, welche die besondere Art dieses einen Geschöpfes von allen anderen Geschöpfen unterscheidet. Die höchste Fähigkeit des Menschen ist seine Vernunft; mithin besteht sein höchstes Gut, oder das, was mit Recht sein Heil genannt werden kann, in einer Handlungsweise, welche den Forderungen der Vernunft entspricht, deren natürliche Tendenz dahin geht, ihn zur wahren, reinen Glückseligkeit zu führen; und diese Handlungsweise nennen wir vorzugsweise die moralisch gute.

H. Du sprichst sehr klar und verständlich, Philokles; aber damit nichts Dunkles in mei-

nem Innern mich störe, so sage mir noch, was der eigentliche Unterschied ist zwischen natürlich gut und übel, und moralisch gut und übel, denn diese Ausdrücke höre ich oft gedankenlos gebrauchen und vermengen.

Ph. Das mag wohl sein. Der Unterschied liegt nur darin: das natürlich Gute ist Freude, das natürliche Uebel ist Schmerz; — das moralisch Gute und das moralische Uebel sind gleichfalls Freude und Schmerz, aber in so fern sie wissentlich und absichtlich hervorgebracht werden; denn nur die Absicht ist es, was den Handelnden moralisch gut oder schlecht macht.

H. Aber kann nicht ein Mensch mit der besten Absicht eine schlechte Handlung begehen?

Ph. Ja, aber dann irrt er in seinem Urtheil; wenn sein Irrthum unvermeidlich, oder von der Art ist, daß er, Alles erwogen, demselben nicht abhelfen konnte, so ist er unschuldig; wenn hingegen sein Irrthum dadurch entstand, daß er, bei der Bildung seines Urtheils über die Natur der menschlichen Handlungen, nachlässig und sorglos war, so ist er unmoralisch und schuldig.

H. Daraus folgt also, daß wir, um mit uns selbst zufrieden zu sein, und gegen Andere

moralisch gut zu handeln, sehr sorgsam und gewissenhaft in Betreff unserer Meinungen und Urtheile sein müssen.

Ph. Nichts kann wichtiger sein; denn da die Glückseligkeit, oder das wahre Heil des Menschen darin besteht, daß er richtig handele, und das richtige Handeln nur aus der richtigen Ansicht und Beurtheilung hervorgehen kann, so sollten wir vor allem Anderen dahin streben, unsere eigenen Ansichten der Dinge mit der Natur der Dinge in Einklang zu bringen. Richtig Denken ist die Grundlage aller Tugend und Glückseligkeit. Wer einsieht, daß eine Handlung recht ist, weil ihre natürliche Tendenz zum Guten führt, und dieser Tendenz wegen die Handlung begeht, der allein ist ein moralischer Mensch; und der allein ist jenes beständigen, dauernden und unveränderlichen Heils fähig, welches der Gegenstand unseres Gesprächs war.

H. Du lieber, weiser Führer, wie soll ich dahin gelangen, zu erkennen und mit Sicherheit zu entscheiden, was recht und unrecht im Leben ist?

Ph. So leicht, als du einen Kreis von einem Viereck, oder Licht von Dunkel unterscheidest. Schlage nur das Buch der Natur auf; erforsche

deine eigene Natur und das Verhåltniß, in welchem andere Menschen zu dir stehen, und du zu ihnen, dann wirst du bald gewahren, was zur menschlichen Glückseligkeit führt und was mithin recht ist.

H. Du bist mein guter Genius, Philokles; du hast mir gezeigt, was gut ist; du hast mich aus der Knechtschaft und dem Elend der Thorheit und des Lasters erlöst, und mich zu einem freien, glücklichen Wesen gemacht.

Ph. Dann bin ich der glücklichste Mensch in der Welt; sei nur standhaft, Horatio; lasse dich nie verleiten, die Vernunft und die Tugend zu verlassen.

H. Lieber wollte ich mein Leben verlieren. Gute Nacht, Philokles.

Ph. Adieu, lieber Horatio.

18. Die moralische Rechenkunst.

Ein Mittel, in zweifelhaften Fällen zu einer Entscheidung zu gelangen *).

Sie verlangen, in einer für Sie äußerst wichtigen Angelegenheit, meinen Rath. Es fehlt mir an hinlänglicher Einsicht in die Sache selbst und in die Umstände, um Ihnen sagen zu können, wozu Sie sich entscheiden sollen; aber, wenn es Ihnen recht ist, will ich Ihnen zeigen, wie Sie zur Entscheidung kommen können. Wenn solche schwierige Fälle für uns eintreten, so pflegt die Schwierigkeit hauptsächlich darin zu bestehen, daß, während wir darüber nachdenken, nicht alle Gründe für und wider zu gleicher Zeit unserm Geiste gegenwärtig sind, daß vielmehr einmal einige dieser Gründe von ähnlicher Beschaffenheit uns vor die Seele treten, ein andermal andere, während wir jene wieder vergessen haben. Daraus entstehen denn die verschiedenen Vorsätze und Neigungen, die wechselsweise in uns vorherrschen, und jene Ungewißheit, die uns quält. Um mich aus einer

*) Aus einem Schreiben vom September 1772, an Dr. Priestley.

solchen Verlegenheit zu ziehen, pflege ich ein Blatt Papier durch einen Strich in zwei Kolumnen zu theilen, und über die eine für, über die andere wider zu schreiben. Dieses Blatt führe ich einige Tage beständig bei mir, um die verschiedenen Gründe für oder wider die Sache, die mir zu verschiedenen Zeiten aufstoßen, sogleich in die verschiedenen Kolumnen eintragen zu können. Nachdem ich sie auf diese Weise alle zusammengestellt habe, gehe ich sie nach einander durch und erwäge den Werth eines jeden Grundes. Sobald ich auf jeder Seite einen finde, der dem gegenüberstehenden an Werth gleich kommt, streiche ich beide aus; finde ich einen Grund für, der so viel werth ist, als zwei andere wider, so streiche ich alle drei; finde ich zwei Gründe wider, deren Werth mir eben so groß erscheint, als der von drei andern Gründen für, so streiche ich die fünf; und so fort, bis ich am Ende finde, auf welcher Seite die meisten und wichtigsten Gründe stehen bleiben. Wenn mir dann, noch ein paar Tage später, kein neuer Grund für oder wider von Wichtigkeit eingefallen ist, so fasse ich meinen Entschluß nach dem Resultat der Rechnung. Wenn auch der Werth der Gründe nicht

mit mathematischer Genauigkeit gewogen werden kann, so glaube ich doch besser urtheilen zu können und weniger der Gefahr ausgesetzt zu sein, mich zu übereilen, wenn ich auf solche Art jeden einzelnen Grund für sich und in Verhältniß zu den anderen geprüft habe, und nun das Ganze mit einem Blick überschauen kann, und ich habe wirklich diese Art von Gleichung, die man die moralische oder Klugheits-Algebra nennen könnte, sehr nützlich gefunden.

Ich wünsche aufrichtig, daß Sie sich für das Beste entscheiden möchten 2c.

---

19. Was Ein Mann leisten kann *).

Vor Kurzem erhielt ich Ihr werthes Geschenk, die Memoiren von Thomas Hollis, der wahrlich, wie Sie in Ihrem Briefe von ihm sagen, »der Welt ein guter Bürger und unserm Amerika ein treuer Freund« war. Auch hat Amerika auf das innigste sein Wohlwollen und seine gro-

*) Aus einem Schreiben vom Oktober 1783, an Brand Hollis.

ßen Wohlthaten anerkannt und wird sein Andenken stets ehren. Diese Memoiren liefern einen Beleg zu einer Aeußerung, deren ich mich oft bediente, wenn ich Andere ermunterte, schwierige öffentliche Dienste zu übernehmen, nämlich: daß ein einzelner Mensch zum Erstaunen viel Gutes thun könne, wenn er dies zu seinem eigentlichen Geschäft machen will. Aber nicht weniger befremdend ist es, wie unglaublich wenig von Vielen gethan wird; denn die Frivolität der Beschäftigungen und Vergnügungen der Klasse, die wir Gentlemen nennen, ist so groß, daß jedes Jahrhundert, in jedem Staate Europa's, drei Generationen dieser Herren, jede von tausend Köpfen, gesehen haben mag (und noch dazu Leute von Vermögen), von denen jede Generation in ihrer Lebenszeit nicht so viel Gutes gewirkt hat, als dieser einzige Mann! Und er wirkte nicht allein für sein Volk und seine Zeit, sondern für ferne Länder und späte Zukunft — durch Vervielfältigung und Vertheilung der Werke unserer besten Englischen Schriftsteller, über Gegenstände von der größten Wichtigkeit für das Wohl der Gesellschaft. — Ich kannte ihn persönlich nur wenig; zuweilen traf ich ihn in den gelehrten Gesellschaf-

ten in London; allein er schien meine Bekanntschaft zu scheuen, obgleich er mir oft werthvolle Geschenke zusandte, wie: Hamilton's und Sidney's Werke ꝛc., welche zu den schönsten Zierden meiner Bibliothek gehören. Wären wir uns näher gekommen, so hätten wir vielleicht manches nützliche Unternehmen zusammen ausgeführt; aber er liebte es, das Gute allein und in's Geheim zu thun; — und überdies sehe ich aus diesen Memoiren, daß ich in seinen Augen ein zweideutiger Charakter war. Doch dieses Irrthums wegen schätze ich ihn nicht weniger, und bin den Herausgebern verbunden für die Gerechtigkeit, die sie mir widerfahren lassen.

---

20. Ueber Dankbarkeit *).

Die Menschen haben nur sehr unvollkommene Begriffe von ihren Pflichten in Betreff der Wohlthaten, der Verbindlichkeiten und der Dankbar-

*) Auszug aus Franklin's Noten in Betreff einer 1781 gepflogenen Unterhandlung mit M. Grenville. Aus Franklin's Mélanges de morale etc. Paris 1826.

keit. Es ist den Meisten so peinlich, sich verpflichtet zu fühlen, daß sie unaufhörlich nach Gründen suchen, um zu beweisen, daß sie gar nicht Schuldner geworden seien, oder das, was sie schuldig waren, reichlich vergolten hätten; und sie selbst lassen sich dann gar leicht durch die gefundenen Gründe von der Wahrheit dessen überreden, was ihren Wünschen entspricht. A. und B. sind sich einander fremd. Dieser fürchtet, jeden Augenblick Schulden halber arretirt zu werden. A. leiht ihm das erforderliche Geld, um seine Freiheit zu sichern. B. ist also A's Schuldner geworden und zahlt nach einiger Zeit das geliehene Geld zurück. Ist er ihm nun nichts mehr schuldig? Die Geldschuld hat er zwar abgetragen, aber die Schuld der Dankbarkeit bleibt ihm; er ist noch immer Schuldner von A., dessen Mitleid ihn aus einer so großen Noth errettete. Wenn B. späterhin den A. in einer Lage sieht, die derjenigen ähnlich ist, aus welcher er selbst durch ihn befreit ward, so kann er die Schuld der Dankbarkeit theilweise abtragen, indem er jetzt ihm das erforderliche Geld leiht. Theilweise, sage ich, nicht ganz, denn als A. das Geld an B. lieh, war keine Wohlthat vorhergegangen, die

ihn dazu verpflichtete. Ich meine daher, wenn A. sich noch einmal in derselben Noth befindet, so ist B. verbunden, ihm, wenn er es kann, denselben Dienst wieder zu leisten.

---

21. Ueber das Duell *).

Zum Erstaunen ist es, daß die mörderische Gewohnheit des Duellirens, welche Sie (in Ihren moralischen und literarischen Dissertationen) mit so vielem Grunde verdammen, noch immer so herrschend (en vogue) ist. Früher waren die Duelle wohl zu entschuldigen, als sie dazu dienten, Prozesse zu entscheiden, weil man glaubte, die Vorsehung werde in jedem einzelnen Falle der Wahrheit und dem Rechte den Sieg verleihen. Jetzt entscheiden sie gar nichts. Einer sagt etwas, ein Anderer erklärt es für eine Lüge. Sie schlagen sich; allein welcher von beiden auch getödtet wird, die Streitfrage bleibt unerledigt. — In dieser Beziehung erzählt man sich hier eine

*) Aus einem Schreiben an Dr. Percival, vom 17. Juli 1784.

artige kleine Anekdote. Ein Herr *) sitzt in einem Kaffeehause, und bittet einen andern Herrn, sich weiter von ihm zu setzen. — »Wie so?« — Weil Sie stinken, mein Herr. — »Das ist eine Beleidigung, Sie sind gefordert.« — Nun, wenn Sie darauf bestehen, nehme ich die Forderung an, aber ich sehe nicht ein, wie das die Sache verbessern soll. Denn tödte ich Sie, so stinken Sie, wo möglich, noch mehr als jetzt, und tödten Sie mich, so stinken wir alle beide.

Wie können so erbärmliche Sünder, als wir sind, so stolz sein, zu wähnen, daß jede Beleidigung unserer eingebildeten Ehre den Tod verdiene? Diese kleinen Fürsten im Reiche ihrer Meinung würden den Herrscher, welcher einem unter ihnen das Todesurtheil spräche, weil er etwas unhöflich von seiner geheiligten Person gesprochen, einen Tyrannen schelten; und doch macht jeder von ihnen sich selbst zum Richter in seiner eigenen Sache, verurtheilt den Beleidiger ohne Jury, und übernimmt selbst das Amt des Scharfrichters.

*) Man sagt, Washington.

22. Parabel über die brüderliche Liebe.

Um jene Zeit war kein Eisenarbeiter im ganzen Lande. Und die Kaufleute aus Arabien zogen mit ihren Kameelen vorüber, beladen mit Gewürzen, Myrrhen, Balsam und Eisenwaaren.

Und Ruben kaufte eine Axt von den Ismaelitischen Kaufleuten und hielt sie sehr werth, denn es war keine in seines Vaters Hause.

Und Simeon sagte zu seinem Bruder Ruben: Leihe mir deine Axt, ich bitte dich darum. Er aber weigerte sich und wollte nicht.

Und Levi sagte gleichfalls zu ihm: Mein Bruder, ich bitte dich, leihe mir deine Axt; aber er schlug es auch diesem ab.

Da kam Juda zu Ruben und bat ihn, und sprach: Siehe, du liebest mich und ich habe dich immer geliebt, verweigere mir nicht den Gebrauch deiner Axt. Aber Ruben wandte sich von ihm und schlug es ihm gleichfalls ab.

Nun geschahe es, daß Ruben Holz fällte am Ufer eines Flusses, und seine Axt fiel hinein und er konnte sie durchaus nicht finden.

Simeon aber und Levi und Juda hat-

ten den Ismaeliten einen Boten nachgeschickt mit Geld, und hatten sich jeder eine Axt gekauft.

Da kam Ruben zu Simeon und sagte: Siehe, ich habe meine Axt verloren und meine Arbeit ist nicht fertig, leihe mir deine Axt, ich bitte dich.

Und Simeon antwortete ihm und sprach: Du wolltest mir deine Axt nicht leihen, darum leihe ich dir auch meine nicht.

Da ging er zu Levi und sprach zu ihm: Mein Bruder, du weißt meinen Verlust und meine Noth, ich bitte dich, leihe mir deine Axt.

Aber Levi schalt ihn und sprach: Du wolltest mir deine Axt nicht leihen, als ich dich bat; aber ich will besser sein, als du, und dir die meinige leihen.

Und Ruben grämte und schämte sich über den Vorwurf von seinem Bruder Levi, und wandte sich von ihm und nahm die Axt nicht, sondern ging und suchte seinen Bruder Juda.

Und als er in seine Nähe kam, sah Juda sein Gesicht, wie es bedeckt war mit Gram und Scham; und er kam ihm zuvor und sagte: Mein Bruder, ich weiß deinen Verlust, aber warum grämst du dich deshalb? Siehe, habe ich

nicht eine Axt, die uns beiden dienen kann, dir und mir? Nimm sie, ich bitte dich, und gebrauche sie, wie deine eigene.

Da fiel ihm Ruben um den Hals und küßte ihn in Thränen und sprach: Deine Freundlichkeit ist groß, aber deine Güte im Verzeihen ist größer. Du bist wahrlich mein Bruder, und gewiß will ich dich lieben, so lange ich lebe.

Und Juda sagte: Laß uns auch die andern Brüder lieben; siehe, sind wir nicht alle von einem Blut?

Alles dieses sah Joseph und erzählte es seinem Vater Jakob. Und Jakob sagte: Ruben that Unrecht, aber er bereute. Simeon that gleichfalls Unrecht, und Levi war nicht ohne Fehl. Aber Juda's Herz ist fürstlich. Juda hat die Seele eines Königs. Seines Vaters Kinder sollen sich beugen vor ihm, und er soll herrschen über seine Brüder.

---

23. Ueber Wohlthätigkeit *).

Ihre Lage schmerzt mich. Ich sende Ihnen hier eine Anweisung auf zehn Louisd'or; nicht als Geschenk, nur als Darlehn. Wenn Sie mit einem guten Charakter in Ihr Vaterland zurückkehren, so wird es Ihnen nicht fehlen, bald in irgend ein Geschäft zu kommen, welches Sie in den Stand setzen wird, nach und nach alle Ihre Schulden zu bezahlen. Wenn Ihnen dann ein anderer ehrlicher Mann in ähnlicher Noth begegnet, so müssen Sie mich bezahlt machen, nicht dadurch, daß Sie mir das Geld zurückzahlen, sondern dadurch, daß Sie diesem anderen Manne dieselbe Summe leihen, mit der Verpflichtung, seine Schuld auf eben die Weise einem Dritten abzutragen, sobald er dazu im Stande ist und eine solche Gelegenheit findet. So, hoffe ich, kann dies Geld durch viele Hände gehen, bis ein Bube es erhält, der den ferneren Umlauf hemmt, indem er es für sich behält. Den Witz habe ich mir ausgedacht, um mit wenigem Gelde viel Gu-

*) Aus einem Schreiben an Benjamin Webb, 1784.

tes thun zu können. Ich bin nicht reich genug, um Viel im Wohlthun zu leisten, daher bin ich genöthigt, schlau zu sein und aus Wenigem das Beste zu machen.

---

24. Ueber Dienst und Verdienst *).

Was die Gefälligkeit betrifft, deren Sie in Ihrem Briefe erwähnen, so wünschte ich, Sie hätten mehr Gut davon gehabt. Wenn das wäre, so würde ich keinen andern Dank verlangen, als daß Sie stets eben so bereit wären, irgend einem Anderen zu dienen, der Ihres Beistandes bedürftig wäre, damit die guten Werke und Dienstleistungen im Kreise rund gingen; denn die Menschen sind alle von einer Familie.

Die Dienste, die ich selbst Anderen thue, betrachte ich nicht als Gunsterweisungen, sondern als Schuldentilgung. Auf meinen Reisen und seit meinem Etablissement (als Buchdrucker in Philadelphia) ist mir viel Freundliches von Men-

*) Aus einem Schreiben an Georg Whitefield, vom Juni 1753.

schen widerfahren, denen ich ihre Güte nie werde vergelten können, und unzählige Gnade von Gott, der viel zu erhaben ist, um in unseren Diensten eine Vergeltung zu finden. Jene Gefälligkeiten von Menschen kann ich also nur erwiedern an ihren Mitmenschen, und meine Dankbarkeit für die Gnade Gottes kann ich nur beweisen durch die Bereitwilligkeit, seinen andern Kindern — meinen Brüdern — Hülfe zu leisten. Denn ich glaube nicht, daß Danksagungen und Komplimente, wenn sie auch wöchentlich wiederholt werden, uns entbinden können von unsern wirklichen Verpflichtungen gegen einander, viel weniger von der Verpflichtung gegen unsern Schöpfer.

Sie ersehen aus diesen Bemerkungen über die guten Werke, daß ich weit entfernt bin von dem Wahn, mir den Himmel dadurch zu verdienen. Unter Himmel verstehen wir einen Zustand der Seligkeit, welcher, dem Grade nach, unbegrenzt, der Dauer nach, ewig ist. Ich kann nichts thun, um solchen Lohn zu verdienen. Wer zum Lohn für einen Trunk Wasser, den er einem Durstigen gereicht, ein schönes Landgut erwartete, wäre bescheiden in seinen Ansprüchen in Vergleich mit denen, welche den Himmel zu ver=

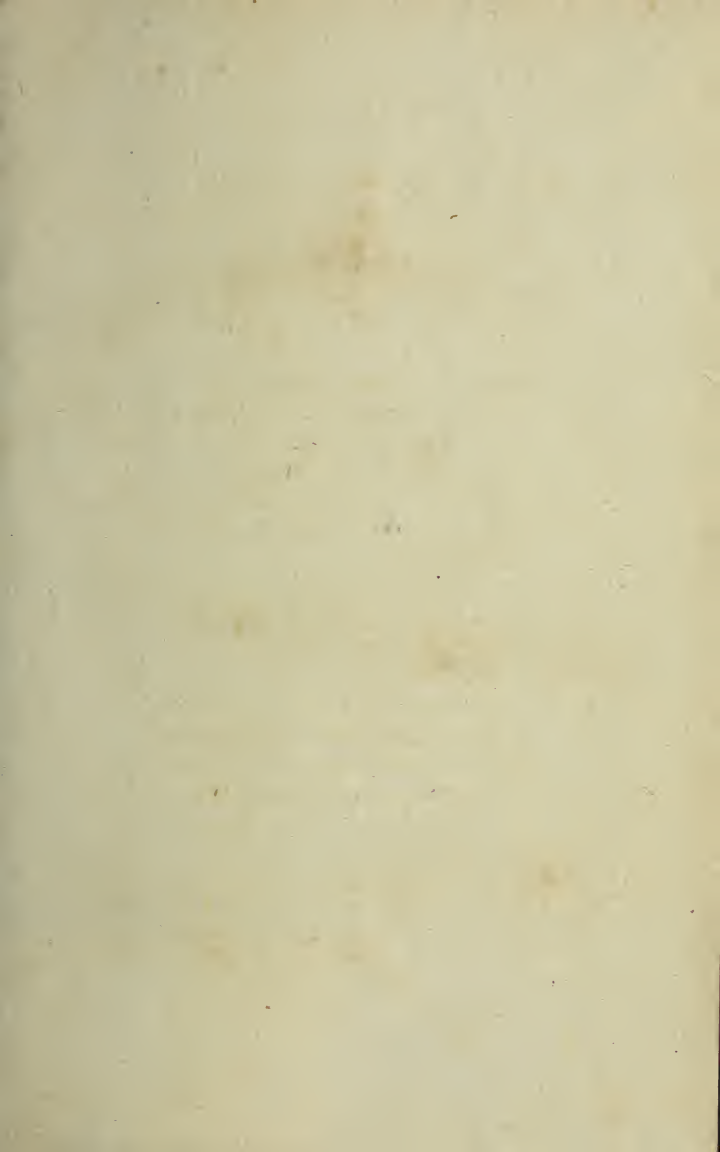
dienen wähnen durch das wenige Gute, was sie auf dieser Erde zu thun im Stande sind. Selbst die unvollkommenen Vergnügungen, deren wir uns in dieser Welt erfreuen, fließen mehr aus Gottes Güte, als aus unserm Verdienst; wie viel mehr denn die Seligkeit des Himmels. Was mich betrifft, so bin ich nicht so eitel, zu glauben, daß ich sie verdienen könne, und bin auch nicht so thörig, sie zu erwarten, und nicht so begehrlich, sie zu verlangen. Ich begnüge mich damit, dem Willen und der Verfügung des Gottes mich zu unterwerfen, der mich erschuf, der mich bisher erhielt und segnete, und von dessen väterlicher Güte ich wohl erwarten darf, daß er mich nie elend machen wird, und daß selbst die Leiden, die ich vielleicht hienieden noch erdulden soll, zu meinem Heile dienen werden.

(Schluß des zweiten Theils.)

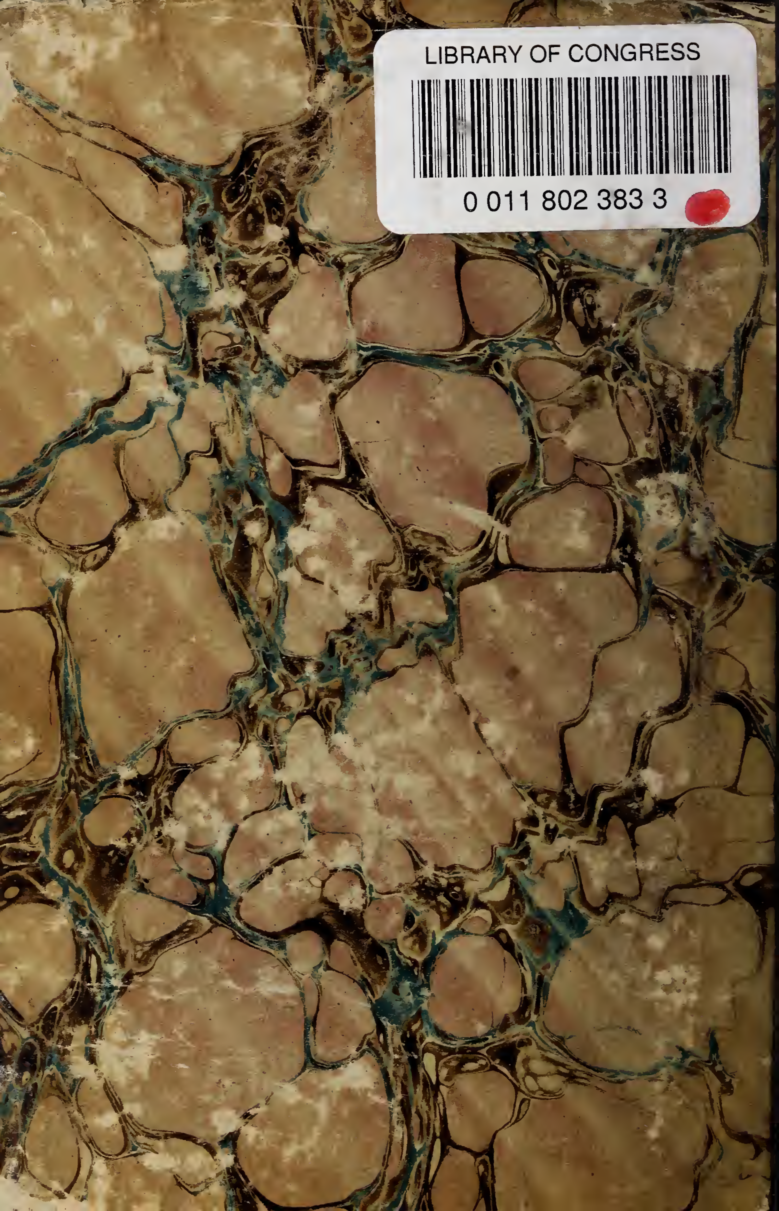
Inhalts-Verzeichniß.

Erster Theil.

Zweiter Theil.






LIBRARY OF CONGRESS
0 011 802 383 3